

Die Heiratssperre

Humoristischer Roman

von

Freiherr von Schlicht

Otto Janke / Verlag / Berlin

Carl Ludwig von Mellenbach, der nun, nachdem sein langer Urlaub längst vorüber war, schon wieder seit mehr als anderthalb Jahren als Oberleutnant seinem alten, lieben Grenadierregiment angehörte, war sich auch heute wieder, wie schon so oft, darüber nicht einig, ob er sich darüber freuen oder ob er sich darüber ärgern sollte, daß er als einziger vollständig nüchtern war und es auch blieb, während die Kameraden, mit denen er im Kasino zusammensaß, sich von Stunde zu Stunde desto mehr bezechten. Aber das war für ihn nicht so einfach wie für die anderen. Wie sollte er da also in eine feuchtfröhliche Stimmung geraten wie die Kameraden und was ging es ihn an, daß der liebe Gott nun endlich das Tischgebet erhört hatte, das jeden Mittag der Reihe nach von einem der Kameraden nicht etwa hergeleiert, sondern mit tiefster Andacht gesprochen worden war und das da lautete: „Vater, füg' es uns zum Frummen, laß schöne Mädchen in das Städtchen kommen. Amen!“ Und der eine oder der andere hatte dann nach dem Amen aus sich selbst heraus hinzugesetzt:

„Vater im Himmel, laß die Mädchen schöner sein als dieses Gebet, an dem ich unschuldig bin, ich habe es nicht verbrochen.“ Ja, verbrochen haben wollte überhaupt keiner das Tischgebet, und doch waren alle sehr stolz darauf gewesen, als es eines Tages in gemeinsamer geistiger Arbeit entstanden war. Jetzt hatte es sogar geholfen, endlich, endlich, und nun überlegten sich die Kameraden ernsthaft, ob sie die Erhörung ihres Gebetes mit einem offiziellen kirchlichen Dankgottesdienst oder mit einem zum mindesten ebenso offiziellen feuchtföhlichen Liebesmahl feiern sollten. Ja, einige waren sogar dafür, beide Feiern zu veranstalten. Am nächsten Sonnabend das Liebesmahl und am Sonntag den Dankgottesdienst. Aber das fand nicht viel Anklang, weil man dann am Sonntag einen zu großen Kater mit in die Kirche bringen würde, und man wußte aus Erfahrung, daß die Kirchenluft, die vielen Gesänge und die lange Predigt einem Kater nicht besonders bekömmlich waren. Aber darüber waren sich alle einig, gefeiert mußte das große Ereignis irgendwie offiziell werden, und da man sich über das Wann und Wie noch nicht einigen konnte, feierte man vorläufig schon heute darauf los, man trank und sang, man lachte und trieb allerlei Unfug, und die Stimmung wurde immer lauter und übermütiger. Carl Ludwig von Mellenbach aber bereute es immer

mehr, sich nicht mit den anderen zusammen be-
trinken zu können, und daß er es nicht konnte, lag
nach seiner Ansicht einzig und allein daran, daß
es ihn persönlich ganz kalt ließ, daß nun drei sehr
hübsche junge Mädchen mit ihren Eltern hierher
in die kleine Stadt und in die ebenso kleine
Garnison versetzt worden waren, denn hübsch
sollten sie wirklich sein. Er selbst hatte sie noch
nicht gesehen, weil ihn weder die Tochter des
neuen Majors, noch die Tochter des neuen Re-
gierungsrates, noch die Tochter des neuen Prä-
sidenten interessierte. Aber die Kameraden
waren heute so lange auf dem Bummel durch die
Straßen der Stadt geschlendert und hatten so
lange vor dem Hotel, in dem die Herrschaften vor-
läufig abgestiegen waren, herumgelungert, bis sie
die jungen Mädchen teils auf der Straße, teils
im Hotelgarten, der bis an die Straße reichte, zu
Gesicht bekamen, und alle waren nun entzückt und
entflammt, das besonders deshalb, weil der liebe
Herrgott, als er endlich das Gebet erhörte, bei
der Auswahl der jungen Damen den verschie-
densten Geschmacksrichtungen Rechnung trug. Die
eine, Fräulein Hannelore von Mielitz, die Tochter
des Majors, war, wenn Carl Ludwig von Mellen-
bach das richtig behalten hatte, groß und schlank,
mit blonden Haaren und sehr hübschen blauen
Augen. Die zweite, Dorette, die Tochter des

Oberpräsidialrates von Wangenberg, war von mittelgroßer Figur, hatte ganz schwarze Haare und ebensolche dunklen Augen. Die dritte aber, die Tochter des neuen Regierungsrates von Schultze, hieß Melitta, war klein und zierlich, hatte brünettes Haar und angeblich die schönsten rehbraunen Augen, die man sich nur vorstellen konnte. Und alle waren bildhübsch gewachsen, dafür hatte sich der Regimentsadjutant, der mit dem neuen Major dienstlich im Hotel zusammengetroffen war und bei dieser Gelegenheit gleich die fremden Herrschaften nebst deren Töchtern persönlich kennen lernte, den Kameraden gegenüber ausdrücklich verbürgt, denn der Zufall hatte ihn den Gang der drei jungen Damen beobachten lassen, und die Mode der glücklicherweise sehr fußfreien Röcke hatte ihm seine Beobachtungen erleichtert. Und er hatte um so aufmerksamer und ungenierter beobachten können, als er auf dem Goldfinger der rechten Hand bereits seit einem Jahr den Ehering trug, der ihm sogar für die allernächste Zeit Vaterfreuden in Aussicht stellte.

Carl Ludwig von Mellenbach hatte belustigt beobachtet, in welchen Freudentaumel die Kameraden bei der Schilderung des Adjutanten gerieten. Schon die Vornamen der jungen Damen lösten Hellen Jubel aus. Einer dieser Namen war immer noch hübscher als der andere, und nun erst

die Farbe der Augen und die der Haare der jungen Mädchen. Und dazu der Wuchs! Einer hatte behauptet, es hieße im Plural „die Wüchse“, aber der war damit nicht durchgedrungen, obgleich keiner wußte, wie der Plural wirklich hieß, bis man sich schließlich auf „die Wuchsgestalten“ einigte.

Der Jubel und die Freude kannten keine Grenzen, denn außer diesen dreien waren im Städtchen weiter keine jungen Mädchen da, wenigstens keine, die zur Gesellschaft gehörten. Es war mal eine dagewesen, Marga hatte sie geheißt und war die Tochter eines Regierungsrates a. D., der sein ganzes Vermögen verlor, als er damit für seinen besten Freund bürgte, der sich hinterher als ein dreifacher Lump erwies. Die Marga war so arm, daß sie die Kleider tragen mußte, die ihr die reichen Verwandten aus ihren abgelegten Sachen überließen. Dann war der Regierungsrat eines Tage fortgezogen, um wo anders vielleicht noch ein paar Mark billiger leben zu können, und das hatte allen schon um der Marga willen aufrichtig leid getan, denn sie war ein so auffallend hübsches Mädchen von zweiundzwanzig Jahren gewesen, einfach bildhübsch und so nett und so klug, daß sie sich nicht einmal ihrer Armut schämte. Aber trotzdem war es allen doch eigentlich ganz lieb gewesen, als Margas Vater seine

Zelte hier abbrach, denn Fräulein Marga hatte zur Gesellschaft gehört und dort aus finanziellen Gründen doch nicht verkehren können. Nun war die Marga fort, aber trotzdem nicht vergessen, die Kameraden sprachen plötzlich wieder von ihr und stellten Betrachtungen und Erwägungen darüber an, ob die drei neuen jungen Damen wohl noch hübscher oder wenigstens ebenso hübsch wären wie Fräulein Marga, bis in diese ziemlich zwecklose Debatte hinein plötzlich die Stimme des Leutnants von Hohendorf erklang: „Ach was, das ist mir alles einerlei, ich heirate die Hannelore, die Hannelore mit dem schlanken Wuchs, den blonden Haaren, den blauen Augen, und wenn ich sie erst geheiratet habe —“ aber das, was dann kommen sollte, schien dem Sprecher, einem großen, schlanken Offizier, der im Regiment den Beinamen „Heini der Sparsame“ führte, selbst nicht klar zu sein, wenigstens schwieg er sich über die Fortsetzung seiner Rede einen Augenblick aus, bis er nach einer Weile mit lallender Stimme sagte: „'ne blonde Mutter und dazu 'nen schwarzen Vater wie ich, da gibt es schwarzblonde Kinder, und da lohnt es sich schon um dieser Farbenzusammenstellung willen —“ aber weiter kam er auch diesmal nicht, er schien darüber nachzudenken, wie seine schwarzblonden Kinder wohl in Wirklichkeit aussehen würden. Doch so wenig er bisher

eigentlich gesagt hatte, nach der Ansicht der meisten Kameraden, die sich erst jetzt von ihrem Erstaunen erholten, war es dennoch zuviel gewesen, denn ehe Heini der Sparsame recht wußte wie ihm geschah, war er blitzschnell über den großen Eßtisch, an dem alle saßen, von kräftigen Händen gezogen und bekam auf den strammgezogenen Hosenboden seine lauschenden Fünfundzwanzig mit der Hand aufgezählt, während man ihm und damit zugleich der Allgemeinheit zurief: „So wie es jetzt dir geht, Heini, wird es jedem ergehen, der davon spricht, eins der drei jungen Mädchen vor Ablauf der nächsten fünf Jahre heiraten zu wollen.“

„Wetten, daß es mir anders geht?“ erklang da eine Stimme, und plötzlich hatte sich Leutnant Martini, ein mittelgroßer, schlanker, kräftiger Offizier, freiwillig über den Tisch gelegt, richtiger gesagt, auf den Tisch, aber er drehte den Kameraden nicht seine Kehrseite, sondern seine Vorderfront zu, während er den anderen zurief: „Wer mich verprügeln will, muß mich schon auf den Magen schlagen, und das tut lieber nicht, denn erstens schlage ich mit den Füßen um mich, und wer mich auf den Magen schlägt, muß damit rechnen, daß ich ihm aus meinem Magen wenigstens ein Glas Sekt in das Gesicht gieße. Also in eurem Interesse tut es lieber nicht.“

Und damit es wirklich keiner täte, strampelte Martini, auf dem Rücken liegend, mit seinen Füßen so energisch in der Luft herum, daß sich ihm niemand zu nähern wagte, und um sich wieder frei zu machen, strampelte Heini der Spar-same erst recht mit den Beinen, aber der mußte trotzdem liegen bleiben, bis er seine Keile fort hatte, dann aber wandte man sich dem Kameraden Martini zu. Eigentlich hatte der erst recht verdient, übergelegt zu werden, aber bei seinen bekannten Kräften wagte sich niemand an ihn heran, und schließlich hatte er so verbrecherische Worte, wie Hohendorf es tat, ja auch nicht ausgesprochen, sondern die höchstens nur gedacht, deshalb meinte man jetzt: „Na, Fritze, dann setze dich nur wieder auf deine vier Buchstaben, sonst strampelst du uns noch den ganzen Tisch um, und ehe wir dir deine Prügel geben, müssen wir wissen, ob du die verdient hast. Wolltest du also mit deinen Andeutungen sagen, daß auch du?“ und warnend setzte man hinzu: „Fritzchen, Fritzchen, denk' daran, was daraus noch werden kann!“

Der also Genannte lachte übermütig auf: „Was daraus werden kann? Das, was ihr meint, gewiß nicht, sondern, wenn alles gut geht, ein glücklich liebend Paar, und ich will euch auch gleich sagen, auf wen ich es abgelegt habe, auf die Dorette. Eine Frau, die Dorette heißt, habe ich

mir schon lange gewünscht, und schwarze Augen hat sie auch, und erst recht schwarze Haare, und ich habe gar keine, ich meine natürlich nicht, keine Augen, sondern keine Haare, und da würden unsere Kinder also auf der einen Seite dichte, schwarze Haare haben, und auf der anderen Seite kahlköpfig sein. Paßt mal auf, meine Kinder würden zum mindesten ebenso hübsch und originell aussehen wie Heinis schwarzblonde Mädels oder Jungens."

Wenn Leutnant Martini eben behauptet hatte, er besäße gar keine Haare, so war das eine bewußte Übertreibung. Er hatte schon Haare, und zwar braune, er verfügte auch über einen außergewöhnlichen üppigen Haarwuchs, aber dem verdankte er eine sehr böse Stunde seines Lebens. Er war vor einigen Monaten bei einer Besichtigung dadurch unangenehm aufgefallen, daß seine Haare nicht ganz vorschriftsmäßig geschnitten waren. Wie sich später herausstellte, waren die nur um einen Millimeter zu lang gewesen, aber Seine Exzellenz hatte ihn gefragt, vor wieviel Monaten er zum letztenmal bei dem Friseur gewesen sei. Seine Exzellenz hatte dem Herrn Oberst nahegelegt, dem Herrn Leutnant aus der Regimentskasse die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen, um sich die Haare wenigstens einen halben Meter kürzer schneiden zu lassen. Der Herr Oberst hatte den Major angeblasen, wie der es

dulde, daß in seinem Bataillon ein Leutnant herumlaufe, gegen den die berühmte Anna Chillag mit ihren drei Meter langen Riesenhaaren an Kahlköpfigkeit leide. Der Herr Major hatte seinen Hauptmann angebrüllt, der in erster Linie dafür verantwortlich sei, daß sein Leutnant in einem menschenwürdigen Zustand und nicht mit einem Haarwuchs, der an die Buschmänner erinnere, zur Besichtigung käme, und dann hatte der Herr Hauptmann sich seinen Leutnant noch einmal unter vier Augen vorgenommen. Als aber der letzte Ton der Hauptmannsrede verklungen war. Da war Martini so schnell wie er nur laufen konnte, zu seinem Friseur geeilt und hatte sich von dem mit der Halben-Millimeter-Maschine auf dem ganzen Kopf die Haare heruntersäbeln lassen, daß kein Mensch mehr feststellen konnte, welche Farbe seine Haare früher besessen hatten. Und als seine Haare in der Frisierstube auf dem Boden lagen, da schwur er sich: „Es mag kommen, was da will, nie wieder und unter gar keinen Umständen läßt du dir jemals wieder die Haare wachsen, solange du noch die Ehre und zuweilen, wie heute, das große Vergnügen hast, preußischer Offizierssoldat zu sein, ganz einerlei, ob du dein militärisches Leben als Leutnant oder als Exzellenz beschließt.“ Und diesen Schwur hatte er bis zu dieser Stunde auch gehalten, obgleich er, der früher ein wirklich

hübscher Mensch gewesen war, jetzt geradezu scheußlich aussah, so scheußlich, daß der Herr Oberst ihm durch seinen Adjutanten den Befehl geben ließ, sich seine Haare wieder wachsen zu lassen, das hauptsächlich deshalb, weil ja jeder sofort merkte, er habe sich seine Haare nur abrasieren lassen, um dadurch seine Vorgesetzten zu ärgern. Da aber hatte er sich stolz in die Brust geworfen und dem Kommandeur sagen lassen, er selbst fände sich jetzt viel hübscher als früher, und wenn die Augen des Herrn Oberst nicht mehr mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, dann möchte er, der Herr Oberst, sich getrost zu einem anderen Regiment versetzen lassen, seine, des Herrn Leutnants, besten Wünsche würden ihn, den Kommandeur, auf dessen weiterem militärischen Lebenswege begleiten.

Ob der Adjutant seinem Brotherrn diese Botschaft wirklich bestellt hatte, erschien dem Leutnant Martini zum mindesten zweifelhaft, denn wenn ja, hätte ihn der Kommandeur sicher wegen seines frechen Schlußsatzes mit vierzehn Tagen Stubenarrest bestraft. Aber die Hauptsache hatte der Adjutant dem Kommandeur wohl wenigstens unterbreitet, und der letztere sah ihn nun auch täglich mit Augen an, als wolle er ihn zur Strafe für seine durch diesen kurzen Haarschnitt bewiesene obstinate Gesinnung am liebsten an die

Wand speißen. Um aber trotzdem gute Miene zum bösen Spiel zu machen, hatte der Kommandeur eines Tages dem Adjutanten erklärt, schön wäre diese Haartracht des Leutnants Martini ganz gewiß nicht, und er, als der Vorgesetzte, würde schon dafür sorgen, daß dem Herrn Leutnant die Haare eines Tages wieder wüchsen, bis dahin aber sei er froh darüber, daß der nicht mehr wie bisher mit einem langen Schopf durch die Welt laufe. Und kaum hatte der Adjutant das im Kasino erzählt, da hatte Martini seinen Beinamen weg und hieß nur noch „Fritzchen mit dem Zöpfchen“.

Und gleichsam, um sich zu vergewissern, daß ihm in der letzten Minute kein Zopf und kein Schopf wieder gewachsen sei, fuhr Martini sich nun mit einer schnellen Handbewegung, die hinten im Genick ansetzte und auf der hohen, hübschen Stirn endete, über den Schädel, bis eine Stimme rief: „Ich meine, daß Fritze davon sprach, Fräulein Dorette heiraten zu wollen, brauchen wir auch nicht weiter tragisch zu nehmen.“

Aber dann fiel es den anderen plötzlich ein, daß sich selbst im Scherz bisher noch kein Liebhaber für Fräulein Melitta gefunden hatte. Natürlich durfte die im Ernst ebensowenig jemals geheiratet werden wie die beiden anderen, aber trotzdem war es für die beinahe kränkend und beleidigend, daß sie niemand, wenn auch nur in der Champagner-

laune, zum Weibe beehrte, und deshalb riefen ein paar Kameraden, nachdem sie miteinander gepochelt hatten, dem Oberleutnant von Muehler, der es im nüchternen Zustande, der ihm aber heute selbst vom Hörensagen unbekannt war, wie eine tödliche Beleidigung auffaßte, wenn man seinen Namen wie Müller aussprach, neckend zu: „Na, Müller, nun rede auch mal ein Wort. Hast du denn gar keine platonischen Heiratsgelüste? Fräulein von Schultze wäre doch was für dich. Du weißt ja auch, Schiller und Goethe, Hammer und Amboß, Sekt und Propfen, Milch und Amme, Müller und Schulze, die gehören zusammen wie früher die siamesischen Zwillinge, als sie zusammengewachsenenerweise noch lebten. Also was meinst du?“

Der Angesprochene, ein mittelgroßer, etwas starker und behäbiger Offizier, dem man es ansah, daß er lieber gut aß und trank, als daß er Dienst tat, hob die müden Lider und sah mit großen, dunkelblauen Augen zuerst ganz erstaunt um sich, als müsse er sich erst wieder darauf besinnen, wo er sei, dann aber sagte er: „Was ich meine? Gut, daß ihr mich danach fragt, sonst hätte ich es vielleicht ganz vergessen. Also, wenn ihr meine Ansicht hören wollt, ich bin nicht nur gegen einen Dankgottesdienst, sondern auch gegen ein Liebeshmahl, wohl aber stimme ich sehr energisch für ein

doppeltes Liebesmahl. Das zweite kann sich dem ersten sofort anschließen, meinetwegen kann das erste auch dem zweiten vorangehen. Amen."

Aber so schön diese Rede auch gemeint war und so feierlich die schloß, sie hatte doch nicht den gewünschten Erfolg. Leutnant Muehler erreichte durch die weiter nichts, als daß er ausgelacht wurde und daß man ihm zurief: „Aber Müller, du mußt ja schon wieder mal im wachenden Zustande geschlafen haben, darum, ob Dankgottesdienst oder Liebesmahl handelt es sich im Augenblick gar nicht, sondern wir fragten dich lediglich, ob du, weil du doch nun einmal Müller heißt, nicht die Absicht haben solltest, jetzt oder später Heiratsgedanken auf Fräulein von Schultze zu werfen, weil eure Familiennamen so gut zueinander passen. Und da fragen wir dich nun zum drittenmal: Was meinst du dazu?"

„Was ich meine," gab der mit müder Stimme zur Antwort, „da kann ich euch auf eure Frage nur kurz und bündig antworten: Warum nicht? Nüchternen Zustandes habe ich mich zwar noch nie mit Heiratsgedanken getragen, aber jetzt, gewissermaßen durch das Glas der Sektflasche gesehen, macht sich die Sache ganz anders, und wenn ihr mir gut zuredet, und wenn ich euch damit einen Gefallen tue, daß ich euch dieses Fräulein von Schultze abnehme, warum nicht? Aber nun laßt

mich gefälligst mal fünf Minuten schlafen, ihr wißt, wenn ich dann wieder aufwache, habe ich meistens meine besten Gedanken. Also gute Nacht."

Gleich darauf verkündeten Muehlers ruhige und gleichmäßige Atemzüge, daß er tatsächlich eingeschlafen sei, und alle, die das sahen, bekamen es mit der Angst, denn sie kannten Muehler zur Genüge. Der hatte seine besten Einfälle, wie er es nannte, die in Wirklichkeit aber meistens sehr blödsinnig waren, tatsächlich immer bei dem Erwachen, ohne daß er sich im Schlafe oder gar träumend irgendwie mit irgendwelchen Dingen beschäftigt hätte. Aber trotzdem passierte es ihm oft, daß er sich des Abends oder was man lange nach Mitternacht so „abends“ nennt, ganz normal schlafen legte und daß er des Morgens mit einem Gehirnklaps, wie die Kameraden es nannten, aufstand, weil er mit irgendeinem Plan oder einem Vorhaben erwachte, an dem er um so hartnäckiger festhielt, je mehr die anderen ihn davon entweder in seinem Interesse oder in dem der Allgemeinheit abzubringen versuchten. Deshalb war jetzt die Angst der Kameraden wirklich groß. Was dann, wenn Muehler plötzlich mit der festen Absicht die Augen wieder aufschlug, Fräulein Melitta tatsächlich zu heiraten? Das durfte der selbstverständlich nicht, denn man hatte ihn mit den Worten,

die man ihm zurief, doch lediglich etwas necken und uzen wollen. Na, glücklicherweise hatte der hier in der Stadt seine von allen hochverehrte Frau Tante, Frau von Willach, kurzweg „Tante Clärchen“ genannt, wohnen, die, wie alle wußten, den Standpunkt vertrat, daß kein Mann würdig sei, jemals um ein junges Mädchen freien zu dürfen. Na, die würde ihrem Neffen schon ganz gehörig den Kopf zurechtsetzen, wenn der ihr jemals von Heiratsgedanken sprechen sollte. Und der Tante würde er sich, wie schon so oft, auch da fügen, wenn er auch stets behauptete, er tanze nicht nach Tante Clärchens Pfeife, lediglich weil er deren späterer Erbe sei und weil die ihn auch jetzt schon finanziell unterstütze, und wenn er ferner auch erklärte, er warte nur auf die Gelegenheit, seine Tante verstoßen und sich selbständig machen zu können, denn er wolle lieber arm und unabhängig, als bis zu einem gewissen Grade doch nicht wohlhabend und zum Überfluß auch noch abhängig sein. Na, Tante Clärchen würde ihm schon alle etwaigen Heiratsgedanken auszureden wissen, wenn er mit denen wirklich eines Morgens erwachen sollte, aber trotzdem hatte alle die Empfindung, daß sie gerade Muehler gegenüber mit ihren Äußerungen hätten vorsichtiger sein müssen.

„Kinder, so solltet ihr euch gleich mal photographieren lassen, mit den verhedderten Ge-

sichtern," rief Mellenbach plötzlich lachend dazwischen, „dann könnte der Photograph euch wenigstens mit gutem Recht den Rat erteilen: bitte recht freundlich! Seht euch nur mal in den Spiegel! Aber schuld habt ihr selbst, warum habt ihr Muehler mal wieder geuzt."

„So ist es recht," verteidigten sich die anderen ärgerlich, „zu unserem Schaden kommt nun auch noch dein Spott. Na und daß du mal wieder neunmal weise redest, liegt auch heute nur daran, daß du wieder total nüchtern bist. Natürlich, wenn man wie du ein Krösus war und das Leben derartig in vollen Zügen genossen hat, beurteilt man alles von einem anderen Standpunkt aus, und dann schmeckt einem dieser elende deutsche Schaumwein nicht, der mit Flasche und Inhalt ganze drei Mark fünfzig Pfennige kostet. Gewiß, Krösus, es gibt schönere Gifte auf der Welt, aber die billigsten haben oft am schnellsten die gewünschte Wirkung."

Mellenbach hörte den Kameraden ruhig zu und ließ die auch jetzt noch weiterreden, ohne ihnen zu widersprechen und ohne sie erneut zu bitten, ihn doch endlich mal mit dem Wort „Krösus" zu verschonen. Es war ja richtig, daß er einmal ein solcher war, aber für ihn lag das schon weit zurück, obgleich seitdem kaum zwei Jahre vergingen. Aber er mochte nicht an die Zeit erinnert werden und erst recht nicht daran, daß er vielleicht

trotz all seiner Befürchtungen einmal wieder ein sogenannter Krösus werden könne. Doch mit den Kameraden erneut darüber zu sprechen, hätte gar keinen Zweck gehabt. Das hatte er schon bis zur Bewußtlosigkeit getan, aber die verstanden ihn in der Hinsicht nicht oder wollten ihn vielleicht nicht verstehen. So duldete er es weiter, daß man ihn den Krösus nannte, zumal es im Regiment Brauch und Sitte war, daß ein jeder seinen Spitznamen führte. Von dem Herrn Oberst angefangen, der nie anders wie „das Donnerwetter“ genannt wurde, bis herab zu dem jüngsten Leutnant, der nie anders als „Mariechen“ gerufen wurde, seitdem man dahintergekommen war, wie seine stille Liebe hieß.

Mellenbach saß weiter wie bisher als ein schweigsamer und mäßiger Zecher im Kreise der Kameraden, aber er langweilte sich trotzdem nicht, es machte ihm Spaß, die anderen zu beobachten, deren Reden zuzuhören und sich immer wieder zu fragen: Ich bin nur neugierig, was bei dieser Debatte eigentlich herauskommt. Wird es nun der Beschluß zu einem großen Dankliebesfest oder der zu einem Dankgottesdienst? Bis nun eine Stimme meinte: „Herrschaften, ich habe es mir reiflich überlegt, Krösus hat ganz recht, obgleich oder gerade weil er nüchtern ist, und da meine ich, wir müssen uns erst auch mal wieder nüchtern trinken,

aber nicht wie bisher in Schaumwein, Bier, Kognak und ähnlichen alkoholfreien Getränken, sondern in schwarzem Kaffee und erst recht in ungeheuren Mengen eiskalten Selterswassers. Und wenn wir dann nach einer guten Stunde hoffentlich alle wieder einen abgekühlten klaren Kopf haben, muß der Allernüchternste von uns eine kurze, allgemeinverständliche Rede halten, in der er uns noch einmal darauf hinweist, welche guten Vorsätze wir täglich bei unserem Gebet faßten. Das muß uns nochmals gesagt werden, denn einige scheinen das bereits heute vergessen zu haben. Ich will da keine Namen nennen, sondern nur mit Fingern auf Heini den Sparsamen und auf Fritzchen mit dem Zöpfchen hinweisen; das mit dem Fingerweisen aber auch auf Müller auszudehnen, hätte keinen Zweck, der würde sich doch nicht betroffen fühlen, der schläft."

„Gott sei Dank," kam es in diesem Augenblick über Muehlers Lippen, und es war und blieb zweifelhaft, ob der diese Worte in einem kurzen Augenblick des Erwachtseins als Zeichen seiner Zustimmung gesprochen oder ob der das im schlafenden Zustande vor sich hin gesagt hatte, auf jeden Fall schnarchte er gleich darauf weiter, und die Kameraden ließen ihn auch in Ruhe, wenigstens vorläufig, denn erst mußte über das Ernüchterungstrinken abgestimmt werden, und das

wurde mit so großer Majorität angenommen, daß die Kasinoköchin mit ihren weiblichen Kochlehrlingen in der nächsten Stunde alle Kaffeekannen voll zu tun hatte, um die immer neu eingehenden Bestellungen auf Kaffee und noch viel mehr Kaffee ausführen zu können. Auch die Ordonnanzen, die das Mineralwasser unter sich hatten, bekamen in der nächsten Stunde alle Hände voll zu tun, aber der beabsichtigte Zweck wurde erreicht. Nach Ablauf einer Stunde waren alle Leutnants wieder nüchtern, oder sie bildeten sich wenigstens ein, es zu sein, ja, selbst Leutnant Muehler war erwacht. Allerdings waren alle Versuche, ihn dadurch zu ernüchtern, daß man ihm drei Tassen starken, schwarzen Kaffees in den Mund einflößte, gescheitert. Da hatte man sich dadurch zu helfen gewußt, daß man sich aus der nahegelegenen Revierkrankenstube einen großen Krankenmantel holen ließ, daß man ihm den über seine Uniform legte und daß man ihm dann drei Tassen schwarzen Kaffees, der gerade die richtige Stärke und die richtige Wärme hatte, über den Kopf goß. Das half, Muehler erwachte, fluchte sich noch wacher und schimpfte über diese bodenlose Gemeinheit, die man an ihm begangen, so lange, bis er jeden Gedanken, wieder einzuschlafen, bis auf weiteres aufgab.

Die Stimmung für die Rede, die nun kommen

sollte, war also günstig, die Rede konnte jeden Augenblick steigen, aber Mellenbach, den man zum Redner erkoren hatte, zögerte dennoch von Minute zu Minute, das Wort zu ergreifen, obgleich die Kameraden voller Ungeduld und Spannung darauf warteten, bis er nun endlich begann: „Ihr lieben Freunde und Kameraden! Wir alle wissen, mit welcher Inbrunst wir täglich unser Gebet zum Himmel sandten, ja, mir ist, als hätte ich des Mittags oft so etwas wie ein mühsam unterdrücktes Schluchzen und Weinen gehört, weil es den Anschein hatte, als beteten wir immer vergebens. — Aber wir beteten trotzdem weiter, denn unsere Not war groß. Es fehlten uns seit Jahren junge Damen der Gesellschaft, und damit fehlte es uns an Gelegenheit zum Flirt, ohne den ein Leutnant nun einmal nicht leben kann, und den er zum mindesten ebenso nötig hat wie seinen Dienst.“

„Man könnte sogar sagen, den Flirt hat er noch nötiger,“ warf man ein.

„Gewiß könnte man das sagen,“ pflichtete Mellenbach bei, „aber ich halte es für richtiger, das höchstens zu denken, denn wenigstens nach außen hin muß man so tun, als wäre der Dienst der Inbegriff aller Seligkeit, und gerade die haben wir seit endloser Zeit vermißt, wenigstens soweit es sich um einen Flirt mit uns gesellschaftlich gleich-

stehenden jungen Damen handelt. Deshalb warfen wir uns auf das Gebet, und nun komme ich zur Hauptsache. Ehe wir mit dem Beten anfangen, gelobten wir uns, die jungen Damen, die Gott uns eines Tages senden würde, auch wirklich als uns von Gott Gesandte zu betrachten. Wir haben den festen Vorsatz gefaßt, mit den jungen Damen zu flirten, ihnen den Hof zu machen, mit ihnen zu tanzen und zu radeln, wir wollten alles, alles, nur eins nicht, uns nicht in sie verlieben und niemals den Gedanken fassen, eine von ihnen zu heiraten, damit nicht ein einzelner von uns der kameradschaftlichen Allgemeinheit einen Teil von dem fortnimmt, was eben der Allgemeinheit gehört und damit diejenigen von uns, die da nicht heiraten würden, nicht nach einem halben oder nach einem ganzen Jahr vielleicht wieder dasäßen und zu dem Himmel beten müßten: ‚Lieber Gott, füg's uns zum Frummen, laß schöne Mädchen in das Städtchen kummen.‘ Da könnte es geschehen, daß uns der Herr in einer Wolke erschiene und zu uns spräche: ‚Habe ich euch nicht schon einmal euren Wunsch erfüllt? Und was habt ihr aus den jungen Mädchen gemacht? Junge Frauen und junge Mütter, die zu Hause sitzen und ihre Kinder stillen. War das der Zweck der Übung?‘ Nein, ganz gewiß nicht, und deshalb würde der Herr zu uns sagen: ‚Einmal habe ich euer Gebet erhört,

zum zweitenmal tue ich das nicht.' Und wenn der Herr so zu uns spräche, dürften wir ihm nicht einmal böse sein, sondern müßten ihm sagen: ‚Herr, wenn du recht hast, hast du recht und du hast immer recht, diesmal aber hast du ganz besonders recht.' Und darum wiederhole ich: diese drei jungen Damen sind uns nicht geschickt, um von dreien von uns geheiratet zu werden, sondern damit sie im Interesse der Allgemeinheit ledig bleiben, wenigstens so lange, wie sie noch jung und hübsch und zum Spiel, zum Flirt und zum Tanz geeignet sind. Daß die drei jungen Mädchen alte Jungfern werden und dereinst auf die Totenbahre kommen, ohne vorher die Freuden des Brautgemaches kennen gelernt zu haben, wünschen wir ihnen natürlich nicht. Aber wir dürfen sie nicht heiraten, wenigstens nicht in den nächsten fünf Jahren. Das hatten wir damals beschlossen, das wollen und müssen wir jetzt auch halten, und deshalb war es sehr unrecht von Heini dem Sparsamen, wenn auch nur im Scherz, davon zu reden, Fräulein Hannelore heiraten zu wollen. Fritzchen mit dem Zöpfchen durfte selbst in der Sektlaune seine Augen nicht zu Fräulein Dorette erheben, und ihr alle durftet unter gar keinen Umständen den guten Muehler auf den Gedanken bringen, sich, wenn auch nur im Augenblick des Erwachens, mit Fräulein Melitta trauen zu lassen. Und um nun

nach dieser langen Rede zum Schluß zu kommen: ein dreifaches Hurra den uns von Gott Gesandten, Fräulein Hannelore, Fräulein Dorette und Fräulein Melitta, sie sollen wachsen, blühen und gedeihen, sich selbst, ihren Eltern, aber erst recht uns zur Freude. Sie sollen unsere Herzen entzücken und entflammen, aber sie sollen trotzdem ledig und unverheiratet bleiben wie wir selbst. In diesem Sinne hurra, hurra, hurra!"

Die anderen stimmten ein, und alle waren sich darüber einig, Mellenbach hatte seine Sache sehr gut gemacht. Einige fanden seine Worte zwar ein bißchen lang und fade, etwas trocken und nüchtern, aber die Hauptsache blieb, er hatte klar und verständlich gesprochen, alle wußten nun wieder, woran sie waren und wie sie sich den jungen Mädchen gegenüber zu verhalten hätten. Aber trotzdem ihnen das nun klar war, hätten sie über den Punkt vielleicht noch weiter nachgedacht, wenn nicht mit einemmal Leutnant Muehler gewissermaßen als Solo ein dreifaches Hurra angestimmt hätte. Und er rief es nicht nur, er brüllte es, als solle er mit der Kraft seiner Stimme irgendwelchen ohrenbetäubenden Lärm übertönen. „Mensch, bist du denn ganz verrückt geworden?“ rief man ihm zu, „nimm Rücksicht auf unser Trommelfell, sonst kannst du das auf deine Kosten reparieren lassen. Aber nun sag' mal, warum hurrast du denn da auf

deine eigenen Kosten los? Das Hurragerufe ist doch schon längst vorüber.“

Muehler mußte trotz der drei Tassen schwarzen Kaffees, die man ihm über den Kopf gegossen hatte, noch nicht wieder ganz nüchtern geworden sein, denn er blickte mit ziemlich verglasten Augen vor sich hin, dann aber meinte er, während ein vergnügtes Lachen seinen Mund umspielte: „Ihr sagt, das Hurrageschreie sei längst vorüber? Kinder, wie könnt ihr nur solchen Unsinn reden, jetzt geht es damit doch erst recht los, denn nun gibt es doch wieder Alkohol zu trinken.“ Und zur Bekräftigung seiner Worte brüllte er jetzt noch einmal sein Hurra, daß die anderen sich hilfesuchend nach einem Sofakissen umsahen, um das dem Schreier in seinen weitgeöffneten Mund stecken zu können. Aber bevor sie das gefunden hatten, war Muehler auch ohnedem glücklicherweise wieder verstummt, und nun sahen es auch die anderen ein, so ganz ungerechtfertigt war dessen Hurrastimmung nicht, denn auf die Dauer waren schwarzer Kaffee und Selterwasser kein sehr bekömmliches Getränk. Der Kaffee machte nervös, und mit dem kalten Selterwasser konnte man sich leicht den Magen erkälten. So fing man denn an, sich mit Rotwein den Magen wieder zu erwärmen, dem Rotwein folgte bald wieder der Schaumwein, und alle wurden wieder fröhlich und ausgelassen.

Nur einen langweilte die Aussicht, als einzig Nüchterner vielleicht noch stundenlang unter den fröhlich Erregten dasitzen zu müssen, das war Carl Ludwig von Mellenbach, und so beschloß er denn plötzlich sich zu drücken. Kein Mensch würde sein Verschwinden bemerken, und wenn doch, dann gab es ja schon morgen ein Wiedersehen. Aber er wollte sich nicht nur drücken, weil er sich hier langweilte und weil ihm das Gespräch über die drei von Gott gesandten jungen Mädchen längst zum Halse heraushing, sondern weil ihn irgend etwas bedrückte, das er sich nicht recht zu deuten vermochte. Ihm war so, als hätte er mit der Rede, die er auf Wunsch der Kameraden losließ, eine große Dummheit begangen. Und noch ein Drittes veranlaßte ihn, nach Hause zu gehen. Er hatte das Gefühl, als ob ihn in seiner für einen Junggesellen beinahe zu fürstlich eingerichteten Wohnung irgendeine Nachricht oder eine Botschaft erwarte und noch dazu keine allzu angenehme. Vielleicht, daß sein Hauptmann von Köslin den für morgen angesetzten bequemen Dienst wieder umgeändert hatte, oder daß sein Onkel Theobald auf den Gedanken gekommen war, ihn erneut auf die Probe zu stellen, ob er denn wirklich dem Reichtum und dem Überfluß keinen Geschmack abgewinnen könne, oder daß vielleicht sonst ein Brief angekommen war, denn es war schon lange her,

seit er heute seine Wohnung verließ. Auf jeden Fall duldete es ihn plötzlich nicht länger auf seinem Platz, und als er eine kleine Viertelstunde später seine in der Nähe des Kasinos gelegene Wohnung erreichte, ohne daß einer der Kameraden seinen Aufbruch bemerkt oder ihn zurückzuhalten versucht hätte, da war auch wirklich ein Brief für ihn da. Und noch dazu einer, der ihn außerordentlich interessierte, obgleich dieser Brief neu eine Drucksache war. Seine süße kleine Alice, die er auf seiner Orientreise an Bord des Vergnügungsdampfers der Hamburg-Amerika-Linie kennen lernte, hatte sich verlobt! Ihre Eltern zeigten ihm die Verlobung ihres einzigen Kindes mit einem adligen Rittergutsbesitzer an. Also doch! Die Alice war verlobt. Warum auch nicht, das war ja schon längst ihre Absicht gewesen, und sie hatte ihm auch einmal auseinandergesetzt, nach welchen Gesichtspunkten sie sich ihren Mann wählen würde. Er selber hatte nicht allzu genau auf das hingehört, was sie sich da halb lachend, halb ernsthaft zusammenredete, sondern es eigentlich fortwährend bedauert, daß aus ihm und der süßen, kleinen Alice kein Paar werden könne. Aber das ging nicht, dazu war die kleine Alice ihm in ihren Ansichten zu frei, und sie hatte ihm auch offen erklärt: „Weißt du, Bubi,“ — die kleine Alice nannte, wie sie ihm gestand, ihren Flirt stets Bubi — „weißt

du, Bubi, als ich dich zum erstenmal in deinem tadellosen Deckanzug sah, verliebte ich mich schon etwas in dich, und als ich dann erfuhr, du wärest so blödsinnig reich, daß du dir die teuerste Luxuskabine auf dem Oberdeck ganz allein genommen hast, da verliebte ich mich schon um deines Geldes willen derartig in dich, daß ich mir schwur: der wird geheiratet, den fange ich mir ein, da hilft ihm kein Gott. Aber Gott hat dir doch geholfen, Bubi, denn als ich dich näher kennen lernte, habe ich mich ernstlich in dich verliebt, so ernstlich, daß ich es nicht über das Herz brächte, dich unglücklich zu machen, denn das würdest du bei mir werden, weil ich fest entschlossen bin, meinem späteren Mann nicht treu zu bleiben. Um dich in der Hinsicht zu belügen, habe ich dich zu lieb, aber um dir ewig treu zu bleiben, hätte ich mich zu lieb, denn man ist nur einmal jung, und man muß die Jugend genießen. Darum sei fröhlich, Bubi, daß aus uns beiden kein Paar werden kann und gib mir noch eine Zigarette, noch einen Kuß und laß uns noch ein Glas Sekt trinken. Die Eltern schlafen schon und, hoppla, Vater sieht's ja nicht!" Und mit einem Satz war sie von dem Stuhl aus, auf dem sie ihm bisher gegenüber saß, auf den Schoß gesprungen.

Die Alice hatte sich verlobt und doch, was ging es ihn an? Er gönnte ihr das Glück von

ganzem Herzen, und da sie zu offen und zu ehrlich war, um sich zu verstellen, würde ihr Verlobter schon wissen, welches feurige Temperament und welche lockeren Ansichten seine Braut hatte. Fand er sich damit ab, so war das dessen Sache. Aber trotzdem, diese Verlobung verstimmte ihn außerordentlich, nahm ihm den letzten Rest seiner Laune, die ohnehin nicht die beste war, denn er hatte die kleine Alice auch seinerseits sehr lieb gewonnen, und er hatte sich oft gefragt, ob er ihr zürnen oder ob er ihr dafür danken sollte, daß sie ihm gegenüber so offen und so ehrlich war und es ihm dadurch unmöglich machte, sie zu heiraten. Nun nahm sie einen andern, und damit mußte er die Erinnerung an sie aus seinem Gedächtnis tilgen. Schade, er hatte die süße, kleine Alice oft in Gedanken auf seinem Schoß gehalten und immer von neuem geküßt, aber nun, da sie den Verlobungsring an dem Finger trug, mußte es damit für immer vorbei sein, nun hatte die Sache an Reiz verloren. Aber schade war es, es war so schön gewesen.

Er saß noch lange bei einer Zigarre und sann vor sich hin, bis er sich endlich mißmutig niederlegte, aber er warf sich stundenlang in seinen Kissen hin und her, um erst gegen Morgen in einen unruhigen Schlaf zu verfallen. Und da träumte ihm, er hätte sich in eines der drei jungen Mädchen

verliebt, die das tägliche Mittagsgebet in das Städtchen führte, aber ob er die Hannelore, die Dorette oder die Melitta liebte, wurde ihm im Schlafe nicht klar, vielleicht war es auch gar keine von den dreien, sondern nur irgendein junges Mädchen. Auf jeden Fall war er so verliebt, daß er sich mit Heiratsgedanken trug, ja noch mehr, er setzte sich sogar den Helm auf den Kopf, um in aller Form um die Hand der Geliebten anzuhalten. Da aber, als er sich fix und fertig angezogen hatte, erklang hinter ihm ein helles, übermütiges Lachen, und als er sich umwandte, stand die süße, kleine Alice vor ihm, die ihm halb übermütig, halb warnend zurief: „Aber Bubi, wie kannst du denn nur? Was ist denn in dich gefahren? Hast du mich denn schon ganz vergessen und alle die guten Lehren, die ich dir für später mit auf den Weg gab? Gewiß, ich will nicht behaupten, daß alle jungen Mädchen so leichten Blutes und so heißen Temperamentes sind, wie ich es bin. Aber glaube mir, Bubi, die jungen Mädchen von heute sind anders wie zu der Zeit, da der Großvater die Großmutter freite, und diejenigen, die sich da am unschuldigsten anstellen, die haben es meistens am dicksten hinter den Ohren. Genieße die Jugend, Bubi, küsse jeden Mund, den du erwischen kannst, aber heirate nicht, Bubi, denn soviel weiß ich, die ich uns junge Mädchen kenne, wäre ich ein Mann, ich würde keine freien, ganz

besonders nicht, wenn ich so reich wäre wie du, denn nicht du würdest geliebt und geheiratet, sondern lediglich dein Geld." Und so lange sprach die süße, kleine Alice halb ernsthaft, halb spöttisch auf ihn ein, bis er endlich sagte: „Recht hast du, Alice, ich werde mir aufs neue alle Heiratsgedanken aus dem Kopfe schlagen, diesmal aber für immer.“ Dann setzte er sich den Helm ab und wollte die süße, kleine Alice in die Arme nehmen, um sie zu küssen, aber da war sie verschwunden, und er hörte nur noch aus der Ferne ihr helles, übermütiges Lachen, das aber hörte so deutlich, daß er davon erwachte.



Was keiner der Beteiligten damals für möglich gehalten hätte und was glücklicherweise auch keiner von ihnen ahnte, war dennoch, allerdings erst nach Ablauf mehrerer Monate, eingetreten: es war unter den jungen Mädchen bekannt geworden, was die Leutnants in der langen, feuchtfröhlichen Kasinositzung gelobt und beschlossen hatten. Und daran, daß es bekannt wurde, trug der Gefreite Schönherr die Schuld, der im Kasino als Tischordonnanz die Weinflaschen unter sich hatte, die mehr oder weniger geleert von dem Tische des Herrn zurückkamen und die er mit den Resten bis zum nächsten Tage aufbewahren mußte. Es war

eine Vertrauensstellung, die der Gefreite da bekleidete, denn wenn er heimlich einen größeren oder kleineren Schluck aus den angebrochenen Flaschen nehmen wollte, konnte ihn niemand daran hindern. Aber der Gefreite war brav, ehrlich und zuverlässig und schluckte überhaupt nicht. Bis er sich eines Tages in bezug auf seine Ehrlichkeit, ohne daß jemand die Veranlassung kannte, zu seinem Nachteil veränderte. Er fing nicht nur an zu schlucken, sondern er schluckte sogar so sehr, daß es ein paarmal des Mittags einen gewaltigen Krach gab, wenn die Herren die beinahe noch vollen zurückgegebenen Flaschen fast ganz leer wieder auf ihren Plätzen vorfanden. Trotzdem aber wagte niemand den Gefreiten zu verdächtigen, zumal der selbst stets mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt seine Unschuld beteuerte und immer wieder behauptete, für das Verschwinden des Weines könne es nur eine Erklärung geben, der Wein müsse, trotzdem er stets fest verkorkt sei, in der kalten Kellerluft verdunsten. Aber es dauerte nicht lange, da verdunsteten die Weine aus den fest verkorkten Flaschen nicht nur zuweilen, sondern täglich, und als der Tischälteste sich einmal wieder auf die Lauer legte, da stellte er fest, daß der Gefreite Schönherr dieser Verdunstung auf eine sehr einfache Weise nachhalf. Die Folge war ein unheimliches Donnerwetter, das sich über dem

Haupte des Schuldigen entlud, sowie dessen Ablösung als Ordonnanz. Nicht, weil er den Wein verdunsten ließ, sondern weil seine Lügen so maßlos frech gewesen waren, daß unter den Offizieren, die bisher an seine Schuld nicht glaubten, sehr ernste und sehr wissenschaftliche Debatten stattgefunden hatten, ob solche Weinverdunstungen tatsächlich möglich seien oder nicht. Das konnten die Herren ihm nicht verzeihen, daß er sie derartig verbalbert und an der Nase herumgeführt hatte, und deshalb mußte er aus dem Kasino verschwinden. Der Gefreite Schönherr kam in die Kompagnie zurück, und das paßte ihm gar nicht. Nicht nur, weil er dort sehr bald der sogenannte besondere Liebling des Herrn Feldwebels wurde, der ihm nichts durchgehen ließ, sondern auch, weil die Kameraden ihn fortwährend neckten und foppten, wie sie das mit jedem machten, der früher als er sollte und wollte, abgelöst wurde. Diese ewigen Neckereien der Kameraden aber nahm er übel, und obgleich er sonst kein nachträglicher Mensch war, schwur er ihnen sogar Rache. Und er schwur ganz besonders deshalb, weil die Rache, die er nehmen wollte, süßer als süß war, denn seine Rache hieß Minna. Aber diese Minna war keine gewöhnliche Minna, sondern die war etwas Besseres, sie bekleidete im Hause des neuen Majors von Mielitz beinahe die Stellung einer Zofe bei der Frau

Major und bei dem gnädigen Fräulein. Und daß die Minna auch sonst keine gewöhnliche Minna war, sah man ihr auf den ersten Blick an, denn ein so hübsches und blitzsauberes Mädel hatte es bisher noch keine in der Stadt gegeben. Die ganzen Mannschaften des dem Herrn Major unterstellten Bataillons, und das waren mehr als vierhundert Mann, waren in die Minna verliebt, aber keinem von allen war es bisher gelungen, von ihr auch nur den leisesten freundlichen Blick, das kleinste freundlichste Wort oder gar einen Kuß zu bekommen.

So war die Minna beschaffen, die der Gefreite Schönherr sich zur süßen Rache auserkoren hatte, das heißt an ihr wollte er sich natürlich nicht rächen, aber er wollte sich ihre Liebe und ihre Gunst erringen, er wollte die Minna allen Kameraden des Bataillons und erst recht allen Kameraden der Kompagnie vor der Nase fortschnappen, und erst dann, wenn ihm das gelungen war, hielt er sich vor sich selbst und vor allen anderen rehabilitiert. Und wenn die Herren Offiziere ihn erst an der Seite des hübschen Mädchens sahen, dann würden die hoffentlich endlich wissen, warum er den halb leer getrunkenen Weinflaschen bei dem Verdunsten nachhalf, weil er schon längst eine unglückliche Liebe zu der Minna in seinem Busen hegte, weil er nicht wußte, wie er sich deren

Zuneigung gewinnen sollte, und weil er, als er das endlich wußte, sich nicht darüber klar werden konnte, ob das, was er zu tun beabsichtigte, anständig sei oder nicht. Bis der Wein ihm über seine Gewissensbisse hinweghalf und bis er sich sagte: In der Liebe ist alles erlaubt. Trotzdem hätte er vielleicht keinen schnöden Verrat begangen, wenn er nicht abgelöst worden wäre. Nun aber dachte er nur noch an sich. Die Rache Minna war süß, und er wollte sie kosten, was man als junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren so kosten nennt. Seinem Entschluß wollte er möglichst bald die Tat folgen lassen, und das Glück, die größte Kupplerin aller Jahrtausende, war ihm hold. Als er eines Nachmittags in seiner blitzsauberen Extrauniform, die Mütze etwas schief auf dem Kopfe, den flotten Schnurrbart keck in die Höhe gebürstet, auf Liebespfaden durch die Straßen der Stadt schlenderte, weil eine stille Ahnung ihm sagte: „heute begegnest du der Minna“, da begegnete er ihr wirklich. Als sie von den Besorgungen zurückkam, die sie wohl an Stelle der heute verhinderten anderen Mädchen gemacht haben mußte, denn sie trug in ihrem schweren Henkelkorb allerlei Sachen, die sonst nicht zu ihr und zu ihrer Stellung gehörten, als da waren frisches Gemüse, Braten, Butter und ähnliche Sachen. Der Korb war an und für sich schon schwer, aber die Minna trug an

dem, wie der Gefreite sehr bald sah, besonders schwer, weil der Henkel an der einen Seite losgegangen war, so daß die Minna kaum wußte, wie sie den Korb anfassen sollte. Da war der Gefreite auch schon an ihrer Seite, um sie frei nach Goethe zu fragen: „Mein schönes Fräulein, dürft' ich wagen, euch meine Hilfe anzutragen?“ Unter anderen Umständen hätte Minna ihm, das sah der Gefreite ihr deutlich an, einen Korb gegeben, der noch größer war als der, mit dem sie sich schleppete, nun aber, in der Lage, in der sie sich befand, sah sie ihn forschend und prüfend daraufhin an, ob sie seine Hilfe auch annehmen könne, und da der Gefreite auch das bemerkte, versuchte er durch einen frommen Augenaufschlag einen möglichst vertrauenerweckenden Eindruck zu machen. Das mußte ihm auch gelungen sein, denn nach kurzem Besinnen gab die Minna zur Antwort: „Wenn Sie denn wirklich so freundlich sein wollen, Herr Gefreiter.“

„Mein Name ist Schönherr, gnädiges Fräulein,“ beeilte er sich ihr vorzustellen, „Schönherr, mit Vornamen Gustav, gnädiges Fräulein, und ich bin glücklich, daß Sie meine Hilfe annehmen.“

Gleich darauf schritt er an ihrer Seite dahin, den Korb allein tragend, da er, wie er ihr erklärte, als Kavalier es unmöglich weiter mit ansehen könne, daß ein so hübsches und wenn auch kräftiges,

so doch immerhin zartes, junges Mädchen sich mit solcher Last schleppen solle. Dann erzählte er ihr, er sei ihr schon öfter begegnet und seine Augen hätten schon oft mit Wohlgefallen auf ihr geruht, selbstverständlich in allen Ehren, da seine Jugend und die bescheidene militärische Stellung, die er bekleide, es ihm vorläufig ganz unmöglich machten, sich heute oder für die nächste Zukunft mit irgendwelchen Heiratsgedanken zu tragen, und außerdem wisse man ja auch nie, ob eine Ehe das hielte, was sie verspräche. Aber wenn er trotzdem gehofft hätte, einmal das Vergnügen zu haben, das gnädige Fräulein, von dem er wisse, daß sie sich in einer sehr angesehenen Vertrauensstellung im Hause seines von ihm hochverehrten Herrn Majors befände, kennen zu lernen, so sei es nicht nur geschehen, weil er sie schöner fände als bisher jede andere, sondern weil er imstande sei, durch die Vertrauensstellung, die er früher bekleidete, ihr eine Mitteilung zu machen, die zu erfahren ihrem gnädigen Fräulein sicher außerordentlich interessant sei und die ihr, dem gnädigen Fräulein Minna, sicher heiße Worte großen Dankes eintragen würde. Und so geschickt wußte er seine Worte zu setzen und er verstand es derartig, Fräulein Minnas Neugierde zu erwecken, daß die ihm bei dem Abschied für einen der nächsten Abende ein Stelldichein versprach, um bei der Gelegenheit

Näheres von ihm zu erfahren, bis dahin aber gelobte sie, ihrem gnädigen Fräulein nichts von den Andeutungen zu verraten, die er ihr gemacht habe. So trennte man sich mit einem „Auf Wiedersehen übermorgen abend um neun Uhr“, und der Gefreite, der sich für alle Fälle hatte Urlaub geben lassen, war am übernächsten Tage schon um dreiviertel neun zur Stelle, aber die Minna ließ auf sich warten, bis sie endlich doch noch kam, um ihm als erstes zu erzählen, sie habe eigentlich nicht kommen wollen, da sie noch nie zu einem Stelldichein gegangen sei. Sie sei ein anständiges Mädchen und wolle das selbstverständlich auch bleiben, aber sie könne nun einmal nichts dafür, sie sei so furchtbar neugierig, und diese Eigenschaft habe sie nebst einem alten Spinnrad von ihrer verstorbenen Tante geerbt. Und heute sei sie ganz besonders neugierig, sie habe die letzte Nacht kaum schlafen können, denn bei dem, was er ihr zu sagen habe, handle es sich ja um ihre junge Herrin, und die sei so hübsch und immer so nett und so freundlich mit ihr, und wenn sie der mit dem, was er ihr sagen würde, eine Freude machen könne —

„Sogar eine sehr große,“ stimmte der Gefreite Schönherr ihr bei, obgleich er felsenfest davon überzeugt war, daß die Tochter seines Majors bei dem, was sie zu hören bekäme, keine Freudenstränen vergießen würde, trotzdem aber wiederholte

er nun noch einmal: „Ihr gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, wird eine Riesenfreude haben, wie sie die tatsächlich nicht alle Tage erlebt,“ um gleich darauf mit schlauer Berechnung fortzufahren: „Natürlich kann ich Ihnen, gnädiges Fräulein, das, was ich Ihnen erzählen möchte, nur dann anvertrauen, wenn ich die absolute Gewißheit habe, daß Sie bei der Weitergabe meiner Mitteilungen meinen Namen verschweigen. Den dürfen Sie niemals und unter gar keinen Umständen nennen. Sie dürfen nur sagen, Sie hätten das schon vor einiger Zeit gehört, ohne sich noch darauf besinnen zu können von wem.“

„Auf Namen kann man sich in solchen Fällen doch nie besinnen, da wäre man im allseitigen Interesse ja sehr dumm,“ pflichtete Fräulein Minna ihm auf Grund ihrer anscheinend reichen Erfahrungen bei, aber trotzdem, mit Worten war der Herr Gefreite nicht zu überzeugen, er verlangte Beweise dafür, daß er sich ihr rückhaltlos anvertrauen und ihrer Verschwiegenheit in bezug auf seinen Namen sicher sein zu können. Und als Beweis dafür verlangte er ihre Liebe. Aber so leicht war die Minna nicht zu gewinnen, sie verteidigte ihre Liebe, den kostbarsten Besitz ihres reinen Herzens, wie die berühmte Löwenmutter ihr noch berühmteres Kind, aber der Gefreite saß schmunzelnd an ihrer Seite und ließ sie ruhig

weiterkämpfen. Er wußte im voraus, daß er einen starken Verbündeten hatte, ihre Neugierde, die sie von der Tante ererbt hatte. Und der unterlag sie auch schließlich. Dann aber schenkte sie ihm, ihrem Gustav, denn er war ja nun ihr Gustav, ihre ganze große, erste Liebe, und zum Dank dafür und zum Beweise dessen, daß sie es mit einem Ehrenmann zu tun habe, der auch hielte, was er verspräche, erzählte er ihr, was er von den Abmachungen der Offiziere vor Monaten im Kasino erlauschte, als er vor der Tür stand, nicht um zu horchen, sondern lediglich um seinem Auftrage gemäß, den er sich selbst erteilte, aufzupassen, daß von den anderen Ordonnanzen sich keiner der Tür näherte. Was Fräulein Minna da erfuhr, war viel mehr, als sie jemals zu erträumen erhofft hatte, nur in einem Punkte stimmte sie ihrem Gustav nicht bei, sie glaubte nicht, daß ihr gnädiges Fräulein sich allzusehr darüber freuen würde, daß keiner der Herren Offiziere hier sie heiraten wolle, höchstens würde sie sich darüber freuen, daß die beiden anderen jungen Damen auch keinen Mann bekämen. Auf jeden Fall brannte sie vor Ungeduld, ihrem gnädigen Fräulein alles brühwarm wiederzuerzählen, und sie verließ sich darauf, daß ihr über Nacht schon ein guter Gedanke kommen würde, wie sie ihrem gnädigen Fräulein das, was sie erfahren hatte, möglichst schonend beibringen

könne. Und als die Minna am nächsten Morgen nach einer ziemlich schlaflosen Nacht, in der sie sich aber mehr mit ihrem Gustav als mit anderen Dingen in ihren Gedanken beschäftigt hatte, erwachte, da wußte sie, wie sie es anstellen solle, um das, was sie auf dem Herzen hatte, los zu werden. Wie immer um die zehnte Vormittagsstunde betrat sie das Zimmer des gnädigen Fräuleins, um dort Ordnung zu machen, und für gewöhnlich half ihr Fräulein Hannelore etwas bei dem Aufräumen und bei dem Staubwischen. Heute aber war das nicht der Fall, ihr gnädiges Fräulein saß an ihrem kleinen, zierlichen Schreibtisch und las dort von neuem einen Brief, den Minna ihr schon bei dem ersten Frühstück auf den Platz gelegt und den Fräulein Hannelore, wie sie es sah, dort bereits gleich gelesen hatte. Von wem der Brief war, wußte die Minna auch, da die Absenderin ihren Namen und ihre Adresse hinten auf das Kuvert geschrieben hatte, und Minna kannte die Absenderin auch persönlich aus der alten Garnison. Es war die intimste Freundin ihrer jungen Gnädigen. Wenn die für gewöhnlich schrieb, hatte Fräulein Hannelore den Inhalt des Briefes meistens gleich bei dem Frühstück der Mutter vorgelesen und auch ihr, der Minna, gelegentlich erzählt: „Denken Sie sich nur, Minna, in unserer alten Garnison gibt es dieses oder jenes an

Neuigkeiten." Aber heute sagte Fräulein Hannelore gar nichts, sondern sie las den Brief mit leicht gerunzelter Stirn und mit einem Ausdruck des Unmutes auf dem hübschen, frischen Gesicht. Da glaubte Minna auch plötzlich zu erraten, was der Brief enthielt, die Nachricht, daß Fräulein Hannelores beste Freundin sich verlobt habe, oder sich wenigstens verloben wolle, während sie selbst immer noch auf das Verloben wartete. Und das entsprach auch den Tatsachen. Hannelores beste Freundin, die Anneliese, hatte sich verlobt, vorläufig allerdings erst heimlich, und im Zusammenhang damit schrieb sie: „Weißt Du noch, Hannelore, wie ich Dir bei dem Abschied sagte: ‚Ach, als Majorstochter wirst Du nun bald einen hübschen, netten Leutnant gefunden haben, mich aber, die Tochter eines armen Hauptmanns, der noch dazu aus Gesundheitsrücksichten bald seinen Abschied nehmen muß, nimmt keiner.‘ Und weißt Du noch, wie Du mir zwar voll ehrlichster Teilnahme, aber doch freudestrahlend und siegesgewiß zur Antwort gabst: ‚Ja ja, Anneliese, lange wird es bei mir wohl nun nicht mehr dauern. Wenn ich den bevorstehenden Winter durchgetanzt habe, werde ich wissen, wen ich liebe, erst recht, wer mich wiederliebt, und spätestens, allerspätestens zum Frühling hoffe ich, Dir meine Verlobung anzeigen zu können.‘ Erinnerst Du Dich noch, Hannelore, daß Du so zu

mir sprachst? Und nun ist alles ganz anders gekommen. Jetzt bin ich verlobt, Du, meine arme Hannelore, wartest immer noch, und nach Deinem Briefe zu urteilen, ist auch leider gar keine Aussicht vorhanden, daß Du mir in absehbarer Zeit von Deiner Verlobung schreiben kannst. Ach, wenn Du wüßtest, wie leid Du mir tust."

Über diese letzten Worte ärgerte Hannelore sich am meisten, denn sie wollte gar nicht bemitleidet werden, am allerwenigsten von der Anneliese, dieser falschen Schlange, denn daß bei der das Mitleid nicht echt war, sondern auf gut deutsch Schadenfreude hieß, das klang ja aus jedem Wort des Briefes hervor.

Die Falte des Unmutes auf ihrer Stirn zog sich immer mehr zusammen, so daß die Minna, die sie voller Teilnahme betrachtete, sich plötzlich sagte: „So geht das nicht weiter, die Ärmste tut mir leid, ich muß sie auf andere Gedanken bringen, denn wenn nun plötzlich die Uhr schlagen sollte, dann bleibt nach einem alten Wort die Falte auf der Stirn für immer stehen, ich muß sie also irgendwie zerstreuen.“ Und um sie zu zerstreuen, ließ die Minna jetzt absichtlich eine reizende kleine Meißner Porzellanfigur, von der sie wußte, daß Hannelore die besonders liebte, so ungeschickt und so kräftig auf den Boden fallen, daß die in zahllose Scherben zerbrach. Aber sie erreichte damit ihren Zweck,

diese Ungeschicklichkeit zerstreute ihre junge Herrin wirklich, die dachte im Augenblick gar nicht mehr an den dummen Brief, sondern nur noch an den Schaden, den sie eben erlitten hatte. Für einen Augenblick sah es so aus, als wenn sie schelten und böse werden wollte, dann aber bezwang sie sich und fragte nur mit ganz trauriger Stimme: „Minna, wie konnten Sie mir das antun? Daß es nicht böse Absicht von Ihnen war, weiß ich selbstverständlich, aber trotzdem, wie konnten Sie nur?“

„Ja, gnädiges Fräulein, wie konnte ich nur, “ schluchzte Minna auf, der Hannelores stille Anklage viel weher tat, als es Ausschelte getan hätte, bis sie nun rasch fortfuhr: „Das gnädige Fräulein dürfen mir um Gottes willen nicht böse sein, ich hatte schon heute morgen bei dem Aufstehen die Empfindung, daß es heute bei dem Staubwischen ein Unglück geben würde, ich hatte den Tatterich in den Händen, aber an dem bin ich unschuldig, der ist mir gestern abend in die Glieder gefahren, als ich mit Erlaubnis des gnädigen Fräuleins bei meiner Freundin war, die ich hier kennen lernte, denn da habe ich etwas zu hören bekommen — ich mag es eigentlich gar nicht wiedersagen, wo das gnädige Fräulein so jung und so hübsch sind, und wo ich doch weiß, mit welcher Lust und Liebe sich das gnädige Fräulein den ganzen letzten

Winter hindurch für die Bälle und für die Abendgesellschaften geschmückt haben. Na, und soviel weiß ich doch von mir aus, denn ich bin ja selbst ein leidlich hübsches, junges Mädchen, das hat mir erst gestern abend wieder meine Freundin gesagt, aber was die mir sonst erzählte, das ist ganz bestimmt wahr, wenn es vielleicht auch ein bißchen übertrieben ist, daß ich ein beinahe auffallend hübsches, junges Mädchen sein soll. Aber was die sonst sagte, ist wahr. Von wem sie es weiß, hat sie selbst mir nicht verraten, denn meine Freundin ist katholisch und fürchtet das Fegefeuer, wenn sie einen Schwur, den sie geleistet hat, brechen sollte. Aber wahr ist es doch."

„Ja, was ist denn nun eigentlich wahr? Was haben Sie denn nur so Schreckliches erfahren?“ fiel Hannelore, die ihrer Minna zuerst sehr erstaunt, dann aber doch etwas belustigt zugehört hatte, in das Wort, als dieser endlich von dem langen Sprechen die Puste ausging und als sie eine Pause machen mußte.

Eine Minute später wußte Hannelore aus Minnas Munde, was nicht nur wahr sein sollte, sondern was tatsächlich wahr sei, und kaum wußte sie es, da fing sie an, so herzlich und so hell zu lachen, daß Minna beinahe mitgelacht hätte, daß die auf jeden Fall gleich darauf mit dem frohen und stolzen Bewußtsein das Zimmer verließ,

ihrem jungen, gnädigen Fräulein durch ihre Mitteilung eine wirklich große Freude gemacht zu haben. Aber trotzdem, die Minna begriff es doch nicht recht, wie konnte man als junges, hübsches Mädchen nur so lachen, wenn man erfuhr, daß man wenigstens in der Stadt, in der man lebte, in den nächsten Jahren nicht die leiseste Aussicht besaß, einen Mann zu bekommen. Aber Hannelore, die nichts von Minnas Gedanken ahnte, lachte trotzdem in ihrem Zimmer weiter, ohne eigentlich selbst recht zu wissen, warum. Zuerst hatte sie gelacht und so getan, als ob die Minna ihr einen glänzenden Witz erzählte, denn in deren Gegenwart durfte sie die ihr übermittelte Neuigkeit nicht tragisch nehmen, und als sie allein war, lachte sie weiter, weil sie sich über das, was sie zu hören bekommen hatte, ganz einfach nicht ärgern wollte, und schließlich lachte sie aus einer gewissen Nervosität heraus, denn die Wahrheit dessen, was sie vernommen, anzuzweifeln, lag für sie nicht der leiseste Grund vor. Was Minna ihr erzählte, ließ sie jetzt manches, nein alles begreifen, was ihr, der Dorette und der Melitta bisher unverständlich gewesen war. Jetzt war es Frühling geworden, im vergangenen Herbst waren sie alle drei hierher versetzt worden, sechs lange Monate hatten die jungen Damen sich mit den Offizieren auf den Gesellschaften, auf der Eisbahn und auf den

Bällen getroffen, und sie alle drei, sie selbst, die Hannelore, die Dorette und die Melitta hatten, wenn sie es einander auch nicht eingestanden, so trotzdem jede im stillen erwartet, hier mit offenen Armen und mit offenen Herzen empfangen zu werden, und statt dessen hatte sich bisher noch nicht der kleinste, ernsthafte Flirt entwickelt, bei dem, wenn auch nur in weiter Ferne, eine Verlobung winkte. Deshalb also! Die Herren Leutnants wollten im Interesse der Allgemeinheit ledig bleiben. Na, von ihrem Standpunkt aus hatten die Herren vielleicht recht, aber es kam doch auch darauf an, ob sie, die jungen Mädchen, ledig bleiben wollten. Da hatten sie auch ein großes Wort mitzureden, und nun, da sie wußten, wie schlecht ihre Aktien auf dem Heiratsmarkt standen, würden sie auch ganz gewiß sehr energisch mitsprechen, wenigstens Hannelore beschloß, das für ihre Person zu tun, und sie war fest davon überzeugt, daß die Freundinnen ebenso dachten wie sie selbst, wenn die erst erfahren hatten, was vorlag. Und wenn sie alle drei heiraten wollten, schon um den Leutnants zu beweisen, daß es nicht darauf ankäme, was die, sondern was sie selbst beschlössen, dann war es sicher sehr bald um die Leutnants geschehen. Bei dem Gedanken lachte Hannelore nun plötzlich wirklich sehr vergnügt vor sich hin, bis sie mit einmal ernsthaft wurde, weil

sie sich reiflich überlegte, nach wem sie für ihre Person ihre Netze auswerfen wollte. Sich hier bald zu verloben, war von Anfang an ihre Absicht gewesen, die Worte, die sie ihrer Freundin Anneliese bei dem Abschied zurief, waren sehr ernsthaft gemeint, und vergessen hatte sie die auch nicht. Anneliese hätte es gar nicht nötig gehabt, sie an die zu erinnern. Sich aber jetzt zu verloben, glaubte sie sich unter allen Umständen schuldig zu sein, denn nur zu tanzen und zu flirten, um zu tanzen und zu flirten, nein, dafür bedankte sie sich. Wenn die Herren Leutnants weiter nichts wollten, dann konnten die sich zu dem Zweck ein paar junge Mädchen gegen monatliches Gehalt und gegen monatliche Kündigung engagieren. Aber wen sie nun heiraten wollte, das war die große Frage. Bis sie sich eingestand, daß ihr von Anfang an am besten Leutnant von Mellenbach gefallen hatte, einmal, weil sie den sehr hübsch fand, zweitens weil der mit Vornamen Carl Ludwig hieß und sie dadurch an einen reizenden kleinen Vetter erinnerte, mit dem sie zusammen vor vielen Jahren heimlich und verstohlen zum ersten-, aber auch wirklich zum allererstenmal die Konjugation durchnahm: „ich liebe und küsse dich, du liebst und küßt mich, wir lieben und küssen uns!“ Dann aber auch, weil Mellenbach in erster Hinsicht kein gewöhnlicher Durchschnittsleutnant war. Er war

entschieden ein kluger Mensch mit vielen Interessen. Und er war wenigstens für sie dadurch interessant, daß er einmal als Krösus eine weite Reise machte, auf der er sehr viel Interessantes sah und kennen lernte, und es erhöhte für sie den Reiz, daß er nie von selbst über diese Epoche seines Lebens sprach und daß er auf etwaige Fragen zwar stets sehr höfliche, aber auch möglichst ausweichende Antworten gab. Es mußte also aus irgendwelchen Gründen mit seinem früheren Reichtum eine besondere Bewandnis haben. Auf jeden Fall hatte sie sich stets sehr gern mit ihm unterhalten und sich immer gefreut, wenn er ihr Tischherr war. Aber das hatte sie auch stets bemerkt, diese Freude war nur auf ihrer Seite gewesen. Nicht etwa, als ob er ihr zu verstehen gegeben hätte, daß sie ihm mißfiel, nein, das nicht, aber im großen und ganzen sah er doch über sie hinweg, über sie ebenso wie über die Dorette und die Melitta. Er schien über den Verkehr mit jungen Damen erhaben zu sein, ohne deswegen einen dummen oder gar blasierten Eindruck zu machen, und auch da hatte es sie gelockt und gereizt, in seinem Leben eine Rolle zu spielen, bis sie das Aussichtslose ihrer stillen Wünsche einsehen mußte und hauptsächlich wohl deshalb zu der Erkenntnis kam, daß Leutnant von Hohendorf ihr zum mindesten ebensogut gefiel wie der unnah-

bare Carl Ludwig von Mellenbach. Ja, zuweilen gefiel ihr Hohendorf sogar noch besser, schon weil sein Beiname „Heini der Sparsame“ sie belustigte und weil sie sich oft so gut mit ihm unterhalten hatte, daß sie zuweilen gar nicht aus dem Lachen herauskam. Ein hübscher Mensch war Hohendorf ebenfalls, dazu kam, daß er ihr mit seiner Sparsamkeit leid tat, denn wenn sie selbst auch sehr reich war, so waren ihre Eltern doch immerhin sehr wohlhabend, und sie dachte es sich sehr schön und poetisch, es durch ihre Mitgift Heini dem Sparsamen zu ermöglichen, nicht bis an sein Lebensende derartig sparen zu müssen, daß er dieser Tätigkeit sogar seinen Beinamen verdankte. Auch unter den anderen Leutnants des Regiments waren natürlich noch einige, die ihr ganz gut gefielen, aber ernstlich kamen für sie nur Mellenbach oder Hohendorf in Frage, und nun, da sie beide Namen in Gedanken auf die Wagschale legte und die einen Augenblick in ihren hübschen, schlanken Händen hielt, stieg die Wage plötzlich zu Hohendorfs Gunsten.

So sann und träumte Hannelore vor sich hin und unterdessen saß Hohendorf ahnungslos in seiner ebenso einfach wie ungemütlich eingerichteten Junggesellenwohnung auf dem alten, wackligen Sofa vor einem Tisch und machte, wie schon so oft, seinem Beinamen Heini der Sparsame alle

Ehre. Er rechnete einmal wieder seine Gelder zusammen, und zwar seine theoretischen und seine wirklichen. Seine wirklichen Ersparnisse befanden sich in einer kleinen, kupfernen Sparbüchse, zu der er den Schlüssel an einer dünnen, silbernen Kette stets wie ein Heiligtum bei sich trug und den er selbst seinem besten Freunde niemals anvertraut haben würde, schon damit der nicht sähe, wie wenig die Büchse enthielt, denn der ganze Inhalt betrug nur siebenunddreißig Mark und dreiundsiebzig Pfennige. Und Hohendorf mochte sparen soviel er wollte, es wurde und wurde nicht mehr, denn wenn es, was häufig vorkam, vorübergehend wirklich mal mehr war, dann mußte er den Überschuß sehr bald wieder herausnehmen, um seinen Lebensunterhalt oder sonstige unvermeidliche Ausgaben bestreiten zu können. Es waren und blieben siebenunddreißig Mark und dreiundsiebzig Pfennige. Einmal allerdings waren es sogar dreiundsiebzig Mark und siebenunddreißig Pfennige, da hatte er davon geträumt, bald den ersten Hundertmarkschein voll zu haben, und da er davon gehört hatte, die zweite Million käme ganz von selbst, wenn man nur die erste hätte, so sah er damals im Geiste auch schon den zweiten Hundertmarkschein in der Büchse liegen. Aber diese kühnen Träume waren bald verflogen und wenn er auch beinahe vor Wut und Ärger geweint hatte, als er

die dreiundsiebzig Mark und siebenunddreißig Pfennige angreifen mußte, es hatte ihm nichts geholfen, und so waren die wieder auf die üblichen siebenunddreißig Mark und dreiundsiebzig Pfennige zusammengeschrumpft.

Dafür aber waren seine theoretischen Ersparnisse, über die er gewissenhaft Buch führte, sehr viel bedeutender, die gingen in die vielen Zehntausende, und als er jetzt wieder in dem Buch blätterte, stellte er fest, daß er sogar bald die ersten Hunderttausend erreicht haben würde. Und unwillkürlich schwer aufatmend, dachte er: umgekehrt wäre es mir lieber, und er warf einen nicht allzu liebevollen Blick auf die kleine kupferne Sparbüchse. Ja ja, das theoretische Sparen ging schon schneller, da brachte man eher was hinter sich. Allerdings hatte er sich da auch sein eigenes Sparsystem ausgeheckt. Zunächst hatte er sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß er alles, was er kaufe, nicht nur als Leutnant, sondern erst recht als anständiger Mensch eines Tages auch bezahlen müsse. Wovon, das ahnte sein Herz allerdings nicht, aber bezahlt werden mußte es, so wahr er niemals auch nur den leisesten Flecken an seinem Namen und an seiner Ehre dulden würde. Da also eines Tages alles bezahlt werden würde, kaufte er sich alles, was ihm gefiel, aber er kaufte es nur in Gedanken. Sobald er im Schaufenster

etwas sah, das seinen Beifall fand, ging er in das Geschäft, erkundigte sich, was die Sache koste und versprach, es sich zu überlegen und am nächsten Tage Bescheid zu sagen, ob er auf den Kauf reflektiere. Aber er reflektierte nie, das wußten, ohne daß er es wußte, die Kaufleute natürlich schon längst sehr genau, aber sie bedienten trotzdem diesen ihren Kunden mit der größten Zuvorkommenheit. Ja, wenn sie einen neuen hübschen Gegenstand in das Fenster gestellt und wenn er sich dann nicht spätestens nach vierundzwanzig Stunden nach dem Preis erkundigt hatte, fingen die Geschäftsinhaber an, nervös zu werden, dann fehlte ihnen etwas, und ihr Leben und ihr Geschäft nahmen erst wieder ihren normalen Fortgang, wenn Hohendorf dagewesen war und sich mit den Worten verabschiedet hatte: „Na, ich werde mir die Sache bis morgen überlegen.“ Auf diese Art hatte Heini der Sparsame sich im Laufe der Jahre nach dem Preis fast aller Gegenstände erkundigt, die in den Schaufenstern sein Wohlgefallen erregten, ganz einerlei, ob es sich da um eine hübsche nicht einmal fertiggestellte Handarbeit oder um einen großen Eßtisch für vierundzwanzig Personen handelte. Er kaufte in Gedanken, und das Geld, das er für diese Einkäufe nicht ausgab, sparte er nach seiner Theorie und trug diese Ersparnisse mit seiner sehr schönen, sauberen Hand-

schrift so untadelhaft in ein Buch ein, daß der strengste Bankdirektor an dieser seiner Buchführung nicht das leiseste auszusetzen hätte. Ja, Heini der Sparsame machte seinem Namen wirklich alle Ehre, und in den letzten Tagen war er sogar besonders sparsam gewesen. Da hatte er sich einen großen, dreiteiligen Spiegelkleiderschrank, und bei seinem Juwelier eine sehr schöne, goldene Uhr mit ebensolcher Armbandkette verkniffen und den Betrag dafür im Werte von beinahe viertausend Mark seinem Sparkonto gutgeschrieben. Ach und er mußte noch viel, viel mehr sparen, namentlich in die kleine Büchse hinein, wenn er sein Ziel, das er damit verband, jemals erreichen wollte, denn dieses Ziel hieß und war die hübsche Marga, deren Vater vor einiger Zeit von hier fortgezogen war, um eine noch kleinere und noch billigere Stadt aufzusuchen. Wie es kam, wußte Heini selbst nicht, geschah es aus Mitleid oder aus sonstigen Gründen, genug, eines Tages ertappte er sich dabei, daß er in die wirklich auffallend hübsche Marga bis über beide Ohren verliebt war. Und wenn er sich auch hütete, ihr etwas davon zu verraten, so mußte sie ihm dennoch wenigstens ungefähr angemerkt haben, wie es um ihn stand, denn als er im Hause ihrer Eltern den Abschiedsbesuch machte, da war ihm so gewesen, als erwidere sie ganz leise seinen wenn auch völlig unbeab-

sichtigten, warmen Händedruck, und da waren ihm bei dem traurigen Gedanken, daß er sie nun lange, lange Zeit nicht wiedersehen solle, die Worte über seine Lippen gekommen: „ich würde mich außerordentlich freuen, gnädiges Fräulein, wenn Sie von Zeit zu Zeit die Liebenswürdigkeit hätten, mir eine Ansichtspostkarte zu schicken, damit ich weiß, wie es Ihnen geht, und wenn Sie mir gestatten, würde auch ich Ihnen gern von Zeit zu Zeit eine Ansichtspostkarte senden, natürlich nur, damit Sie die kleine Stadt nicht vergessen.“ Eigentlich hatte er auch das nicht sagen wollen, aber als er es trotzdem tat, da sah sie ihn so dankbar und so freundlich an, daß sein Herz vor Liebe und vor Glückseligkeit laut schlug und daß er sich gelobte: „die Marga wird dereinst deine Frau, die oder keine andere.“ Von dem aber, was sein Herz bewegte, verriet er keinem Menschen etwas, er hütete dieses sein Geheimnis noch ängstlicher als den Schlüssel zu seiner kleinen kupfernen Sparbüchse. Was brauchten andere von seinem Glück zu wissen, es genügte ihm vollständig, zu wissen, daß er glücklich war, und um es eines Tages ganz zu werden und um seine Marga heiraten zu können, begann er zu sparen, soweit seine geringe Zulage, die er erhielt, ihm das erlaubte. Er liebte, ob und wieweit er aber auch wiedergeliebt wurde, wußte er allerdings nicht, auf jeden Fall aber sandte Marga ihm von

Zeit zu Zeit einen freundlichen Kartengruß, den er stets mit wendender Post beantwortete.

Auch heute morgen hatte er einen Gruß von Marga erhalten, und das war auch die Veranlassung, daß er jetzt wieder vor seinen Büchern und vor seinem Barvermögen saß. Aber wie schon so oft in der letzten Zeit, saß er ganz geknickt da und überlegte sehr ernsthaft, ob dieses ganze Sparen überhaupt einen praktischen Zweck hätte. Wie viele Jahrhunderte konnten nicht noch vergehen, ehe seine Barmittel auf rund sechzigtausend Mark angewachsen waren, und soviel brauchte er, um das von dem Staat verlangte Kommißvermögen bei seiner Heirat nachweisen zu können. Und wo war er selbst nach Ablauf dieser vielen Jahrhunderte? Ganz gewiß nicht mehr auf dieser Erde. War es da nicht ein Unsinn, einem Phantom nachzujagen, das er niemals würde erreichen können? Aber das war es nicht allein, was ihn bedrückte, es kam noch etwas viel Schlimmeres dazu, etwas, dessen er sich beinahe schämte. Er ertappte sich zuweilen dabei, daß er das Sparen in der Hauptsache deshalb jetzt für unsinnig und zwecklos hielt, weil seine Liebe nicht mehr so ausschließlich der Marga gehörte wie früher. Und daran war die Dorette, die Tochter des neuen Oberpräsidialrates, schuld. Nein, die war nicht daran schuld, von diesem Vorwurf mußte er sie als

gerechter Mensch freisprechen, denn die Dorette konnte ganz gewiß nichts dafür, daß sie ihm so über alle Maßen gut gefiel, noch besser als die Hannelore, von der er damals im Kasino, wenn auch nur im Scherz, behauptete, sie heiraten zu wollen, schon um dadurch, daß er von der Hannelore sprach, die Kameraden von ihren etwaigen heimlichen Gedanken abzubringen, daß er in eine andere verliebt sei und daß er für die spare. Die Dorette gefiel ihm so gut wie keine andere, aber das zeigte er ihr selbstverständlich nicht, denn er liebte doch die Marga. Und was hätte es für einen Zweck gehabt, der Dorette zu verraten, daß er sie liebe? Sich mit der verloben oder die gar heiraten konnte er ja doch nicht, das schon der Kameraden wegen nicht, und ehe er sich von denen als wortbrüchig in Acht und Bann tun ließ, eher entliebte er sich wieder mit der Dorette und verliebte sich weiter in die Marga. Ja, er mußte weiter zu seiner Marga halten, das war er nicht nur sich, das war er erst recht ihr schuldig und deshalb wurde es nun auch die höchste Zeit, daß er endlich ihren Ansichtskartengruß erwiderte, der nun schon stundenlang unbeantwortet auf seinem Schreibtisch lag, während er ihr sonst umgehend eine Karte widersandte. Aber als er sich nun an seinen Schreibtisch setzte und sich die schönste Karte ausgesucht hatte, kam ihm ein Bedenken. War es nicht

eigentlich eine *Gemeinheit*, an die *Marga* zu schreiben und dabei an die *Dorette* zu denken? Und was sollte er ihr auch schreiben? Bisher waren ihm die *Grußworte* nur so aus der *Feder* geflossen, weil sie ihm aus dem *Herzen* kamen, nun aber sollten sie ihm aus dem *Kopfe* kommen und der versagte ihm den *Dienst*. Das *Wenige* aber, das ihm trotzdem einfiel, erschien ihm so dumm, so albern, daß die schöne *Marga* nach seiner *Ansicht* den wenigen *Worten* gleich anmerken mußte, daß er die nur *gezwungen* geschrieben hatte. Und das durfte nicht sein, die mußte weiterhin an seine *Liebe* oder wenigstens an seine *Zuneigung* oder an seine *Freundschaft* glauben, und er selbst mußte weitersparen, das war er schon seinem *Beinamen* schuldig. Aber wieder drängte sich ihm eine *Frage* auf, die ihn in den letzten *Wochen*, seitdem er mehr an *Dorette* als an *Marga* dachte, beschäftigt hatte: Warum spart der *Mensch* eigentlich, wenn der *Reichtum* doch nicht glücklich machte, ja, wenn man bis zu einem gewissen *Grade*, den er allerdings nicht verstand, erst froh wurde, wenn man das verdammte und verfluchte *Geld*, wie *Mellenbach* das immer nannte, wieder los war? Sich über diesen Punkt mit *Mellenbach* einmal gründlich auszusprechen, war schon längst sein *Wunsch* gewesen, aber was er bisher unterließ, wollte er baldigst nachzuholen versuchen. Und dann, wenn

er wußte, ob sich das Sparen und das Reichsein wirklich nicht lohnte, wollte er weiter über seine Liebe zu Marga beschließen, soweit sich in bezug auf die Liebe überhaupt etwas beschließen ließ, denn meistens handelte die Liebe verdammt selbständig und machte mit den Menschen was sie wollte und nicht das, was sie sollte. Aber damit die Marga gar nicht darauf käme, daß er sich mit solchen oder ähnlichen Gedanken trüge, beschloß er nun erneut, gleich ihren Kartengruß zu erwidern. Doch auch jetzt fand er alles, was er schreiben wollte, so töricht und so albern, daß er es aufgab und es auf eine spätere Gelegenheit verschob. Vielleicht, daß er heute abend, wenn er aus dem Kasino nach Hause kam, geistig besser disponiert war.

Als er aber am Nachmittag so um die fünfte Stunde durch die Straßen der Stadt schritt, hatte er ein kleines Erlebnis, das ihn Marga erst recht vergessen ließ, denn er traf unterwegs den Herrn Oberpräsidialrat nebst Frau Gemahlin und vor allen Dingen nebst Fräulein Tochter. Der Herr Oberpräsidialrat, eine große, stattliche Figur, der zu seinem langen, schwarzen Gehrock, Gott allein mochte wissen weshalb, stets einen Zylinder und eine weiße Krawatte trug, hatte nach der Ansicht der Leutnants entschieden seinen Beruf verfehlt und hätte eigentlich Oberkonsistorialrat werden

müssen. Er hatte etwas ungemein feierliches und Würdevolles an sich, auch in seiner Art zu sprechen, und paßte äußerlich so gar nicht zu seiner außerordentlich lebhaften kleinen Frau, die sich für ihr Leben gern sprechen hörte und die, wie alle wußten, ihren Mann jeden Tag wenigstens vierundzwanzigmal damit zur Verzweiflung brachte, daß sie ihn beständig „Männe“ nannte, eine durchaus üble Angewohnheit, die der Herr Oberpräsidialrat, wie er einmal in gehobener Stimmung am Stammtisch erklärte, seiner Frau seit mehr als dreiundzwanzig Jahren vergebens abzugewöhnen versuchte. Aber er gab trotzdem die Hoffnung nicht auf, sondern er erwartete in der Hinsicht von dem Tage ein Wunder, an dem es ihm in nun nicht ferner Zeit vergönnt sein sollte, seine silberne Hochzeit zu feiern, denn daß seine Frau ihn selbst dann, wenn er erst die silberne Myrte im Knopfloch trug, noch weiter „Männe“ nennen würde, wie sie es noch heute in der Erinnerung an die erste Zeit der süßen, grünen Liebe tat, das vermochte er sich bei dem besten Willen nicht vorzustellen.

Stolz und hochaufgerichtet schritt der Herr Oberpräsidialrat daher und hörte mit der ihm eigenen Würde auf all das hin, was seine Frau ihm unterwegs so lebhaft erzählte, als hätte sie ihn seit Jahren nicht gesehen und als müsse sie nun

mit einmal nachholen, was sie in der ganzen Zeit versäumte, während Dorette als Dritte im Bunde anscheinend recht gelangweilt neben den Eltern einherging und wohl, um sich die Zeit wenigstens etwas zu verkürzen, plötzlich begann, ein kleines Paket, das sie an einem Bindfaden in der Hand trug, in einer Weise hin und her zu schlenkern, wie das junge Damen in Fräulein Dorettes Alter sonst eigentlich auf der Straße nicht zu tun pflegen. Wenigstens war das Hohendorfs Ansicht, als er den dreien entgegenkam, aber die hübsche, schwarzäugige und schwarzhaarige Dorette mußte sich nach seiner Ansicht auf diesem Familienspaziergang wirklich entsetzlich langweilen, denn sie machte ein so bitterböses Gesicht, wie er es noch nie an ihr bemerkt hatte. Ja, selbst als er nun im Vorübergehen sehr höflich und artig grüßte, sah sie ihn mit ihren hübschen Augen ganz anders an als sonst, eigentlich so, als ob sie sagen wollte: dieses Leben ist so erbärmlich langweilig, daß es auch dadurch, daß du mich grüßt und daß du mir begegnest, nicht amüsanter wird.

Was hat die Dorette heute nur? dachte Hohendorf, aber er kam nicht dazu, weiter darüber nachzudenken, denn kaum war er einen Schritt an ihnen vorbeigegangen, da hörte er hinter sich ein kleines Geräusch und unmittelbar darauf aus Dorettes Mund einen halb unterdrückten Schreckens-

ruf. Blitzschnell wandte er sich um, und da sah er, daß Dorette das kleine Paket, das sie trug, so lange hin und her geschlenkert hatte, bis der Bindfaden sich löste und bis das Paket auf der Erde lag. Und sein Herz ahnte nichts davon, daß dieser anscheinend unglückliche Zufall von ihr kluge Berechnung war, daß sie das Spiel mit dem Bindfaden begann, als sie ihn von weitem kommen sah, und daß sie dabei dem Bindfaden nachhalf, so daß der sich lösen mußte, einerlei ob der wollte oder nicht.

Dorette stand ganz ratlos da. Auf den doch sehr naheliegenden Gedanken, das kleine Paket aufzuheben, verfiel sie anscheinend gar nicht, ja, es kam Hohendorf so vor, als würde sie ihm einen Blick zu, in dem zu lesen stand: das ist ja furchtbar, was macht man da nur? Und auf diese stumme Frage gab er dadurch Antwort, daß er sich nun seinerseits schnell bückte und ihr das Paket überreichte. Dorette dankte ihm mit einigen freundlichen Worten, und auch die Eltern hielten es für ihre Pflicht, ihn nun nicht gleich wieder gehen zu lassen, sondern auch sie wechselten einige Worte mit ihm. Der Herr Oberpräsidialrat erkundigte sich, wie es ihm, den man durch einen Zufall lange nicht gesehen habe, dienstlich und außerdienstlich ginge, während er zugleich der Hoffnung Ausdruck gab, daß er, Hohendorf, in jeder Hinsicht Ursache

habe, dem lieben Herrgott für das ihm beschiedene und bescherte Los dankbar zu sein, während die Frau Oberpräsidialrat, als ihr Mann nach ihrer Ansicht endlich, endlich schwieg, ihm nun in ihrer lebhaften Art erzählte, daß es ja nun Frühling sei, daß der Frühling für sie die schönste Jahreszeit wäre, schon weil sie im Mai ihren lieben Männer geheiratet hätte, womit natürlich nicht gesagt sein sollte, daß nicht auch die anderen Jahreszeiten ihre besonderen Reize hätten. Der Sommer brächte die alljährliche Urlaubsreise, der Herbst wäre der Herbst und brächte schöne Trauben, und Trauben äße sie so gern und außerdem wären die so gesund. Sie hätte einmal eine Traubenkur in Meran gemacht, die ihr so außerordentlich gut bekommen wäre. Aber auch der Winter mit dem schönen Weihnachtsfest hätte seine Freuden —

„Gewiß, Mutter, besonders wenn man Schlittschuh laufen kann, und Gelegenheit hat, ordentlich zu tanzen,“ fiel Dorette ihrer Mutter in das Wort, während sie zugleich versuchte, den Bindfaden wieder um das kleine Paket zu schlingen, bis sie nun bat: „Würden Sie mir vielleicht behilflich sein, Herr von Hohendorf? Mit den Handschuhen an den Fingern geht es so schlecht, und ehe ich die ausgezogen und nachher wieder angezogen habe —“

„Aber gewiß, gnädiges Fräulein, mit dem

größten Vergnügen," pflichtete er ihr bei, und sich nun seinerseits rasch die Handschuhe ausziehend, beeilte er sich, ihr zu helfen. Aber ganz so schnell, wie er es gehofft hatte, ging es doch nicht, so daß Dorette nun ihren Eltern zurief: „Geht nur immer voran, ihr beiden Lieben, sobald wir hier mit dieser Knoterei fertig sind, komme ich nach, und vielleicht ist Herr von Hohendorf dann so freundlich, mich noch ein paar Schritte zu begleiten, um sich davon zu überzeugen, ob der neue Knoten besser hält als der alte.“

„Aber du weißt ja gar nicht, Dorette, ob Herr von Hohendorf Zeit —“

Der Herr Oberpräsidialrat, der sich seiner Tochter zugewandt hatte, wollte den Satz vollenden: „ob er Zeit und Lust hat, uns noch etwas zu begleiten,“ aber er kam nicht dazu, denn seine Frau gab ihm einen heimlichen Rippenstoß und flüsterte ihm leise zu: „Männer, komm!“ Und gegen diese beiden Worte „Männer, komm“ gab es keinen Widerspruch und keinen Widerstand; wenn seine Frau ihn rief, als wäre er eigentlich gar nicht ihr Mann, sondern ihr Dackel, da mußte er folgen, das wußte er aus einer nun bald fünfundzwanzigjährigen Ehe. „Männer, komm,“ wiederholte seine Frau nun nochmals, obgleich er schon an ihrer Seite dahinging, und diese Wiederholung bewies ihm, daß er im Begriff gewesen war, ohne das

Einschreiten seiner Frau eine große Dummheit zu begehen. Darüber, welche das sei, würde seine Frau ihn zu Hause nicht lange im unklaren lassen, am liebsten hätte er das aber gleich gewußt und erlaubte sich deshalb eine leise, bescheidene Anfrage, auf die er aber nur die Antwort erhielt: „Nachher, Männe, später, zu Hause,“ obgleich seine Frau ihm ihre Antwort am liebsten gleich erteilt hätte. Aber man mußte vorsichtig sein. Wenn sie lebhaft wurde, und das wurde sie meistens, wenn sie sprach, wurde sie zuweilen auch laut, und das durfte sie in diesem Falle nicht, der Leutnant von Hohendorf brauchte nichts von den Freudenshoffnungen zu ahnen, die ihr mütterliches Herz erfüllten. Welch ein glücklicher Zufall, daß der Bindfaden des kleinen Paketes gerissen war, Welch ein glücklicher Zufall, obgleich sie an den Zufall natürlich nicht glaubte, denn auch sie war doch einmal jung, verliebt und verlobt gewesen, da kannte sie alle die harmlosen Scherze aus dem Gesellschaftsspiel „Wie man Männer fesselt“, wenn diese Fesselung auch nicht gleich für immer beabsichtigt ist, sondern zuweilen nur für die Dauer eines kurzen Spazierganges.

Und dem hätte ihr Mann beinahe widersprochen. Der wollte sich ernstlich erkundigen, ob Herr von Hohendorf auch Zeit und Lust hätte, ein paar Schritte mit ihrem Kinde zu gehen. Ach ja,

die Ehemänner! Die waren manchmal erstaunlich einfältig, und ihr Mann zuweilen ganz besonders. Das hatte er ihr erst letzthin wieder bewiesen, als er ihr erklärte, er sähe es im Gegensatz zu ihr gar nicht ein, weshalb es wünschenswert sei, daß die Dorette nun endlich langsam damit anfinge, sich zu verloben. Das hatte nach seiner Ansicht noch viel Zeit, denn Dorette war doch erst zweiundzwanzig Jahre, aber sie als Mutter dachte über diesen Punkt wesentlich anders. Was die Männer „erst“ nennen, das nennen die Frauen Gott sei Dank „schon“, und außerdem hatte sie sich fest vorgenommen, bei der bevorstehenden silbernen Hochzeit keine unverheiratete Tochter mehr zu haben. Das widersprach aus mancherlei Gründen ihrem Empfinden und bis dahin mußte sich ihre Dorette entweder selbst an den Mann gebracht haben oder von ihr an den Mann gebracht worden sein, denn es wurde nach ihrer Überzeugung auch im Interesse des Kindes endlich Zeit, daß das heiratete. Und nachdem der ganze Winter in der Hinsicht leider ergebnislos verlaufen war, schien sich nun heute hinter ihrem Rücken endlich etwas anbandeln zu wollen. Und zum erstenmal war sie dem Himmel dafür dankbar, daß sie einen Rücken hatte. Trotzdem oder gerade deshalb hätte sie sich für ihr Leben gern einmal umgesehen, aber das durfte sie nicht, und so schwer es ihr auch wurde, sie durfte

zu Hause nicht einmal gleich das Gespräch auf Herrn von Hohendorf bringen, sie durfte ihr Kind nicht durch vorzeitige Fragen beunruhigen, denn sie wußte, daß solche Fragen oft mehr schaden als nützen.

Unterdessen ging Dorette im Gespräch an der Seite Hohendorfs dahin, ohne etwas von den Gedanken ihrer Mutter zu ahnen, denen sie aber, wenn sie sie geahnt hätte, in der Hauptsache beigestimmt haben würde, denn auch sie war der Ansicht, daß es für sie bald Zeit würde, zu heiraten. Zu dieser Erkenntnis hatte sie sich allerdings erst heute mittag durchgerungen, als sie bei Hannelore war, die sie telephonisch um ihren sofortigen Besuch gebeten hatte, da sie ihr etwas wahnsinnig Interessantes mitteilen müsse. Auch Melitta hatte kommen sollen, aber die konnte wegen einer geschwollenen Backe, die sie einem Zahngeschwür verdankte, trotz ihres brennenden Wunsches, zu erfahren, was vorläge, nicht erscheinen. So saß Dorette denn bald darauf allein bei Hannelore und erfuhr von dieser, selbstverständlich nur unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, von dem Kasinoschwur. Natürlich war sie im ersten Augenblick sprachlos gewesen, denn daß die Männer, noch dazu daß Offiziere, die doch sonst etwas auf sich zu halten pflegten, so gemein sein konnten, etwas derartiges zu be-

schließen, das hätte sie nie und nimmer geglaubt. Aber dann hatte auch sie gelacht, schon weil es das klügste war, was sie tun konnte, und lachend hatte sie sich von der Freundin verabschiedet, um erst in ihren eigenen vier Wänden wieder ernsthaft zu werden und um dort in Ruhe über das nachzudenken, was sie erfuhr. In einem Punkt stimmte sie Hannelore auch jetzt noch bei, sie, die drei jungen Mädchen, durften es unter gar keinen Umständen den Leutnants anmerken lassen, daß sie hinter deren im Kasino geschmiedeten Pläne gekommen waren. Sie mußten mit denen genau so unbefangen verkehren wie bisher. Aber trotzdem oder gerade deshalb mußten sie in Zukunft versuchen, die Schmiede ihres eigenen Glückes zu werden. Allerdings, zuerst wußte Dorette nicht recht, ob sie dem beistimmen sollte, denn im Gegensatz zu Hannelore war sie nicht mit der ausgesprochenen Absicht hierher gekommen, sich baldmöglichst zu verloben. Für ihre eigene Person hatte sie eigentlich noch nie ernsthaft an das Verloben gedacht, sie war ja noch so jung, und der Bräutigam würde schon noch kommen. Ihr persönlich lag mehr an einem netten, lustigen Flirt, sie hätte auch nichts gegen zwei oder drei nette Flirts gehabt, und wenn sich allmählich aus dem Flirt eine Verlobung entwickelt hätte, wäre es ja ganz nett gewesen, aber wenn nicht, hätte die Sache

auch ohne dem für sie ihren Reiz behalten. Aber daß man gar nicht daran dachte, sich mit ihr zu verloben, daß sie nur dazu da sein sollte, zur Freude der Allgemeinheit jahraus, jahrein auf den Gesellschaften wie ein junges Lämmlein auf der Weide herumzuhüpfen, bis ihre Beine schließlich so alt und steif waren, daß sie nicht mehr hüpfen konnte, das paßte ihr denn doch nicht. Das verdroß sie sogar sehr, und noch eins verstimmte sie, daß ihr Hannelore Andeutungen machte, als habe diese an Hohendorf Gefallen gefunden. Nicht etwa, als ob auch sie selbst an dem irgend etwas Besonderes gefunden hätte, obgleich sie Hannelore darin beistimmen mußte, daß er viel netter sei als Mellenbach. Dessen Art, die jungen Mädchen von oben herab anzusehen, oder wenigstens so zu tun, als ob man die nicht ernsthaft zu nehmen brauche, hatte auch sie verletzt. Sie fand ihn einfach ekelhaft, und als sie nun hören mußte, daß der durch seine Rede die Kameraden im Kasino gleichsam beschworen hatte, ihrem Schwur unter allen Umständen treu zu bleiben, da ließ sie den für immer derartig unter den Tisch fallen, daß sie sich gefreut haben würde, wenn er sich bei der Gelegenheit sämtliche Rippen gebrochen hätte. Nein, Mellenbach gefiel ihr nicht, aber Hannelore hätte sie doch wenigstens anstandshalber fragen müssen, ob ihr Herr von Hohendorf nicht auch

gefielen, oder ob er ihr nicht wenigstens eines Tages unter Umständen gefallen könne. Und daß die Hannelore den gleich für sich mit Beschlag belegte, daß die so selbständig und so rücksichtslos handelte, vielleicht weil die sich etwas darauf einbildete, die Tochter des Majors zu sein, das erregte im stillen ihren Widerspruch und ließ sie plötzlich Hohendorf mit ganz anderen Augen betrachten als bisher, denn bis zu dieser Stunde hatte ihr eigentlich Leutnant Martini am besten gefallen, denn allzu groß war die Auswahl unter den unverheirateten Leutnants im Regiment nicht, wenigstens soweit diese als heiratsfähig ernstlich in Frage kämen. Nein, die Wahl war wirklich nicht groß, und wenn sie sich im stillen manchmal gefragt hatte, mit wem sie am liebsten mehr oder weniger ernsthaft flirten möchte, war ihre Wahl stets auf Martini gefallen, das allerdings aus einem Grunde, den außer ihr kein Mensch wissen durfte, denn sonst hätte sie sich ja halbtot schämen müssen und ihr Vater hätte sich aus Kummer über sein verdorbenes Kind ganz bestimmt die ewige weiße Krawatte abgewöhnt und sich dafür fortan nur noch schwarze umgebunden. Was sie an Leutnant Martini besonders hübsch und anziehend fand, waren seine ganz kurz geschnittenen Haare, und diese gefielen ihr so, weil sie bei denen stets an ihren Vetter Alfred denken mußte, der im

Kadettenkorps in der Selektta saß. Der pflegte ihr, wenn sie früher bei gemeinsamen Verwandten in den Ferien zusammentrafen, stets auf Leben und Tod den Hof zu machen. Aber obgleich dieser Vetter ein sehr naher Blutsverwandter war, hatte er sich ihr gegenüber eigentlich nie wie ein Vetter benommen, denn er hatte sie nie abgeküßt, obgleich er ihr doch ansehen mußte, wie ihre Lippen nach den seinen dürsteten. Dafür besaß er eine andere Leidenschaft. Wo immer er sie auch nur allein erwischte, kniete er vor ihr nieder, legte seinen Kopf in ihren Schoß und sie mußte ihm mit ganz leichten, zarten Händen über seine ganz kurz geschorenen Haare streicheln, immerzu, immerzu, während er ihr dabei zuflüsterte: „Dorette, du bist goldig, aber wenn du erst wüßtest, wie goldig diese deine Liebkosungen sind, würdest du nie damit aufhören.“ Im Anfang hatte sie den Vetter wirklich nicht verstanden und es absolut nicht begriffen, welches Vergnügen er dabei empfinden könne, aber dann hatte das plötzlich auch auf sie einen ihr bisher fremden und unbekanntem Reiz ausgeübt, und schon damals träumte sie zuweilen wachend davon, daß ihr späterer Mann möglichst oft mit dem Kopf in ihrem Schoße daläge und ihr dabei zuflüsterte: „Dorette, du bist goldig, aber wenn deine leichten, zarten Hände meine Haare liebkosen, dann bist du noch viel goldiger.“ Na-

türlich mußte ihr späterer Mann, damit der so zu ihr sprechen könne, seine Haare ganz kurz geschoren tragen, und das tat Leutnant Martini. So kam es unwillkürlich, daß sie an den Vetter Alfred dachte, wenn sie mit Martini zusammentraf, und in Erinnerung an vergangene Zeiten hatte sie oft eine kaum bezwingbare Lust angewandelt, auch dem Leutnant Martini einmal mit der Hand über sein kurzes Haar zu streichen, einmal, um zu erfahren, ob auch er das goldig fände, dann aber auch, um ihrerseits festzustellen, ob sie bei der Berührung seines Haares ein ebenso süßer, wonniger Schauer durchrieseln würde, wie das der Fall war, wenn der Vetter Alfred seinen Kopf in ihren Schoß legte. Wirklich, es war ihr manchmal nicht ganz leicht geworden, in Martinis Nähe die wohlerzogene, junge Dame der Gesellschaft zu bleiben, denn sie hatte darüber nachgegrübelt, ob sich nicht ein scherzhafter Vorwand finden ließe, unter dem sie ihn bitten könne, sich einmal von ihr den Kopf streicheln zu lassen. Aber leider fand sie keinen, und wenn sie das auch lebhaft bedauerte, so war es trotzdem vielleicht sehr gut. Leutnant Martini gefiel ihr also schon seines Haares wegen, aber auch sonst fand sie ihn sehr nett und lustig.

Von alledem, wie sie über Martini dachte, ließ sie sich nichts anmerken, als sie nun an Hohendorfs Seite dahinschritt, während sie mit ihm

lustig und unbefangen über gleichgültige Dinge plauderte, und während sie dabei nicht ganz unbeabsichtigt versuchte, Hohendorf etwas für sich zu gewinnen, nicht etwa, als ob er ihr heute besser gefiel als Martini, sondern lediglich, weil sie es nach wie vor von Hannelore unerhört fand, daß die sich für ihre Person so ohne weiteres Heini den Sparsamen aussuchte, als ob sie dabei nicht auch noch ein Wort mitzureden hätte, denn darin stimmte sie der Freundin bei, auf die Dauer würde den Leutnants der Kasinoschwur nichts helfen, wenn sie, die jungen Mädchen, es ernstlich darauf ablegten, die Herren dahin zu bringen, daß sie ihrem Gelöbnis untreu würden. Und wenn sie selbst wenigstens heute noch nicht sehr ernstlich daran dachte, so freute sie sich doch, daß das schöne, warme Frühlingswetter ihr erlaubt hatte, das rote Foulardkleid anzuziehen, das ihr besonders gut stand, und der Ansicht mußte Hohendorf auch sein, denn sie bemerkte, wie die Augen, mit denen er sie ansah, immer größer und verlangender wurden. Aber offiziell bemerkte sie natürlich nichts davon, sondern plauderte ruhig weiter, bis sie nun plötzlich fragte, ob es denn wirklich wahr wäre, was die Herren ihr im Laufe des Winters so oft auf den Gesellschaften erzählt hätten, daß hier weder im Frühjahr noch im Sommer Tennis gespielt würde. Das sei sehr schade, denn sie

liebe das Spiel sehr und glaube, es auch gut zu spielen.

„Und trotzdem ist es so, wie wir Ihnen erzählten, gnädiges Fräulein,“ gab er zur Antwort, und die Wahrheit verschweigend, daß das Tennisspielen im Offizierkorps nur deshalb abgeschafft war, weil der so malerisch gelegene Tennisplatz sich als eine wahre Brutstätte für Verlobungen erwies, fuhr er schnell fort: „Das Tennis erfreut sich bei uns gar keiner Beliebtheit, gnädiges Fräulein, und ich fürchte, selbst Ihnen zuliebe würden wir diesem Sport kein Interesse abgewinnen können. Wir sind hier im Regiment, wohl weil die schöne Umgebung dazu reizt, mehr für das Radfahren. Auch das ist Ihnen ja nichts Neues, ich weiß, daß man es Ihnen bereits erzählte, aber ich weiß leider auch, daß Sie diesem Sport bisher keine Sympathie entgegengebracht haben, schon weil Sie noch nie auf einem Rad saßen. Aber Sie würden darüber sehr schnell anders urteilen, wenn Sie sich erst ein paarmal an unsern Ausflügen beteiligten. Ich bin sogar fest davon überzeugt, daß Sie eine leidenschaftliche Radlerin würden, und daß gerade Sie in dem feschen Radlerkostüm, besonders wenn es fesch ist, geradezu entzückend aussehen würden. Aber ich glaube, das letztere brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen.“

Nein, das hatte er wirklich nicht nötig, das

hatte sie sich schon oft selbst gesagt, wenn sie überlegte, ob sie wirklich das ihr bisher stets sehr unsympathisch gewesene Radfahren lernen sollte. Daß sie in dem Sportkostüm sehr hübsch aussehen würde, wußte sie allein, trotzdem fragte sie jetzt etwas vorwurfsvoll: „Sagen Sie bitte, Herr von Hohendorf, halten Sie mich für so dumm oder für so eitel, daß ich mich schon in Gedanken in dem Radlergewand vor den Spiegel gestellt hätte?“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr sie schnell fort: „Wenn man einen Sport ernsthaft betreibt, tut man doch das des Sportes, nicht der Tracht wegen, wie sollte es sonst wohl nicht nur unter den Frauen, sondern sogar unter den jungen Mädchen leidenschaftliche Hochtouristinnen geben, denn daß eine solche mit dem derben Lodenrock und den dicken Nagelschuhen an den Füßen irgendwie verführerisch aussähe, ich glaube, das hat noch kein Mensch behauptet, wenigstens von keiner Deutschen, denn gerade die haben ein Talent, sich wenigstens für die Hochtouren mehr als geschmacklos anzuziehen.“

„Das kann schon sein, gnädiges Fräulein,“ stimmte er ihr bei, bis er nun, einem plötzlichen Einfall folgend, bat: „Ich weiß zwar noch nicht, gnädiges Fräulein, ob Sie sich ein Rad anschaffen werden, ich hoffe es nur, und wenn diese meine Hoffnung, die ich natürlich nur, oder wenigstens

hauptsächlich, oder wenigstens teilweise im Interesse des Sportes selbst habe, in Erfüllung gehen sollte, würden Sie dann mir erlauben, Ihr Lehrer zu sein und Sie vor allen Dingen in die Geheimnisse des Fallens einzuweihen?"

Dorette lachte lustig auf: „Na, seien Sie so freundlich, Herr von Hohendorf, wenn das Vergnügen gleich damit anfangen soll, daß ich in den Dreck, ich meine natürlich in den Schmutz fliege und mir bei der Gelegenheit meine Glieder breche oder sie mir wenigstens verbeule —“

„Aber das sollen Sie ja gerade nicht, gnädiges Fräulein,“ fiel er ihr schnell in das Wort, „ein paarmal fällt aber schließlich jeder Anfänger hin, und damit Sie sich dabei nicht weh tun, müssen Sie das Fallen ebenso erlernen wie ein berufsmäßiger Seiltänzer. Ich habe mal im Zirkus einer solchen Probe beigewohnt. Ein junges Ding von knapp zehn Jahren stand auf dem Drahtseil, natürlich mit der Longe um den Leib, und bevor es die ersten Schritte auf dem Drahtseil machte, mußte es lernen, das Gleichgewicht zu halten. Und damit es das lerne, brachte man das Drahtseil in künstliche Schwingungen. Nun kam es für das Kind darauf an, trotzdem oben zu bleiben oder wenn es fiel, bei dem Sturz das Drahtseil zu erwischen und sich entweder mit den Händen oder mit den Füßen an dem festzuhalten.

Gelang ihm das, bekam es Lobesworte zu hören und Süßigkeiten zu naschen, gelang es ihm aber nicht, dann bekam es von seinem Lehrmeister eine ganz gehörige Tracht Prügel und an jenem Vormittag leider mehr Prügel als Süßigkeiten."

Wieder lachte Dorette fröhlich auf: „Hoffentlich würden nicht auch Sie mir ein so gestrenger Lehrer sein, daß auch Sie mich prügeln würden, wenn ich trotz Ihres Unterrichts hinfallen sollte? Viel verlockender wäre für mich die Aussicht, Süßigkeiten zu erhalten, wenn ich meine Sache gut machte."

Unwillkürlich war er bei ihren ersten Worten etwas verlegen geworden, so daß er nun meinte: „Aber gnädiges Fräulein, wie können Sie auch nur im Scherz annehmen, ich würde jemals, wenn auch nur in Gedanken, es wagen, Ihnen einen Klaps zu geben, falls Sie einmal eine ungeschickte Schülerin sein sollten, was ich aber gerade bei Ihnen für ausgeschlossen halte. Nein, Klapse gäbe es bestimmt nicht bei mir, wohl aber Süßigkeiten, Pralines und andere schöne Dinge."

„Ach ja, bitte," fiel Dorette ihm lebhaft in das Wort, „ach ja, bitte, so viele Süßigkeiten, wie in Ihre hoffentlich recht großen Taschen hineingehen, denn Sie glauben gar nicht, wie ich die Süßigkeiten liebe, wenngleich ich als wohl-

erzogenes, modernes, junges Mädchen selbstverständlich auch leidenschaftlich Zigaretten rauche."

„Wenn Sie es mir erlauben, gnädiges Fräulein, würde ich mir also Bonbons zur Belohnung für Ihren Lerneifer in die Tasche stecken, vorausgesetzt natürlich, daß Sie mir wirklich erlauben würden, Ihr Lehrmeister zu sein, falls Sie sich dem Radsport widmen wollen.“

„In letzterer Hinsicht wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben, Herr von Hohendorf, denn daß ich immer zu Hause sitzen soll, während die übrigen mit mehr oder weniger vergnügten Beinen in der Welt herumstrampeln, nein, dazu habe ich doch keine Lust, aber ob ich Ihr freundliches Anerbieten, mich in die Geheimnisse des neuen Sports einzuweihen, annehmen kann, das weiß ich im Augenblick wirklich noch nicht.“

Und das letztere entsprach der Wahrheit, Dorette war sich über den Punkt noch nicht ganz einig. Lieber würde es ihr sein, wenn Leutnant Martini sich ihr als Lehrer angeboten hätte, oder wenn er das in den nächsten Tagen tun würde, sobald er hörte, daß sie beabsichtige, sich ein Rad anzuschaffen. Aber dann dachte sie wieder an Hannelore, sie war es sich selbst schuldig, der zu beweisen, daß die nicht ganz einfach über die Leutnants des Regiments verfügen könne, wie es ihr beliebe, und wenn Hannelore erfuhr, daß

Hohendorf, wenigstens vorläufig, seine Zeit in erster Linie ihr widmete, dann würde die sich sicher ärgern und bestimmt etwas eifersüchtig auf sie werden. Das war bis zu einem gewissen Grade auch der Zweck der heutigen Übung, wie es beim Militär heißt, und deshalb meinte sie nun plötzlich: „Also schön, Herr von Hohendorf, ich habe es mir eben überlegt, ich sehe es ein, es wäre mehr als unfreundlich von mir, wenn ich Ihr Anerbieten ablehnen würde, deshalb nehme ich es sogar mit besonderem Dank an, und ich verspreche Ihnen schon heute, mir alle nur denkbare Mühe zu geben, damit Sie bei dem Unterricht mit mir zufrieden sein sollen.“

„Das werde ich auch schon sein, gnädiges Fräulein,“ pflichtete er ihr bei, „denn das wissen Sie sicher auch noch von der Schule her, wenn der Lehrer einmal nicht zufrieden war, lag das lediglich an ihm, weil er zu hohe Anforderungen stellte. Im übrigen brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß Sie mir durch Ihre freundlichen Worte eine ganz große Freude bereitet haben?“

Nein, das brauchte er nicht erst zu sagen, das hörte sie an dem Klang seiner Stimme, das sah sie an dem Aufleuchten seiner hübschen Augen, und die glückliche Stimmung, in der er sich befand, hielt auch noch an, als er sich zehn Minuten später von

Dorette und deren Eltern, als diese ihre kleine Villa erreicht hatten, verabschiedete, und als er gleich darauf seiner eigenen Wohnung entgegenschritt. Er war so froh, als sei ihm ein großes Glück widerfahren und doch war ja eigentlich gar nichts Besonderes geschehen. Er durfte Dorette Unterricht geben, und er wußte doch aus Erfahrung, daß es ein recht langweiliges und recht anstrengendes Vergnügen war, hinter und neben dem Rad einer Anfängerin herzulaufen und das Rad beständig im europäischen Gleichgewicht zu halten. Er kannte das Vergnügen von einer sehr umfangreichen ältlichen Verwandten her, die plötzlich den Rappel bekam, das Radfahren erlernen zu wollen und die er während eines vierzehntägigen Erholungsurlaubes in die neue Kunst hatte einweihen dürfen. Aber Dorette war nicht rundlich und nicht ältlich, sondern jung und schlank und war wirklich bildhübsch, und wie hübsch würde die nun erst in dem Radelkostüm aussehen? Ganz bestimmt zum Küssen hübsch, vorausgesetzt natürlich, daß sie sich küssen ließ, und daß sie nicht zu jenen krankhaft veranlagten jungen Mädchen gehörte, die gleich bei dem ersten Kuß, den ein Mann ihnen gibt, nach dem Segen der Mutter schreien.

Bis ihm mit einmal jetzt ein derartiger Schrecken in die Glieder fuhr, daß seine Beine ihm den Dienst versagte. Er mußte stehen bleiben,

und ohne sich um die verdutzten Gesichter der Vorübergehenden zu kümmern, stand er da wie eine Litfaßsäule und starrte vor sich hin. Ihm war wieder eingefallen, daß er Dorette versprochen hatte, sie mit Bonbons und anderen Süßigkeiten zu belohnen, wenn sie sich als gewandte Schülerin erweisen sollte. Wie hatte er nur so bodenlos leichtsinnig sein können, denn Süßigkeiten kosteten viel Geld, und woher sollte er das nehmen? Aus seiner Sparbüchse? Sollte er die mühsam zurückgelegten Schätze angreifen, oder sollte er die Bonbons von dem Wenigen bezahlen, was er zum Lebensunterhalt in der Tasche bei sich trug? Aber die Gelder reichten dafür auch nicht und selbst, wenn er sich von denen ein paar Mark erübrigte, wovon sollte er denn da sparen? Er hieß und war nun doch einmal Heini der Sparsame. Wie hatte er das nur vergessen können? Hatte ihn die Liebe schon derartig bei dem Kenterhaken, daß er ihretwegen seine festesten Grundsätze über den Haufen warf? Aber das nicht allein, wie hatte Dorette nur sein Anerbieten annehmen können? Wußte die wirklich nichts davon, daß und wie er sparte, obgleich das beinahe ein öffentliches Geheimnis war? Warum hatte die sein Süßigkeitsanerbieten nicht sofort dankend abgelehnt? Warum hatte sie ihm sogar erklärt: je mehr Süßigkeiten, desto lieber? Wollte sie ihn dadurch auf

die Probe stellen, um zu erfahren, welche Macht sie schon heute auf ihn ausübte? Warum hatte ihn aber auch der Teufel reiten müssen, daß er ihr von der Zirkusprobe erzählte, der er einmal beiwohnte? Aber wenn er es schon tat, hätte es nicht genügt, wenn er ihr erzählt hätte, die kleine Künstlerin wäre anstatt mit Süßigkeiten lediglich mit freundlichen Worten belohnt worden? Freundliche Worte waren billig, Süßigkeiten aber kosteten Geld. Warum hatte er ihr also die versprochen? Warum nur, warum, warum?

Und ganz in Gedanken versunken, gar nicht mehr wissend, wo er sich im Augenblick befand, fragte er sich noch einmal: „Warum?“ Aber diesmal fragte er sich nicht leise, sondern er fragte sich so laut, daß ein vorübergehender ungefähr vierzehnjähriger Lausebengel ihm auf seine rhetorische Frage zur Antwort gab: „Na, Herr Leutnant, wenn Sie das nicht allein wissen, ich weiß es ganz gewiß nicht. Im übrigen, Herr Leutnant, man nur keine Aufregung, es kommt allens wieder in Ordnung, wie mein Vater immer sagt, bevor er mich verhaut.“

Weißt du wohl, daß du infamer Galgenstrick jetzt sogar eine doppelte Portion Keile verdient hättest, wollte Hohendorf dem Frechdachs nachrufen, als er endlich begriffen hatte, daß dessen Worte sich auf ihn beziehen mußten, dann aber

unterließ er es um seiner selbst willen doch, sich mit dem Bengel auf offener Straße in einen Wortwechsel einzulassen und setzte statt dessen endlich kopfschüttelnd seinen Weg weiter fort. Er verstand sich selbst nicht, aber vielleicht hatte der freche Bengel recht gehabt. So oder so würde die Sache schon wieder in Ordnung kommen und auf diese Ordnung in seinem Innern und namentlich in seiner Sparbüchse freute er sich schon jetzt, so daß durch diese Vorfreude der Tag schließlich noch besser für ihn endete, als er es zu hoffen gewagt hatte.



Nun war auch die schlanke, zierliche, ruhige Melitta schon seit Wochen hinter das Kasinogeheimnis gekommen, aber das war nicht so schnell gegangen, wie sie es damals erhoffte, als Hannelore sie durch geheimnisvolle Andeutungen am Telephon um ihren sofortigen Besuch bat. Das zwar sehr schmerzhaft, anscheinend aber sehr gewöhnliche Zahngeschwür, das sie an jenem Tage quälte, erwies sich sehr bald als eine niederträchtige Zahnfistel, die eine lange Behandlung erforderte, während der Melitta sich außer ihren Eltern und ihrem Zahnarzt keinem Menschen zeigte, schon weil sie keine Lust verspürte, sich fort-

während bedauern zu lassen. Aber als sie endlich wieder gesund war, galt ihr erster Ausgang ihrer Freundin Hannelore, und als die ihr erzählte, was vorlag, da tat auch sie das klügste, was sie nach ihrer Ansicht tun konnte, sie lachte, bis sie schließlich nicht mehr lachen konnte, dann aber erklärte sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, es täte ihr für Hannelore und für Dorette natürlich furchtbar leid, daß die Offiziere nicht daran dächten, sie beide jemals zu heiraten, aber daß man auch nicht die Absicht habe, sich mit ihr zu verloben, sei ihr außerordentlich lieb zu hören, denn erstens dächte sie noch gar nicht an das Heiraten und für den Fall, daß sie doch einmal daran denken solle, gäbe es einen Herrn auf der Welt, der sie schon längst liebe und dem sie nur telegraphisch ihr Jawort zu schicken brauche, damit er sofort käme und ihre Verlobung veröffentliche. Vorläufig müsse der allerdings noch auf ihr Telegramm warten, denn sie sei sich noch nicht darüber einig, ob das, was sie für den empfinde, die wirkliche Liebe sei. An alledem, was sie da erzählte, war natürlich kein wahres Wort, aber Hannelore schien es trotzdem zu glauben, und darüber freute Melitta sich so, daß sie im weiteren Verlauf des Besuches gar nicht mehr über die Neuigkeit sprach, die Hannelore ihr mitteilte, sondern daß sie die als etwas für sie völlig Gleich-

gültiges und als etwas sie tatsächlich nichts Berührendes hinnahm.

Um so mehr aber ärgerte sie sich über das, was sie erfahren hatte, als sie wieder zu Hause angelangt war. Nun wußte sie, weshalb sie unverlobt durch den letzten Winter gekommen war, und sie hatte geglaubt, das läge zum Teil mit daran, daß sie hier in dem für sie etwas zu rauhen Klima eigentlich den ganzen Winter hindurch einen kleinen Schnupfen nie richtig los geworden war und deshalb an manchem *Gesellschaftsabend* nicht allzu vorteilhaft ausgesehen hatte. Nun wußte auch sie, was vorlag, und soviel stand sofort für sie fest, diesen Kasinoschwur ließ sie sich ganz einfach nicht ruhig gefallen. Aber das nicht allein, sie wollte sich dafür an der Allgemeinheit rächen, und zwar dadurch, daß sie allen Leutnants in den nächsten Wochen und Monaten mit Hilfe ihrer hübschen Person und ihrer hübschen Kleider und Hüte derartig den Kopf verdrehte, daß einer nach dem andern die Kameraden bat, ihn von seinem Gelöbnis zu entbinden. Nun sollten die Herren Leutnants mal was erleben und die sollten Augen machen, wenn sie erst hoch zu Rad erschien. Die Herren hatten glücklicherweise noch keine Ahnung davon, wie bildhübsch sie in dem Radlerkostüm aussah. Na, denen würden bald die Augen übergehen. Und wenn die erst in sie verliebt waren,

wollte sie alle miteinander auslachen, erst jeden einzelnen, dann die *Gesamtheit*, und dann heiratete sie, schon um die Leutnants zu ärgern, irgendeinen Herrn vom Zivil. Und doch hatte ihr eigentlich, als sie hierher kam, bis zu einem gewissen Grade davor gegraut, daß hier im Städtchen bei dem großen Mangel an heiratsfähigen jungen Damen nun sofort alle Leutnants mit Heiratsgedanken über sie herstürzen und nicht eher ruhen würden, bis sie sich für einen von ihnen entschieden hätte. Daß es in der Hinsicht ganz anders gekommen war, hatte sie während des verflossenen Winters im stillen zuweilen gefreut, aber nun empörte sie sich doch darüber. Ihr fiel plötzlich wieder ein, wie eine jungverheiratete Freundin ihr einmal erzählte, sie habe sich eigentlich nie Perlen gewünscht, denn sie könne denen keine besondere Vorliebe abgewinnen, bis ihr Mann ihr eines Tages erklärt hätte: „Weißt du, zum Zeichen dafür, daß und wie lieb ich dich habe, möchte ich dir für mein Leben gern eine hübsche Perlenkette schenken, aber ich kann es nicht. Ich habe es mir hin und her überlegt, aber es geht wirklich nicht.“ Von der Stunde an, da ihr Mann so zu ihr sprach, hatte die Freundin keinen anderen Wunsch mehr gekannt, als den, eine Perlenschnur zu bekommen, und sie hatte, weil sie die nicht bekam, oft bittere Tränen geweint. Das hatte sie, Melitta, damals

bei dem besten Willen nicht verstanden, sie hatte die Freundin ausgelacht, sie töricht und albern gescholten, aber jetzt mit einmal verstand sie die. Was für die Freundin die Perlenkette, war für sie selbst jetzt einer der Leutnants des Regiments. Sie hatte sich bisher noch keinen ernstlich gewünscht, aber nun, da sie einsehen mußte, daß sie nie einen bekommen solle, wenigstens in absehbarer Zeit keinen, da erschien ihr das, was für sie unerreichbar war, mit einmal als das begehrenswerteste Ziel ihres Lebens. Und wie die Freundin, gerade weil sie keine Perlenkette bekommen konnte, in der Stadt, in der sie lebte, jeden Tag vor dem Schaufenster des Juweliers stehen blieb, um die ausgelegten Ketten daraufhin zu prüfen, welche sie wohl am liebsten haben möchte, so wollte sie sich fortan täglich die Leutnants sehr genau daraufhin ansehen, welchen sie sich am liebsten wünschte. Bis sie diesen Gedanken ebenso schnell wieder verwarf, wie er gekommen war. Nein, sie wollte sich nicht alle Leutnants daraufhin ansehen, denn wünschen tat sie sich keinen, das hatten die Leutnants nicht um sie verdient, und wenn sie sich überhaupt einen von ihnen daraufhin ansah, dann aber auch nur einen, und dieser eine sollte nicht zur Belohnung, sondern zur Strafe Carl Ludwig von Mellenbach sein. Jawohl der, denn der war nach dem, was Hannelore ihr er-

zählte, in der Hauptsache an der Verschwörung schuld. Der hatte die Kameraden durch seine Rede ermahnt und angefeuert, ihrem Vorsatz unter allen Umständen treu zu bleiben, und das sollte er ihr büßen, das schon deshalb, weil er ihr heute in völlig unerreichbarer Ferne noch viel, viel besser gefiel, als er das sonst schon getan hatte. Und damit sie auch ihm gefiel und damit er in Zukunft ebensoviel an sie dächte wie sie an ihn, beschäftigte sie sich jetzt in ihren Gedanken fast ausschließlich mit ihm, in der Hoffnung, es durch eine Art von Gedankenübertragung dahin zu bringen, daß er sich im stillen auch mit ihr beschäftigte.

Aber wenn Mellenbach auch gelegentlich für kurze Minuten an sie dachte, ebenso wie an die Dorette und an Hannelore, so lag das lediglich daran, daß er sich sehr oft im stillen fragte: hättest du es damals schon gewußt, wie hübsch, wie nett und wie küßlich und wie adrett die drei jungen Mädels tatsächlich sind, dann hättest du an jenem Nachmittag im Kasino den Kameraden zugerufen: „Kinder, überlegt euch noch mal im reinen, was ihr mir im unreinen beschlossen zu haben scheint, denn für die ruchlosen Pläne, die ihr hegt, sind gerade diese drei jungen Damen viel zu schade.“ Ja, so hätte er sprechen müssen, und daß er das nicht tat, fraß oft an ihm, wenn er mit den drei hübschen jungen Mädchen auf den Gesellschaften

oder sonst irgendwo zusammentraf, wenn er sah, wie die sich geputzt und geschmückt hatten und wenn er sich dann sagen mußte: Kinder, ihr tut mir schrecklich leid, aber gebt euch nur weiter keine Mühe, ich weiß am besten, daß alles vergebens ist.

Solche Gedanken und solche stillen Vorwürfe beschäftigten ihn oft, aber daran, sich in eine von ihnen zu verlieben, dachte er nicht im entferntesten, obgleich er die jungen Mädchen sehr hübsch und sehr nett fand. Vor dem Verlieben bewahrte ihn die süße, kleine Alice, die er immer noch nicht vergessen konnte, obgleich sie jetzt die Braut eines anderen war. Und als es nun anfang Frühling zu werden, kam noch etwas anderes hinzu, das gar keine neuen Liebesgedanken in ihm aufkommen ließ. Sein viele Millionen schwerer Onkel Joseph, der mit seinem Hausarzt die unaustragbare Wette eingegangen war, daß er schneller sterben würde, wenn er die ihm verordneten Medikamente schlucke, als wenn er nicht aufhöre, seine schweren Burgunder zu trinken, hatte einen schweren Schlaganfall erlitten, und er für seine Person lebte nun in der fortwährenden Angst, daß der Onkel sterben würde. Nicht etwa, als ob ihm der so nahe gestanden hätte, daß ihm dessen Verlust etwas Unüberwindliches sein würde, nein, das nicht, obwohl er sehr an dem Onkel hing, der ein ganz großer Sonderling war und noch dazu ein so

großer Spötter vor dem Herrn, daß er jeden auslachte, der da behauptete, ein Herz in der Brust zu haben und der es sich selbst zuzuschreiben hatte, wenn ihm die Menschen nicht allzu nahe traten. Nein, das gestand er sich offen ein, der Tod des Onkels würde ihn nicht sehr traurig stimmen, aber er fürchtete dessen Ableben trotzdem, und zwar weil ihm vor dem Testament des Onkels graute. Der war nun einmal stets unberechenbar gewesen und hatte eigentlich immer das Gegenteil von dem getan, was man von ihm erwartete. Und was dann, wenn er bei der Abfassung seines Testaments sich gesagt haben sollte: nun willst du den Carl Ludwig noch einmal gründlich ärgern und ihn gegen seinen ausdrücklichen Wunsch zu deinem Hauptben einsetzen. Was dann, wenn dieser Fall eintrat? Er, Carl Ludwig, hatte eine wahre Angst davor, noch einmal so reich, nein, noch viel, viel reicher zu werden als er es schon einmal, allerdings nur für die kurze Dauer eines Jahres, gewesen war. Aber es war ihm damals so vorgekommen, als nähme das Jahr kein Ende, und wenn er sich nun vorstellte, daß er vielleicht nach dem Tode des Onkels bis zu seinem eigenen Sterben jahraus, jahrein über derartige Summen verfügen sollte, dann packte ihn zu der Angst aufs neue stets der Ekel, und er sandte ein Gebet zum Himmel: „alles, nur das nicht“. So verbrachte er

seine Tage in Sorge und Unruhe, bis heute endlich ein Telegramm von dem Arzt, der seinen Onkel behandelte, eingetroffen war: „Gefahr vorläufig nicht mehr vorhanden. Erhoffe vollständige Genesung, wenn Patient in seinen Lebensgewohnheiten nicht sofort wieder rückfällig wird. Werde alles tun, was ich kann, um Patient daran zu verhindern.“ Das letztere glaubte Carl Ludwig sehr gern, denn einen so gut zahlenden Patienten bekam der Doktor in seinem ganzen Leben nicht wieder, die Frage war nur, ob er den Onkel daran würde verhindern können, gleich wieder zu den schweren Weinen und zu den schweren Importen zu greifen, sobald seine Lebensgeister ihm das irgendwie wieder erlaubten. Na, auf jeden Fall war für die nächste Zeit nicht Schlimmes zu befürchten, und zu dieser frohen Botschaft gesellte sich noch eine andere. Die süße kleine Alice hatte ihm von ihrer Hochzeitsreise aus mit ihrem Mann zusammen einen Kartengruß gesandt, und der Mann schrieb in einem Nachsatz: Seine liebe Alice habe ihm soviel von ihm, Carl Ludwig, und von ihrer, wenn auch nur kurzen gemeinsamen Seereise erzählt, daß auch er, der Ehemann, hoffe, ihn, Carl Ludwig, bald einmal kennen zu lernen, schon um ihm noch nachträglich dafür zu danken, daß er sich damals der kleinen Alice, die, wie sie stets aufs neue beteuerte, sonst auf dem Schiff vor

Langerweile gestorben wäre, in so liebenswürdiger Weise angenommen habe. Als Carl Ludwig diese letzten Worte las, dachte er zuerst, der Ehemann wolle ihn uzen, denn sich bei ihm zu bedanken, hatte er doch sehr wenig Veranlassung. Aber wer konnte wissen, was die kleine Alice ihrem Gatten alles vorgeschwindelt hatte? Und die kleine Alice konnte so reizend lügen; mit den unschuldigsten Kinderaugen, mit dem kindlichsten Lächeln auf den Lippen log sie sich die dicksten Romanbände zusammen, daß selbst er ihr geglaubt hätte, wenn sie ihm nicht beizeiten warnend zugerufen haben würde: „Bubi, traue mir nicht, alles, was ich sage, ist Schwindel.“ Was mochte sie da erst ihrem Mann alles vorgeschwindelt haben? Gewiß, der arme Mensch konnte ihm leid tun, aber eins freute ihn doch, daß die süße, kleine Alice glücklich verheiratet zu sein schien, denn im stillen hatte er oft befürchtet, sie könne ihm eines Tages schreiben: „Bubi, du weißt, ich liebe nur dich, wenigstens vorläufig nur dich und darum lasse ich mich wieder scheiden und werde dich doch noch heiraten.“ Na, nun war auch die Gefahr beseitigt, und wenn die kleine Alice auch noch in einer Ecke der Karte geschrieben hatte: „Vielleicht sehen wir uns viel schneller einmal wieder, als Sie es vermuten“, so hoffte er für seine Person, daß es mit dem Wiedersehen noch lange, lange Zeit habe.

Auf jeden Fall stimmten ihn beide Nachrichten, die er am Vormittag erhielt, froh, und so ging er denn am Nachmittag mit dem festen Vorsatz in das Kasino, dort ein gutes und ein großes Glas Wein darauf zu trinken, daß der Onkel bald wieder vollständig genesen und daß die kleine Alice ihn in ihrer Ehe bald ganz vergessen möchte. Das letztere lag ihm eigentlich noch mehr am Herzen als das erstere, so daß er auch noch an die kleine Alice dachte, als er dem Kasino entgegenging, und deshalb wäre er auch beinahe vor Angst, nein, vor Freude, die doch plötzlich in ihm wach wurde, nein, vor Erstaunen, nein, doch vor Schrecken, hintenüber gefallen, als er die süße, kleine Alice sich plötzlich auf der Straße entgegenkommen sah. Bis er nun merkte, wie ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat. So also waren die Worte gemeint gewesen: „vielleicht sehen wir uns viel schneller einmal wieder, als Sie vermuten“, und deshalb also der Gruß des Ehemannes und dessen Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen. Die Karte hatte ihn auf die Überraschung, die ihm bevorstand, vorbereiten sollen. Aber trotzdem, die Sache konnte nicht mit natürlichen Dingen zugehen, denn die Karte war erst vor drei Tagen in der Schweiz abgestempelt worden, und so schnell konnte die Alice selbst hier doch nicht eintreffen. Aber was dann, wenn sie sich mit ihrem Mann in denselben

Zug gesetzt hatte, der auch die Karte hierher brachte? Wie alles zusammenhing, wußte er nicht, das würde er ja aber sicher sehr schnell erfahren, jetzt kam es nur darauf an, sich blitzschnell darüber einig zu werden, wie er der süßen, kleinen Alice und ihrem Mann gegenüberzutreten solle. Im Augenblick war der Mann selbst glücklicherweise noch nicht da, aber sicher würde der sofort erscheinen, wahrscheinlich kaufte er sich nur in einem Laden ein paar Zigarren oder Zigaretten. Und wenn er auch dem begegnete, mußte er natürlich vollständig unbefangen tun, so, als ob er die kleine Alice niemals küßte. Das war er dem Ehemann, aber selbstverständlich auch ihr schuldig. Er durfte sich um Gottes willen nicht verraten, und hoffentlich tat das auch die kleine Alice nicht. Aber was dann, wenn die ihn nun plötzlich leise „mein Bubi“ nannte und wenn ihr Mann das hörte? Ach, die jungen Mädchen und auch die jungen Frauen waren ja oft so unvorsichtig.

Wie sollte er sich nun benehmen? Um sich wenigstens etwas zu sammeln, war er, als habe er die süße, kleine Alice gar nicht kommen sehen, vor ein Schaufenster getreten und hatte dort für einen Augenblick die Auslagen betrachtet. Ja, er war sogar dicht daran, den Laden zu betreten und dort etwas zu kaufen, aber nein, das wäre mehr als unhöflich gewesen, denn wenn die süße, kleine

Alice seinetwegen von Interlaken hierher kam, durfte er ihr nicht aus dem Wege gehen, und auf die Dauer hätte ihm das doch nichts geholfen.

So wandte er sich ihr wieder zu und setzte seinen Weg fort, aber als er und die kleine Alice sich einander bis auf etwa fünf Schritte genähert hatten und als er ihr ganz deutlich in des entzückende Gesicht mit den schwarzblauen Augen, dem frischen, rosigen Teint, dem verführerischen, roten Kußmund mit den blendend weißen Zähnen und den rosigen Ohrläppchen, in die er sie so oft hineingebissen hatte, teils weil er das so liebte, teils weil sie das erst recht liebte, sah, als er der süßen, kleinen Alice nun so nahe gekommen war, da blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen, und ohne recht zu wissen was er tat, nahm er sich die Mütze vom Kopf und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn, auf der erneut der kalte Schweiß perlte, denn die junge Frau oder das junge Mädchen, das ihm da entgegenkam und ihn ob der sonderbaren Art, in der er sie anstarrte, und ob seines merkwürdigen Benehmens halb verwundert, aber zum größten Teil belustigt betrachtete, so belustigt, daß er nun sah, wie sie sich auf die Unterlippe biß, um nicht fröhlich aufzulachen, das war gar nicht die süße, kleine Alice. Aber nein, sie war es doch, sie hatte dieselbe mittelgroße, schlanke, geschmeidige Figur, dieselben entzückend schmale Füße,

auch dieses bastseidene Jackenkleid hatte die Alice oft getragen, nur auf den Hut konnte er sich nicht besinnen, aber das war ja auch selbstverständlich, denn wann trägt ein junges Mädchen, noch dazu eine junge Frau, keinen neuen Hut? Ja, es war doch die Alice, ganz bestimmt, sie war es, sie mußte es sein, denn so etwas von fabelhafter Ähnlichkeit zwischen ihr und einer anderen war kaum denkbar. Also war es die kleine Alice, oder nein, sie war es doch nicht. Und vielleicht hätte Mellenbach sich darüber noch weiter den Kopf zermartert, wenn die hübsche bekannte Unbekannte, die nun unmittelbar vor ihm stand, ihm jetzt nicht lachend zugerufen hätte: „Selbst auf die Gefahr hin, daß es durchaus unpassend ist, Herr Leutnant, muß ich Sie fragen: bin ich nun ich oder bin ich nun nicht ich?“

Anstatt gleich zu antworten, stöhnte Mellenbach so schwer auf, daß sie diesmal hell auf-lachte, bis sie ihm nun weiter zurief: „Ach herrjeses, ach herrjeses, Herr Leutnant, das tut mir aber aufrichtig leid, daß ich nur ich bin.“

„Und darf ich fragen, wer Sie sind, meine Gnädigste?“ entfuhr es ihm fast unbeabsichtigt.

„Wer ich bin?“ gab sie übermütig zur Antwort. „Ich bin Alice“ —

„Also doch die Alice,“ frohlockte er jetzt und ganz vergessend, daß er sich über das Wiedersehen

mit ihr nicht freuen wollte, fuhr er lebhaft fort: „Also doch die süße, kleine Alice! Aber Mädels, ich meine natürlich junge Frau, wie kommst du denn so plötzlich hierher? Ach so,“ verbesserte er sich, „ich muß ja nun ‚Sie‘ zu Ihnen sagen, und da dachte ich Sie mir auf der Hochzeitsreise noch weiter in Interlaken. Aber nun lassen Sie sich mal ansehen, so lange wir noch allein sind. Wissen Sie wohl, daß Sie inzwischen, seitdem wir uns das letztmal sahen, noch ein ganz Teil hübscher geworden sind? Nein, wirklich, Alice,“ fuhr er fort, als sie ihn unterbrechen wollte, „es ist, wie ich sage. Sie sind tatsächlich noch viel hübscher geworden. Wie soll ich mich nur ausdrücken? Ihr Gesicht hat einen ruhigeren, beinahe verklärteren Ausdruck bekommen, einen Ausdruck, der Sie mir bis zu einem gewissen Grade zuerst etwas fremd erscheinen ließ, so daß ich, als ich Sie vorhin sah, gar nicht recht wußte, ob Sie wirklich die Alice, meine süße, kleine Alice von damals —“

Aber mitten im Satz hielt er inne, nicht nur, weil Alice ihm mit einer raschen Handbewegung das Wort abschnitt, sondern weil er, als sie das tat und namentlich, als sie ihn dabei halb belustigt, halb verlegen ansah, in ihrem entzückend hübschen Gesicht einen Ausdruck bemerkte, der ihm an seiner süßen, kleinen Alice so vollständig fremd war, daß er sie nun mehr als fassungslos anstarrte,

bis er ihr endlich auf den Tod erschrocken zurief: „Um Gottes willen, gnädiges Fräulein, Sie sind ja gar nicht die Alice. Erbarmung, was machen wir da nur und vor allen Dingen, was mögen Sie von mir denken?“ Bis er plötzlich halb im Ernst, halb im Scherz anfing, sich dadurch zu verteidigen, daß er den Spieß umdrehte und ihr die ganze Schuld in die kleinen Schuhe zu schieben versuchte. „Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß Sie allein das ganze Unglück angestiftet haben, weil Sie der anderen so ähnlich sahen, daß das polizeilich gar nicht erlaubt sein dürfte? Solche Ähnlichkeit war tatsächlich noch nie da, selbst Ihre Stimme hat mich in dem Irrtum, in dem ich mich befand, bestärkt, und wenn ich ganz offen sein darf, müßte ich noch sagen, Sie hätten mir gleich, als Sie meinen erstaunten Blick bemerkten, mit dem ich Sie ansah, zurufen sollen: Sie irren sich, Herr von Mellenbach, so heiße ich nämlich, und ich bitte um Erlaubnis, gnädiges Fräulein, mich Ihnen endlich vorstellen zu dürfen. Wie gesagt, da hätten Sie mir sofort zurufen sollen: ich bin zwar auch eine Alice, aber nicht die Alice, denn ich bin Alice —“ und seinen Tonfall ändernd, bat er nun mit einer Stimme, über deren Klang sie fröhlich auflachen mußte, „würden Sie wohl so liebenswürdig sein, gnädiges Fräulein, mir auch Ihren Namen zu nennen, damit ich noch in meiner Todes-

stunde weiß, vor wem ich mich heute bis auf die Knochen der Unsterblichkeit blamiert habe?"

„Davon, daß Sie das taten, Herr von Mellenbach, kann doch keine Rede sein,“ widersprach sie ihm so ernsthaft, aber auch so freundlich, daß er fühlte, wie die grenzenlose Verwirrung, die ihn ergriffen hatte, sich ein klein wenig legte, bis sie gleich darauf hinzusetzte: „wenn Sie wissen wollen, wer ich bin, Herr von Mellenbach, ich bin Alice von Rettburg und bin die Nichte der Frau Hauptmann von Köslin.“

„Also sogar eine Blutsverwandte oder wenigstens eine sehr nahe Verwandte von mir,“ kam es ihm jetzt übermütig über die Lippen, „denn Herr von Köslin ist mein Hauptmann, und da der Hauptmann bekanntlich der Vater der Kompagnie ist, ist der bis zu einem gewissen Grade auch mein Vater, und da Sie die Nichte der Frau Hauptmann sind —“

„Na, sehen Sie,“ unterbrach sie ihn fröhlich, mit dem Versuch, seine Verlegenheit, die sie ihm deutlich anmerkte, weiter zu verscheuchen, „da ist das Unglück für Sie also gar nicht so groß wie Sie meinen, und zum Überfluß brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich von der großen Enttäuschung, die ich Ihnen wider Willen bereitete, meinen Verwandten nicht eine Sterbenssilbe erzählen werde.“

„Das ist wirklich ganz außerordentlich liebenswürdig von Ihnen, gnädiges Fräulein,“ dankte er ihr so herzlich, daß bei seinen Worten und dem Blick, mit dem er sie nun ansah, unwillkürlich ein leises Rot in ihre Wangen stieg, und dieses Rot wurde noch ein klein wenig dunkler, als er jetzt sagte: „Davon, daß mir die Begegnung mit Ihnen, gnädiges Fräulein, eine Enttäuschung bereitet hätte, kann der Wahrheit gemäß gar nicht die Rede sein. Ich bin dem Himmel sogar aus mancherlei Gründen dankbar dafür, daß Sie nicht die Alice sind, die ich zuerst in Ihnen wiederzuerkennen glaubte —“

Aber wie schon einmal, schnitt sie ihm auch jetzt mit einer raschen Handbewegung das Wort ab, während sie ihn bat: „Nein, keine Komplimente, Herr von Mellenbach, keine leeren Schmeicheleien, die Sie mir auf Kosten der anderen Alice zollen wollen, denn das wäre, wenn ich jetzt ganz offen sein darf, nicht sehr nett gegen die andere Alice. Habe ich da nicht recht?“

Wie ein auf einer Unart ertappter Primaner stand er ihr gegenüber, bis er nun meinte: „Sie haben recht gnädiges Fräulein, und doch haben Sie in diesem besonderen Falle nicht ganz recht. Im Augenblick kann ich mich nicht weiter darüber aussprechen, das wäre mehr als indiskret von mir,

und außerdem ist unsere Bekanntschaft eine so kurze —“

„Und sie wird auch so kurz bleiben,“ fiel sie ihm in das Wort, „denn morgen, spätestens übermorgen, fahre ich wieder fort,“ und als sie seinen fragenden Blick bemerkte, setzte sie hinzu: „Ich war im vorigen Jahr, als sich das Regiment im Manöver befand, zum erstenmal bei meiner Tante hier in der Stadt, und da hat es mir so gut gefallen, daß ich mich freute, als ich gestern auf der Reise zu anderen Verwandten hier in der Nähe vorbeikam. Da habe ich einen kleinen Abstecher hierher gemacht, aber wie gesagt, spätestens übermorgen muß ich meinen Rohrplattenkoffer hier wieder abbrechen.“

„Das tut mir aber aufrichtig leid, gnädiges Fräulein,“ warf er ein.

„Das sagen Sie, Herr von Mellenbach,“ schalt sie, „aber das ist schon wieder eins Ihrer Komplimente, die ich nicht hören will, und dieses Kompliment ist noch dazu nicht einmal ehrlich gemeint, denn wenn Sie ganz offen und ehrlich gegen sich sein wollen, dann sind Sie im Grunde Ihres Herzens sehr froh darüber, daß Sie mich nicht wiedersehen. Jede neue Begegnung mit mir wäre Ihnen peinlich, Sie müßten dann immer wieder an unser heutiges erstes Zusammentreffen denken, es wäre Ihnen immer aufs neue

unangenehm, mir, der Ihnen ganz Fremden, versehentlich von einer anderen Alice erzählt, oder mir wenigstens Andeutungen gemacht zu haben, daß eine andere Alice —, aber gleichviel," unterbrach sie sich, „es ist so wie ich sage, Sie werden froh sein, wenn ich wieder fort bin, warum haben Sie das nicht gleich offen und ehrlich eingestanden?"

„Weil, weil," stotterte er, über den vorwurfsvollen Klang ihrer Stimme ganz verwirrt, aber weiter als zu dem Wort „weil, weil" kam er nicht, weil er nicht wußte, was er sagen sollte. Durfte er ihr eingestehen, daß sie mit ihren Worten recht hatte? Wäre das nicht mehr als unhöflich gewesen? Und außerdem, würde er sich tatsächlich freuen, wenn er sie, die ihm ein Zufall in den Weg geführt hatte, niemals wiedersah? Hatte er nicht schon dadurch, daß sie ihn an die andere Alice erinnerte, so etwas wie ein ganz klein wenig Interesse an ihr gewonnen? Aber gerade weil sie der anderen so sehr glich, war es vielleicht doch besser, wenn er nicht wieder mit ihr zusammentraf.

Diese und ähnliche Gedanken stürmten jetzt auf ihn ein, während er sich immer noch fragte: Was gibst du ihr nur zur Antwort? Aber der wurde er plötzlich enthoben, denn Fräulein von Rettburg rief ihm zu: „Ich danke Ihnen, Herr von Mellenbach, daß Sie mir nicht widersprechen, denn

jede Lüge, auch die sogenannte konventionelle, ist mir auf den Tod verhaßt, und daß Sie es mir ersparten, die mit anhören zu müssen, wird mich stets besonders gern an diese unsere Begegnung zurückdenken lassen, vorausgesetzt natürlich, daß ich einmal ganz zufällig an sie zurückdenken sollte," setzte sie, sich schnell verbessernd, hinzu. „Nun aber, Herr von Mellenbach, wird es wohl wirklich die höchste Zeit, daß wir uns trennen. Vielleicht ist unser langes Zusammenstehen den ehrsamem Bürgern der Stadt schon ohnehin genug aufgefallen, allerdings können die ja nicht wissen, daß wir uns erst seit heute kennen. Aber gleichviel, Herr von Mellenbach, die Stunde des Abschiedes schlägt, also —"

„Auf Nimmerwiedersehen, gnädiges Fräulein?"

„Wer kann das wissen, ob es wirklich auf Nimmerwiedersehen ist," gab sie unbefangen zur Antwort, „das Leben und der Zufall spielen ja oft wunderbar. Nach menschlicher Voraussicht aber sehen wir uns vorläufig ganz bestimmt nicht wieder. Darum sage ich nicht ‚auf Wiedersehen‘, sondern nur ein ‚Lebewohl!‘."

Und nachdem sie ihm wie einem alten Bekannten in natürlicher, frischer Art die Hand zum Abschied gereicht hatte, setzte sie gleich darauf ihren Weg fort. Mellenbach aber stand noch eine ganze

Weile da und starrte ihr, die auch in ihrer ganzen Haltung und in ihrem Gang vollständig der anderen Alice glich, beinahe fassungslos nach, denn jetzt, wo die Begegnung vorüber war, begriff er von der eigentlich nichts mehr, am allerwenigsten, wie er diese kleine Alice von Rettburg nur für die süße, kleine Alice halten können. Gewiß bestand zwischen beiden eine beinahe fast unheimliche Ähnlichkeit, aber trotzdem hätte er sofort die wenn auch nur verschwindend kleinen Unähnlichkeiten erkennen müssen. Auch der Klang ihrer Stimme hätte ihn nur ganz flüchtig täuschen dürfen. Aber das war ja nun alles gleichgültig, nicht darum handelte es sich nun, sondern lediglich darum, daß —

Aber um was es sich handelte, hätte er bei dem besten Willen nicht zu sagen vermocht, so erregt war er auch jetzt noch von dem Intermezzo, das sich glücklicherweise ohne musikalische Begleitung abgespielt hatte. Was mochte Fräulein von Rettburg nur von ihm gedacht haben, als er sie, die ihm ahnungslos entgegenkam, anstarrte, als habe er plötzlich seinen Verstand verloren? Nur ein wahres Glück, daß Fräulein Alice ihm zuerst ein paar Worte zurief und daß er sie nicht ansprach, denn sonst hätte die Sache für ihn noch peinlicher und noch indiskreter werden können. Das letztere wäre es ohnehin beinahe geworden,

wenn die falsche Alice sich ihm nicht rechtzeitig zu erkennen gegeben hätte. Manche andere hätte das an ihrer Stelle sicher nicht getan, die hätte die Ähnlichkeit benutzt und sich so lange für die andere Alice ausgegeben, bis sie alles erfahren hätte, was zwischen ihm und der vorgefallen war, und erst dann hätte sie ihm zugerufen: „Na, Herr von Mellenbach, das sind ja schöne Geschichten, die ich da ganz zufällig von Ihnen erfahre. Sie scheinen mir der beste Bruder auch nicht zu sein.“ Gewiß, manche andere hätte teils aus sogenanntem Übermut, größtenteils aber aus weiblicher Neugierde so gehandelt, und daß diese Alice es nicht tat, nahm ihn sehr für sie ein.

„Guten Abend, Herr von Mellenbach,“ begrüßte ihn da die Stimme eines vorübergehenden Bekannten.

„Wieso guten Abend?“ wiederholte Mellenbach ganz erstaunt, der sich erst wieder aus seinen Gedanken heraus in die Wirklichkeit zurückfinden mußte, und als er das nun endlich getan hatte, gab er den Gruß zurück, bis er nun seinen Weg fortsetzte, da es Zeit wurde, in das Kasino zu kommen.

Aber das, was er erlebt hatte, beschäftigte ihn auch noch ausschließlich, als er bald darauf mit den Kameraden bei Tisch saß. Auch die mußten ihm anmerken, daß für ihn etwas Besonderes vor-

gefallen sei und glaubten auch, da er ihnen, wenn auch nur flüchtig, von der schweren Erkrankung seines Onkel erzählt hatte, zu wissen, was vorlag, denn tröstend rief man ihm zu: „Na, weißt du, Krösus, wie würden es an deiner Stelle nicht so tragisch nehmen, daß dein Onkel nun wohl das Zeitliche segnet und daß du dich dann im Golde freischwimmen könntest, wenn du nicht längst der beste Schwimmer im Regiment wärest.“

„Aber mein Onkel denkt vorläufig glücklicherweise gar nicht an das Sterben,“ widersprach Mellenbach, und als er die erstaunten Gesichter der Kameraden bemerkte, setzte er hinzu: „im Gegenteil, es geht ihm so gut, daß auf baldige völlige Genesung zu hoffen ist.“

„Aha, also deshalb deine bekümmerte Miene,“ rief man ihm zu, und einer der Kameraden meinte unter dem Beifallgelächter der anderen: „Krösus, nach einem alten Wort kommt für jeden einmal die Stunde, in der er sein wahres Gesicht zeigt. Die hat nun heute für dich geschlagen, aber du brauchst dich dessen nicht zu schämen, denn, offen gestanden, allzu ernsthaft haben wir nie an deine Furcht vor dem Reichtum geglaubt, eine solche Furcht wäre in Wirklichkeit ja auch unnatürlich gewesen.“

„Tut mir den einzigen Gefallen und redet nicht von Dingen, die ihr nicht versteht,“ warf Mellenbach gereizt ein, „im übrigen irrt ihr euch

gewaltig, wenn ihr glaubt, ich mache nur deshalb einen etwas konfusen Eindruck, weil es meinem Onkel besser geht. Selbst auf die Gefahr hin, daß ihr mir nicht glaubt, muß ich wiederholen, daß ich den Tod des Onkels gefürchtet habe, wie sehr, das ist mir erst in dem Augenblick klar geworden, als ich das Telegramm erhielt, es ginge ihm bedeutend besser. Da war mir so zumute wie einem Bergsteiger, der, auf einem Gipfel angekommen, plötzlich in eine furchtbare Tiefe hinabblickt, daß ihn noch nachträglich Schwindel befällt, weil er sich sagt: in diesen Abgrund wärest du hinabgestürzt und hättest dir dort erbarmungslos das Genick und alle zehn Finger gebrochen, wenn die Götter dich nicht in ihren Schutz genommen hätten. So geht es heute auch mir. Anstatt mich zu freuen, daß jegliche Gefahr vorüber ist, erkenne ich auf Grund der Nachrichten, die ich erhielt, erst heute die Gefahr, in der ich mich befand."

„Na ja, was du da sagst. Hat im allgemeinen wohl seine Richtigkeit," stimmte man ihm bei, bis nun eine Stimme bat: „Weißt du, Krösus, da wir nun heute doch mal wieder das dir sehr unsympathische Thema von deinem Erbonkel angeschlagen haben, könntest du eigentlich die Gelegenheit benutzen, uns einmal etwas ausführlicher von deiner etwaigen Erbschaft zu erzählen und

auch, wie dein Onkel damals auf den Gedanken kam, dich auf die Vergnügungsreise zu schicken. Bis jetzt hast du dich darüber stets mit einer Beharrlichkeit ausgeschwiegen, daß du uns selbst auf die kürzesten Fragen die längsten Antworten schuldig bliebst. Vielleicht erzählst du uns nun heute mal etwas Näheres?"

„Ja, Mellenbach, das bist du dir, aber auch uns wirklich schuldig,“ stimmten die Kameraden dem Sprecher bei, und wenn Mellenbach sich auch noch sehr im stillen dagegen sträubte, er sah es ein, es blieb ihm nichts anderes übrig als zu sprechen, wenn er nicht den Verdacht aufkommen lassen wollte, daß die ihm sonst völlig fremde Nervosität, die ihn heute ergriffen hatte, mit völlig anderen Dingen als mit seinem Onkel zusammenhing. So meinte er denn endlich: „Schön, ich will euch den Gefallen tun, erst laßt mich aber in Ruhe zu Ende essen, nachher wenn wir im Rauchzimmer bei dem Kaffee und der Zigarre sitzen, will ich euch erzählen, was ihr zu wissen begehrt. Aber das sage ich euch gleich, eine größere Enttäuschung, als ihr sie da erfahren werdet, habt ihr noch nie durchgemacht, denn ich habe euch keinerlei interessante Erlebnisse mitzuteilen, sondern lediglich Anschauungen und Empfindungen, die in der damaligen Zeit in mir wach wurden und deren bitteren Extrakt ich für mich in

die Worte zusammengefaßt habe: jeder Mensch ist mehr oder weniger ein österreichischer Zahlkellner."

Einen Augenblick sahen sich die Kameraden verdutzt an, dann rief man ihm zu: „Na weißt du, Krösus, wenn du gleich mit solchen Behauptungen anfängst, dann sind wir auf das Ende deiner philosophischen Betrachtungen erst recht neugierig.“

„Seid es nur nicht zu sehr,“ bat Mellenbach, „und wenn ihr es doch sein solltet und mich später dafür lynchen wollt, erinnere ich euch schon jetzt an das Plakat, das drüben im wilden Westen groß und deutlich in jeder Kneipe aushängt und auf dem zu lesen steht: ‚Die geehrten Gäste werden gebeten, nicht auf den Klavierspieler zu schießen, der Mann spielt so gut er kann.‘“

„Also schön, Mellenbach, wir werden nicht auf dich schießen,“ beruhigte man ihn, bis dann eine halbe Stunde später alle neugierig ihre Stühle und Sessel im Rauchzimmer an den Klubsessel, in dem Mellenbach Platz genommen hatte, heranschoben, uns als der nun während des Sprechens von Zeit zu Zeit einen Schluck Kaffee schlürfend oder zwischendurch einen Zug aus seiner großen Zigarre rauchend, endlich begann: „Wenn ihr denn also hören wollt, so hört und ich verspreche euch, mich schon in meinem Interesse so kurz wie nur möglich zu fassen, Deshalb will ich auch nicht

weiter darauf eingehen, wie reich mein Onkel Joseph ist und wie er das von seiner verstorbenen Frau ererbte Vermögen durch geschickte Spekulationen, als vor vielen Jahren die Diamantfelder in Afrika gefunden wurden, vermehrt hat. Genug, mein Onkel Joseph ist so blödsinnig reich, daß er wohl selbst nicht genau weiß, wieviel er eigentlich besitzt, da er sich schon deshalb nicht weiter darum bekümmert, weil er sich stets sagt: ins bessere Jenseits kann ich die Gelder ja doch nicht mitnehmen. Um aber selber noch bei Lebzeiten zu erfahren, was nach seinem Tode mit seinem Reichtum werden solle, berief er, kinderlos wie er ist, vor nunmehr zwei Jahren von seinen vielen Neffen die drei zu sich, die er in erster Linie ganz oder teilweise zu seinen Erben ausersehen hatte, und unter diesen dreien befand auch ich mich."

„Und soviel wir wissen, befindest du dich auch heute noch unter diesen dreien,“ rief man ihm zu, als er im Sprechen eine kleine Pause machte.

„Stimmt, aber weiter im Text,“ lehnt Mellenbach kurz jede Unterbrechung ab. „Der Onkel rief und wir kamen, schon weil wir ahnungslos waren, was er von uns wollte. Das Nähere erfahren wir sofort nach unserer Ankunft. Onkel Joseph, der zuweilen an merkwürdigen Schrullen

leidet, hatte sich eines Abends bei einer Flasche ganz schweren Burgunders ausgedacht, er wolle uns drei Neffen daraufhin auf die Probe stellen, wer nach seinem Tode an seinem *Gelde* die größte Freude haben würde, denn er selbst hat sein großes Vermögen eigentlich stets wie eine Last empfunden. So drückte Onkel Joseph einem jeden von uns teils in barem Gelde, teils in einem Kreditbrief eine so große Summe in die Hand, daß zuerst keiner von uns seinen Augen traute, weil wir einen ähnlichen Betrag selbst in unsern kühnsten Träumen niemals unser eigen genannt haben würden. Wieviel es war, möchte ich euch lieber nicht erst sagen."

„Aber eine kleine, zarte Andeutung könntest du uns doch wenigstens machen,“ baten die Kameraden teils aus Neugierde, teils aus einem gewissen Gefühl des Neides heraus, und einer der Kameraden fragte: „Sag' mal, Krösus, wieviel war es denn, zehntausend Mark, zwanzigtausend Mark?“

„Mehr als zehnmal soviel,“ gab Mellenbach gelassen zur Antwort, und gerade diese seine Ruhe wirkte, als wenn ein Blitz eingeschlagen hätte. Alle sprachen in- und durcheinander, ein „Donnerwetter noch mal“, ein „verflucht und zugenäht“ löste das andere ab. Daß Mellenbach jemals über solche Summe verfügte, hatte keiner von ihnen

auch nur geahnt. Ja, man hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß ein Mensch allein solche Summen zur Verfügung in seinem Portemonnaie oder in seiner Briefftasche bei sich tragen könne. Und vielleicht hätten die Kameraden noch eine endlose Weile gebraucht, um sich von ihrem grenzenlosen Erstaunen wieder zu erholen, wenn Mellenbach sie nun nicht durch den Klang seiner Stimme aus dem Märchenland, in dem sich alle befanden, wieder in die Wirklichkeit zurückgerufen hätte: „Also, wie gesagt, Herrschaften, der Onkel stopfte einem jeden von uns dreien sämtliche Taschen voll Geld und setzte uns dann seinen Plan auseinander. Jeder von uns sollte ein Jahr Urlaub nehmen und sollte reisen. Jeder für sich allein. Jeder von uns wohin er wollte, aber an sein reiches Geschenk knüpfte der Onkel drei Bedingungen: wir mußten uns ehrenwörtlich verpflichten, während des ganzen Jahres keine Karte anzurühren, selbst der harmloseste Skat war verboten. Die zweite Bedingung war: nichts von unserem Gelde wohltätigen Zwecken zu opfern, sondern alles für unsere Vergnügungen auszugeben. Und die dritte Bedingung war: alles zu tun, was in unseren Kräften stände, um mit völlig leeren Taschen nach Ablauf des Jahres zu dem Onkel zurückzukehren, um ihm über den Verlauf unserer Reise und namentlich darüber, wie uns

das Reichsein gefallen habe, wahrheitsgemäßen Bericht abzustatten. Daß wir uns diesen Bedingungen fügten, ist selbstverständlich, und sobald wir konnten, fuhren wir los. Ich fuhr zuerst nach Wien."

„Und machtest du dort schon gleich die wichtige Entdeckung, daß jeder Mensch ein österreichischer Zahlkellner ist?“ erkundigte man sich.

„Wenigstens lernte ich den dort gleich kennen,“ gab Mellenbach zur Antwort. „Da wurde mir sofort eins klar, daß es nie und nimmer einem Zahlkellner beizubringen ist, daß ein Mensch, der ein Von vor seinem Namen trägt, deswegen noch lange kein Graf ist und daß ein Mensch, der auch nur zehn Kreuzer mehr in der Tasche hat als er selbst, kein Millionär ist. Auch nur den Versuch zu machen, einem Oberkellner diese seine Überzeugung zu nehmen, ist völlig zwecklos. Aber im weiteren Verlauf der Reise machte ich an meiner eigenen Person die uralte Entdeckung, die mich aber vielleicht gerade wegen ihres Alters bis zum Erbrechen angeekelt hat, daß alle Menschen jedem Dritten gegenüber, wenn der auch nur etwas besitzt, genau wie ein Zahlkellner handeln. Jeder ist neidisch, jeder mißgönnt dem nach seiner Ansicht Höheren und Reicherem seinen Namen und seine Stellung, selbst ein dicker Kommerzienrat legt sich schweifwedelnd auf seinen Bauch, wenn

er mit einem Geheimen Kommerzienrat zusammen-
trifft, der ein höheres Einkommen hat, und na-
mentlich wir Deutsche sind auf dem besten Wege,
den Menschen nicht nach seinem Charakter, nicht
nach seinem Wesen und nicht nach dem einzu-
schätzen, wie er sonst ist, sondern nur nach dem,
was er auf der Bank hat. Und das ist so ekelhaft,
daß es mir, für den das Wort „Geld“ allerdings
von jeher das schrecklichste Wort in unserm ganzen
Lexikon gewesen ist, jede Freude daran geraubt
hat, damals reich zu sein. Ihr hättet es nur mit
ansehen sollen, mit welcher Bewunderung und
Ehrfurcht man mir überall entgegenkam, nur weil
ich die allertuerste Kabine hatte und sonst auf den
Reisen in den teuersten Hotels die sogenannten
Fürstenzimmer bewohnte. Ich sage euch, es war
einfach widerlich.“

„Mancher andere hätte sich an deiner Stelle
aber wohl darüber gefreut,“ warf man ein.

Mellenbach zuckte ungeduldig die Schultern:
„Ich wußte es ja im voraus, daß es mir nicht
gelingen würde, euch zu überzeugen, ja, daß, ihr
mich sogar nicht verstehen würdet, denn was ich
erlebte, ist eben mehr Empfindungs- als Ver-
standessache. Aber zu dem, was mich in der Hin-
sicht bedrückte, kam noch etwas anderes, die Ver-
pflichtung, das viele Geld, das ich hatte, durch-
aus auch ausgeben zu müssen. Ich habe das

Kunststück auch fertig gebracht, ich habe wie ein Sybarit geschlemmt, ich habe mir alles gekauft, was mir nur halbwegs gefiel —“

„Und sicherlich auch die schönsten Weiber besessen?“ erkundigte sich einer der Kameraden interessiert.

„Auch das,“ stimmte Mellenbach ihm bei, „aber ich sah nur zu bald ein, daß auch die schönsten Weiber sehr schnell jeglichen Reiz verlieren, wenn man sie bezahlen kann. Und auch da gelangte ich zu der ewig alten Erkenntnis: nicht der Reichtum erfreut, sondern nur der Wunsch, dereinst reich zu werden. Aber dieser Wunsch darf niemals in Erfüllung gehen. So war ich schließlich mehr als froh, als ich nach Ablauf des Reisejahres mit leeren Taschen dem Onkel gegenübertrat, und so kommt es, daß ich mich nie nach vergangenen Zeiten zurücksehne, sondern daß ich eine wahre Angst davor habe, daß sie für mich wiederkommen könnten. Das habe ich dem Onkel auch mit offenen Worten erklärt, und ich hoffe, daß es mir gelungen ist, ihn zu überzeugen.“

„Na und weiter?“ fragten die Kameraden, als Mellenbach nun schwieg und sich seine Zigarre wieder anzündete.

„Weiter?“ gab Mellenbach zurück, „weiter geht meine Geschichte nicht, die ist zu Ende.“

„Das ist alles?“ erkundigten sich die Kameraden, während sie sich mit ganz erstaunten und verdutzten Gesichtern ansahen. Jeder hatte gehofft, Mellenbach würde wenigstens ein sehr interessantes Reiseerlebnis zum besten geben, das daran schuld war, daß er das Geld und den Reichtum satt bekommen habe. Daß irgendein verführerisches, bildschönes Weib dabei eine große Rolle spiele, hatten sie als selbstverständlich angenommen, und daß Mellenbach sie auch darin enttäuschte, nahmen sie ihm sogar beinahe übel. Um diese Geschichte, die eigentlich nicht einmal eine war, aus seinem Munde zu vernehmen, hätten sie doch ganz gewiß nicht nötig gehabt, auf den sonst üblichen Kaffeeskat zu verzichten. Aber was sie bisher in der Hinsicht versäumten, konnten sie glücklicherweise noch nachholen, und so begab sich denn nun einer nach dem andern schweigend in das Nebenzimmer, in dem die Ordonnanzen bereits die Spieltische aufgestellt hatten und es dauerte nicht lange, da saß Mellenbach fast ganz allein. Nur einer leistete ihm noch Gesellschaft, Heini der Sparsame. Zwischen den beiden herrschte eine ganze Weile tiefes Schweigen. Mellenbach ärgerte sich über sich selbst, weil er sich hatte verleiten lassen, zu den Kameraden zu sprechen, Hohendorf aber schwieg, weil er nicht recht wußte, wie er das, was ihn beschäftigte, in

Worte kleiden solle, ohne dem Freund weh zu tun, bis er schließlich meinte: „Was du da eben erzählt hast, Mellenbach, war ja an und für sich sehr lehrreich, ganz besonders für mich, denn nun kann ich es dir eingestehen, ich war schon lange im Begriff, dich aufzusuchen und dich zu bitten, mir ein Privatissimum über die Gründe zu lesen, die dich veranlassen, das Geld zu hassen. Nun habe ich das nicht mehr nötig, und ich will zu Hause in Ruhe darüber nachdenken, ob es sich für mich verlohnt, noch weiter zu sparen. Aber ich werde auch noch über etwas anderes nachdenken.“

„Und das wäre?“ fragte Mellenbach mit einem warmen Gefühl der Anteilnahme, denn er war dem Freunde aufrichtig dafür dankbar, daß ihn der wenigstens hier nicht ganz allein sitzen ließ, dann wäre er sich noch alberner und törichter vorgekommen, als das ohnehin der Fall war.

Aber Heini der Sparsame antwortete nicht gleich, sondern fragte erst: „Darf ich ganz offen sein, Mellenbach?“ Und als der ihn darum bat, weil er nicht wußte, worauf er diese Frage beziehen sollte, sagte Hohendorf: „Also schön, Mellenbach, ich will darüber nachzudenken versuchen, was die junge Dame der Gesellschaft, die du unterwegs kennen lerntest, denn nur eine solche kommt nach meiner Überzeugung in Frage, was die dir wohl angetan haben kann, daß du durch das Erlebnis

mit ihr so pessimistisch geworden bist, wie du es bist.“

Mellenbach sah mehr als überrascht auf, denn darüber hatte er noch nie nachgegrübelt, ob tatsächlich seine Begegnung mit der süßen kleinen Alice dazu beigetragen habe, eine derartige Verachtung des Geldes in ihm entstehen zu lassen. Vielleicht bestand da irgendein loser Zusammenhang, aber daß gerade die kleine Alice die Veranlassung dazu sein sollte, das bezweifelte er sehr. Doch dem Kameraden das irgendwie erklären zu wollen, hätte natürlich keinen Zweck gehabt, er mußte sogar so tun, als ob er dessen Worte nicht begriff, und als er sich nun darüber äußern wollte, war es dafür zu spät, denn auch Heine der Sparsame war nach nebenan gegangen, wohl weniger, um sich dort ebenfalls an dem Skat zu beteiligen, sondern weil er die Empfindung haben mochte, mit seiner Äußerung etwas indiskret gewesen zu sein.

Und als er nun ganz allein saß, gestand Mellenbach sich ein, daß der Freund vielleicht in mancher Hinsicht recht haben könne. Schon weil ihm die süße, kleine Alice stets offen eingestand, daß sie sich in erster Linie seines Geldes wegen auf dem Schiff in ihn verliebte, und weil sie ihm auch offen erklärte, sie würde sich überhaupt nie auch nur auf den leisesten Flirt mit ihm eingelassen haben, wenn ihr seine Luxuskabine nicht von An-

fang an gleich so imponiert hätte. Daran und an manches andere, das damit zusammenhing, dachte er noch lange nach, bis ihm das Grübeln und das Alleinsein in dem Rauchzimmer zu langweilig wurde, und bis er heute wieder beschloß, sich heimlich aus dem Kasino zu drücken. Heute, wo er alle durch seine Erzählung enttäuschte, würde man ihn ganz gewiß nicht vermissen. So machte er sich denn langsam auf den Nachhauseweg, und als er dann am späten Abend, nachdem er bei dem schönen Wetter noch einen weiten Spaziergang durch den nahegelegenen Wald gemacht hatte, seine Wohnung betrat, fand er dort auf seinem Schreibtisch einen Brief vor, der den Vermerk trug: „Durch Boten bestellt.“ Die Handschrift, die als Absenderin eine Dame verriet, war ihm fremd, und er konnte sich nicht entsinnen, die jemals gesehen zu haben. Welche Dame hier in der Stadt mochte ihm so eilig etwas zu schreiben haben, daß sie das nicht der Post anvertraute, sondern durch einen besonderen Boten bestellen ließ? Wer konnte das nur sein? Und mit einmal, bevor er den Umschlag geöffnet hatte, wußte er es. Fräulein von Rettburg schrieb ihm, ohne daß er allerdings eine Ahnung hatte, was sie ihm zu schreiben habe. Na, das würde er ja gleich erfahren, und um die Spannung, in der er sich befand, zu erhöhen, redete er sich ein, absolut nicht neugierig zu sein, sondern

betrachtete vorläufig lediglich voller Interesse die Adresse auf dem Kuvert, bis er den Umschlag endlich öffnete und bis ein schneller Blick auf den auseinandergefalteten Bogen ihm bewies, daß er mit seiner Vermutung recht hatte. Fräulein von Rettburg war tatsächlich die Absenderin, und sie schrieb ihm:

„Sehr geehrter Herr von Mellenbach!

Als wir uns heute nachmittag auf der Straße trennten, als ich Ihnen Lebewohl sagte, geschah es in der felsenfesten Überzeugung, daß wir uns nicht wiedersehen würden. Hätte ich etwas anderes geglaubt, würde ich Sie nie angesprochen haben, obgleich Sie mich durch Ihr Gesicht, mit dem Sie mich erfreut, erschrocken, zweifelnd, prüfend und was weiß ich sonst noch ansahen, wenn auch von Ihnen sicher ganz unbeabsichtigt, dazu herausforderten. Es war ein Scherz von mir, es sollte für mich auch nur der Scherz einer flüchtigen Minute bleiben, denn wir würden uns ja nicht wiedersehen. Und nun tun wir es vielleicht doch. Als ich nach Hause zurückkehrte, fand ich von meiner Tante, zu der ich reisen wollte und die auf dem Lande wohnt, ein Telegramm vor, in dem diese mir dringend rät, den Besuch bei ihr zu verschieben, da in dem zum Gute gehörenden Dorf eine Typhusepidemie ausgebrochen ist. Natürlich

verspüre ich nicht die leiseste Lust, mich anstecken zu lassen und habe die Reise dorthin aufgegeben; aber nun sitze ich da mit meinen Koffern und weiß nicht wohin. Die Eltern sind zur Kur in Karlsbad, und denen nachzufahren, ist mir aus mancherlei Gründen nicht möglich. Daß ich meinen hiesigen Verwandten wochenlang zur Last liege, ist selbstverständlich ausgeschlossen, und ich habe deshalb sofort an alle meine Verwandten, von denen ich vermute, daß sie vielleicht ein Fremdenzimmer für mich frei haben, eine kurze Anfrage gerichtet, ob ich zu ihnen kommen könne. Am liebsten hätte ich an alle mit R. P. telegraphiert, aber dagegen erhob der Inhalt meiner Reisekasse sehr energischen Widerspruch, und so werden wohl noch ein paar Tage vergehen, bevor ich weiß, wohin ich meine Schritte in der Eisenbahn lenke.

Ihnen, sehr geehrter Herr von Mellenbach, sage ich das alles, damit Sie nicht schlecht von mir denken, falls wir uns in den nächsten Tagen vielleicht doch noch einmal begegnen sollten. Ich möchte nicht, daß Sie von mir glauben, ich hätte Ihnen etwas vorgeschwindelt, als ich Ihnen erzählte, ich würde morgen wieder abreisen. Zu meiner eventuellen Rechtfertigung Ihnen gegenüber bewahre ich mir das Telegramm meiner Tante auf, Sie könnten aus diesem ersehen, daß es heute mittag ein Uhr fünfzehn Minuten aufgegeben

worden ist und erst sechs Uhr dreiundzwanzig Minuten hier eintraf, also zu einer Stunde, in der unsere Begegnung längst vorüber war. Daß ich nun noch nicht gleich reisen kann, tut mir Ihretwegen aufrichtig leid, denn wenn wir uns wiedersehen sollten, werde ich durch meine unglückliche Ähnlichkeit mit einer anderen erneut Erinnerungen in Ihnen wachrufen. Aber das nicht allein, es würde Ihnen peinlich sein, mir wieder gegenüberzutreten, weil Sie mir, der völlig Fremden, auch wieder durch meine unglückliche Ähnlichkeit mit der anderen viel mehr von dem, was Sie im stillen beschäftigte, verriet, als Ihnen lieb zu sein schien. Und da Sie das taten, bedaure ich es aufrichtig, Ihnen nicht gleich erklärt zu haben: ich bin nicht die, für die Sie mich halten. Geschehene Dinge lassen sich nun aber einmal nicht rückgängig machen, ich kann Ihnen deshalb nur versprechen, alles zu vergessen, was Sie mir von jener anderen anvertrauten, und tun auch Sie bitte bei unserer nächsten Begegnung, namentlich wenn Dritte dabei sind, so, als wenn wir uns zum allererstenmal sehen. Lassen Sie sich mir ganz offiziell vorstellen und erkundigen Sie sich so unbefangen wie nur möglich, wie lange ich schon hier sei, wie es mir hier in der Stadt gefiele, ob ich längere Zeit hier zu bleiben gedächte und richten Sie weitere derartige Fragen an mich, durch die ein wohl

erzogener junger Herr einer Dame stets zu beweisen versucht, daß er sie in amüsanter, geistreicher Form zu unterhalten versteht. Ob wir uns noch einmal begegnen, weiß ich natürlich nicht, aber Ihnen will ich wünschen, daß es nicht der Fall ist. Sollten auch Sie, wie ich fest überzeugt bin, den Wunsch haben, mich nicht wiederzusehen, dann beten auch Sie vielleicht heute abend zu den Göttern, daß meine Verwandten sich bald meiner erbarmen, und wenn Sie noch weiterbeten wollen, dann beten Sie um Regen, bis ich abgereist bin. Ich hasse Regenwetter und gehe bei solchem nie aus, wenn es nicht unbedingt sein muß. Regenwetter verdirbt das Schuhzeug, und schlechte Stiefel oder schlechte Schuhe zu tragen — nein, lieber ginge ich barfuß.

Also beten Sie, Herr von Mellenbach, und möchten die Götter Ihr Gebet erhören. Mit den besten Grüßen

Ihre

Alice von Rettburg."

Es dauerte lange, bis Mellenbach diese Zeilen, trotzdem sie sehr deutlich geschrieben waren, zu Ende gelesen hatte, aber das lag, wie er schließlich zu seinem eigenen Erstaunen feststellte, lediglich daran, daß er den Brief viermal las, bevor er ihn endlich aus der Hand legte. Und doch enthielt der Brief eigentlich gar nichts Besonderes.

Er hätte es höchstens auffallend finden können, daß Fräulein von Rettburg ihm überhaupt schrieb, aber daß sie das tat, war wirklich sehr nett von ihr, denn sicher hätte er ihr mit einem maßlos erstaunten Gesicht gegenübergestanden, wenn der Zufall ihn noch einmal mit ihr zusammengeführt hätte. Vor allen Dingen aber würde er ihr ohne diese Zeilen nicht geglaubt haben, daß es tatsächlich ihre Absicht gewesen war, schon übermorgen abzureisen. Der Brief war wirklich sehr nett, aber etwas störte ihn doch an dem, ohne daß er gleich wußte, was es war. So nahm er jetzt das Schreiben erneut zur Hand und endlich wurde es ihm klar, was ihm an dem besonders auffiel: daß Fräulein von Rettburg es so oft betonte, sie wünsche es ihm, daß sie einander hier nicht wiedersehen möchten. Warum tat sie das? Das hörte sich beinahe so an, als habe er ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen und davon konnte doch nicht die Rede sein. Und warum schrieb sie ihm nicht mit einer Silbe, daß dieses voraussichtliche Nichtwiedersehen sie selbst ein klein wenig betrüben würde? Das hätte sie ihm doch schreiben können, auch wenn sie sich nichts dabei gedacht hätte. Aber dann fiel ihm wieder ein, daß ihr alle konventionellen Lügen verhaßt waren, und wenn sie sich nicht einmal belügen ließ, log sie für ihre eigene Person natür-

lich noch weniger. Und daß sie sich in Wahrheit über ein etwaiges Wiedersehen mit ihm hätte freuen sollen, dazu lag für sie natürlich nicht die leiseste Veranlassung vor.

Abermals legte Mellenbach den Brief aus der Hand und zündete sich eine Zigarre an. Er war verstimmt, ohne recht zu wissen, weshalb und warum. Na, die Zigarre würde seine Mißstimmung schon wieder verscheuchen. Aber auch, als er die Zigarre aufgeraucht hatte, war er noch ärgerlich und verdrießlich, und das hielt an, bis er sich spät schlafen legte. Und da wurde er es erst recht, weil ihm nun in seinem Bett wieder einfiel, daß Fräulein von Rettburg ihm geschrieben hatte, er möge beten. Die Zeiten, in denen er abends vor dem Schlafengehen die Hände faltete und vor sich hin sprach: „Ich bin noch klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Gott allein“ — ach, die Zeiten waren schon längst vorbei, schon weil seitdem sehr oft sehr weltliche Gestalten in seinem Herzen gewohnt hatten. Nun sollte er heute abend plötzlich wieder beten, aber was denn nur? Ach so, ja richtig, er sollte beten, daß Fräulein von Rettburgs Verwandte sich ihrer annahmen und zum Schluß sollte er auch noch beten, daß es regne, damit Fräulein Alice barfuß durch die Straßen der Stadt gehen könne, nein, das nicht, aber da-

mit sie nicht auszugehen brauche, nein, das auch nicht, aber damit er sicher sei, ihr nicht wieder zu begegnen, weil sie bei dem Regenwetter um ihres Schuhzeugs willen stets zu Hause blieb. Aber ihm persönlich wäre ein Wiedersehen mit ihr gar nicht so furchtbar unangenehm gewesen, schon um ihr zu beweisen, daß er als wohlerzogener junger Mann eine junge Dame durch die von ihr angeführten Fragen geistreich zu unterhalten verstände. Ja, er glaubte, sich eine solche geistige Ehrenrettung schuldig zu sein, denn er hatte die Empfindung, als habe er heute nachmittag auf Fräulein von Rettburg einen recht albernem und beschränkten Eindruck gemacht.

Er sollte beten und um damit wenigstens einen Anfang zu machen, faltete er nun die Hände, aber er ertappte sich plötzlich dabei, daß er die Daumen drehte wie ein Mensch, der sonst nichts zu tun und nichts zu denken hat. Er aber hatte soviel zu denken. Da gab er das Daumdrehen schleunigst wieder auf und um damit nicht unwillkürlich von neuem wieder anzufangen, entfaltete er seine Hände, denn das Händefalten war doch schließlich nur eine äußere Formsache. Aber was sollte er beten? Die Frage quälte ihn, denn was sollte er Fräulein von Rettburg zur Antwort geben, wenn er die doch wiedersah und wenn die ihn fragte: „Haben Sie gebetet, daß ich bald ab-

reisen kann?" Belügen durfte er sie nicht, das nahm sie persönlich übel, und wenn er der Wahrheit gemäß mit einem lauten vernehmlichen „nein“ antwortete, dann hielt sie ihn entweder für einen schlechten Christen, der er ja auch war, oder sie schloß daraus, daß er sich gewünscht hätte, sie bliebe noch hier, und das nahm sie ihm am Ende erst recht übel, denn wer konnte wissen, ob auch sie sich ein Wiedersehen mit ihm wünschte? Ja, wer konnte wissen, ob sie es nicht nur deshalb so ausdrücklich betonte, sie hoffe seinetwegen, sie möchte ihm nicht wieder begegnen, weil sie, obgleich sie die konventionelle Lüge haßte, doch zu gut erzogen war, um ihm zu schreiben: ich hoffe es auch meinethwegen, daß wir uns nicht wiedersehen. Und wenn Fräulein von Rettburg sich das nicht wünschte, war das sehr begreiflich, denn schließlich war es für kein junges Mädchen, am allerwenigsten für ein so hübsches, sehr schmeichelfhaft, nur dadurch das Interesse und die Aufmerksamkeit eines Herrn zu erregen, weil der sie für eine andere hielt.

Mit solchen Gedanken und mit einer so erregten Phantasie sollte ein Mensch nun einschlafen! Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte laut aufgestöhnt, aber das durfte er nicht, er sollte ja nicht stöhnen, sondern beten. Aber trotz allen Grübelns fiel ihm der richtige Text des Ge-

betes nicht ein und das machte ihn so wütend, daß er plötzlich einen ganz furchtbaren Fluch ausstieß, über den er selber erschrak, nicht weil der so fürchterlich war, sondern weil er den so laut in die Stille der Nacht hinausbrüllte, daß er es mit der Angst bekam, er könne seinen Burschen, der ein paar Stuben nebenan schlief, dadurch aufgeweckt haben und der könne nun unter irgendeinem Vorwand zu ihm hereintreten, um sich davon zu überzeugen, ob er denn ganz verrückt geworden sei. Aber seine Befürchtungen erwiesen sich als grundlos und mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen schlief Mellenbach endlich ein. Der liebe Herrgott, der alles wußte, würde auch schon wissen, was er, Carl Ludwig von Mellenbach, sich bei diesem Fluch gedacht und was er damit für sich und für Fräulein von Rettburg gewünscht hatte.



Leutnant von Muehler stand im Begriff, seine Wohnung zu verlassen, um zu seiner Tante, Frau von Willach, zu gehen und um bei der wie an jedem Freitag zu Mittag zu essen. Und wie in jeder Woche, wenn es am Freitag wieder Freitag geworden war, wünschte er sich auch heute wieder, daß er wenigstens einmal in seinem Dasein eine Woche erleben möchte, in der der Frei-

tag ausfiel, oder wenn sich das absolut nicht machen ließe, daß seine Tante Clara, genannt Clärchen, wenigstens einmal in ihrem Leben auf den Gedanken kommen möchte, den ihr im Interesse ihrer Gesundheit wöchentlich einmal verordneten Fisch an einem anderen Tage als gerade an einem Freitag zu essen. Aber auch das war wohl nicht möglich, denn frische Fische gab es hier in der kleinen Stadt seit Menschengedenken nur des Freitags, ebenso wie es im Kasino jeden Freitag mit einer erschreckenden Regelmäßigkeit Königsberger Klopse gab, die er bei dem besten Willen nicht zu essen vermochte, denn er litt unter der krankhaften Einbildung, je runder und je appetitlicher die aussähen, um so weniger wisse man, aus welchen Küchengeheimnissen die hergestellt wären. So war es ihm denn auf der einen Seite sehr lieb, daß seine Tante ihn gerade zu jedem Freitag einlud, auf der anderen Seite aber wäre ihm lediglich der Abwechslung wegen einmal ein anderer Tag als gerade immer der Freitag für dieses Fischessen lieber gewesen, denn allzu reich an Abwechslungen war dieses irdische Dasein, noch dazu in diesem kleinen Städtchen, nach seiner ehrlichsten Überzeugung sowieso nicht. Nur zu leben, um zu leben, oder um seinen Dienst zu tun, oder um sich des Abends schlafen zu legen, verlohnte sich doch eigentlich nicht, obgleich er

auch nicht gern an das Sterben dachte, schon weil er, wenn er tot war, des Abends nicht mehr zu Bett gehen könnte, und das war für ihn seine einzige, wirkliche große Freude, die er auf dieser Welt hatte und die nur dadurch getrübt wurde, daß er des Morgens wieder aufstehen mußte. Er schlief zu gern, und er schlief auch zu schön, schon weil er nie träumte, aber weil er trotzdem des Morgens bei dem Erwachen zuweilen irgendeinen Einfall hatte, dessen Durchführung ihm wenigstens vorübergehend ein kleines Vergnügen bereitete. Und so lächelte er denn auch jetzt, als er sich auf den Weg zu seiner Tante machte, bei dem Gedanken, was Tante Clärchen wohl für ein Gesicht aufstecken würde, wenn er die Frage an sie stellte, die ihm heute morgen an seinem Waschtisch plötzlich durch den Kopf geschossen war. Und in teilweisem Zusammenhang damit dachte er wie jeden Freitag unterwegs darüber nach, daß seine Tante Clärchen, der man es trotz ihrer siebzig Jahre auch heute noch ansah, daß sie einmal sehr hübsch gewesen sein mußte, doch eigentlich eine sonderbare Frau sei, denn ihre ewige Redensart, kein Mann sei würdig, zu heiraten, war wirklich mehr als seltsam, obgleich er wußte, wie Tante Clärchen zu dieser Auffassung gekommen war, denn in einer schwachen Stunde hatte sie ihm die Geschichte ihrer Ehe erzählt.

Diese Ehe war für sie der Inbegriff allen Glückes gewesen, sie liebte ihren Mann, den Geheimrat, um seines Charakters und um seiner schönen äußeren Erscheinung willen über alles, und sie wußte, daß sie ebenso geliebt wurde, daß es für ihren Mann nur eine Frau auf der Welt gab, seine eigene. Deshalb war niemals auch nur ein Funken Eifersucht in ihr wach geworden, selbst in den langen Wochen nicht, in denen ihr Mann sie im Sommer allein ließ, wenn er seine Erholungsreise machte, weil er den Standpunkt vertrat, gerade in den glücklichsten Ehen müsse jeder Teil seine Erholung allein suchen, eine zeitweise Trennung kette die Eheleute viel fester aneinander als das fortwährende Zusammensein. Dazu kam, daß ihr Mann stets das Gebirge aufsuchte, dessen Höhenluft ihr nicht bekam, die sie die See über alles liebte. So trennte man sich im Sommer, um sich erst im Herbst wiederzusehen und das ging jahraus, jahrein, bis der Geheimrat dann eines Tages, wenige Wochen nachdem er von seiner letzten Erholungsreise zurückgekehrt war, ganz plötzlich einem Herzschlag erlag, so plötzlich, daß er nicht einmal die Zeit fand, seinen Nachlaß zu regeln. Gewiß, sein Testament, in dem er seine über alles geliebte Frau zu seiner Universalerbin einsetzte, war gemacht, auch die Geldsachen befanden sich in tadellosester Ordnung, aber er war

nicht mehr dazu gekommen, seinen Schreibtisch aufzuräumen, und in dem fand Tante Clärchen eines Tages die Beweise dafür, daß ihr Mann sie alljährlich während seiner Sommerreise auf das schauderhafteste betrogen hatte, denn sie entdeckte dort einen ganzen Stapel an ihn gerichteter Liebesbriefe und eine ganze Anzahl von Photographien, die nicht nur junge Frauen, sondern auch sehr viel junge Mädchen darstellten. Und auf jedem Bild stand eine ihrem Mann geltende mehr oder weniger zärtliche Widmung. Ihr Mann hatte sie belogen und betrogen, ihr Mann, an den sie geglaubt hatte wie an einen Gott. Als Tante Clärchen sich zu dieser Erkenntnis hatte durchringen müssen, war sie wochenlang krank gewesen und ganz hatte sie das, was sie damals durchmachte, auch heute noch nicht überwunden.

An das, was Tante Clärchen ihm aus ihrem Leben erzählte, dachte Muehler auch heute wieder, als er zu dem Fischessen zu seiner Tante ging und wie stets, fragte er sich auch heute, ob es diesem Freitag zu Ehren wohl ausnahmsweise einen anderen Fisch geben würde, als den ewigen Schellfisch, obgleich er im voraus ganz genau wußte, daß es auch heute keinen anderen gäbe. Und wie immer gab es auch heute tatsächlich keinen anderen, als er bald darauf die Wohnung der Tante erreicht hatte und sich mit dieser mit dem Glocken-

schlag ein Uhr in dem hellen, freundlichen Eßzimmer an den Tisch setzte. Es gab wieder Schellfisch, und Tante Clärchen, in ihrer äußeren Erscheinung wie stets außerordentlich sauber und appetitlich, seufzte wie jeden Freitag mittag schwer auf, als sie ihrem Neffen den Fisch auf den Teller legte, während sie ihm dabei wie an jedem Freitag zurief: „Ach, mein liebe Achim, wie könnte trotz allem, was ich durchmachte, dieses Leben wenigstens zuweilen noch leidlich schön sein, wenn ich nur nicht jede Woche einmal auf ärztlichen Befehl Fisch essen müßte, und wie bin ich dir dankbar, mein guter Junge, daß du mir auch heute Gesellschaft leistest, denn du weißt, wenn du mir nicht mit einem so guten Beispiel vorangingest, würde das Essen unangerührt wieder in die Küche kommen, denn der Fisch widerstrebt mir nun einmal wie anderen Leuten der Lebertran. Aber ich esse ihn dennoch, der Arzt will es, obgleich mir selbst nicht viel daran liegt, noch lange zu leben.“

„Nicht soviel sprechen, Tantchen, lieber mehr essen,“ ermahnte der Neffe, der diese allfreitagliche Rede zur Genüge in- und auswendig kannte, der es aber in seiner Gutmütigkeit, trot selbständig z seiner gelegentlichen Vorsätze, sich und unabhängig von seiner Tante zu machen, doch nicht über das Herz brachte, der alten Dame zuzurufen: „Tantchen, diese Grammophonplatte ist nun bald

abgeleiert, kannst du dir nicht mal eine neue einsetzen lassen?"

„Du hast recht, mein lieber Junge,“ stimmte Tante Clärchen ihm bei, „ich soll ja essen; Fisch ist außerordentlich gesund, sagt der alte Medizinalrat also immer iß, mein guter Junge.“

„Vor allen Dingen aber iß du, Tantchen,“ mahnte der Neffe, und wie an jedem Freitag, ruhte er auch heute nicht, bis sich die Tante eine ganz gehörige Portion auf den Teller gelegt hatte, obgleich er wußte, daß seine Tante ihn dafür im stillen haßte, solange sie noch bei Tisch saßen. War das Essen aber erst vorüber, erwies Tante Clärchen sich ihm gegenüber dafür dankbar, daß er so gut für sie gesorgt hatte und schenkte ihm stets zwanzig Mark extra. Die erhielt er auch heute, sobald sie bei dem Kaffee saßen, und als er sich mit ihrer Erlaubnis seine Zigarre angebrannt hatte. Einen Dank lehnte Tante Clärchen aber auch heute ab: „Ist schon gut, mein Junge, nun aber erzähle mir mal ein bißchen aus dem Städtchen, was gibt es Neues?“

Und Muehler erzählte, was er so gehört hatte. Viel war es ja nie, aber selbst das Wenige interessierte die alte Dame, obgleich sie das meiste natürlich schon wußte, aber es hat ja auch seinen Reiz, eine längst bekannte Sache in anderer Darstellung zu hören, denn er eine läßt etwas fort,

der andere lügt oder phantasiert etwas dazu, und ihr Neffe Achim hatte seine eigene Art, zu erzählen, so daß die alte Dame ihm auch heute belustigt und amüsiert lauschte. Aber ihn selbst interessierten heute die kleinen Stadtneuigkeiten noch weniger als sonst, er hatte sich vorgenommen, die Tante heute etwas zu fragen, und da sich ihm dazu immer noch keine passende *Gelegenheit* bot, schaffte er sich die dadurch selbst, daß er ganz plötzlich und unvermittelt an die alte Dame die Frage stellte: „Sage bitte mal, Tante Clärchen, du hast mir zwar schon oft damit gedroht, aber das sieht deinem guten Herzen so gar nicht ähnlich und deshalb wollte ich mich schon längst einmal bei dir danach erkundigen, würdest du mir wirklich deine Liebe und dein Erbe entziehen, wenn ich mich eines Tages verlieben, verloben oder gar verheiraten sollte?“

Einen Augenblick saß Tante Clärchen regungslos da, dann aber sah sie ihren Neffen mit ihren gütigen, braunen Augen ganz traurig an, und ob sie wollte oder nicht, sie mußte plötzlich weinen, bis sie ihrem Neffen mit tränenerstickter Stimme zurief: „Hältst du mich wirklich für so schlecht, daß ich dir gegenüber jemals meine Drohung wahr machen würde, mein guter Junge? Nein, mein Achim, das brauchst du nicht zu befürchten, aber wenn du mir beweisen willst, daß

auch du mich liebst, dann gib solche schrecklichen Gedanken, wie du sie eben äußertest, wieder auf, denke wenigstens nicht mehr daran, solange ich noch lebe. Lange kann es damit nicht mehr dauern, bis der Tod mich ruft. Wir werden ja zwar alle in der Familie alt, aber ich bin doch schon siebzig, da habe ich höchstens noch meine zwanzig Jahre vor mir, und wie schnell werden die herumgehen."

„Tantchen, so weine doch nur nicht,“ bat ihr Neffe, „dazu liegt gar keine Veranlassung vor. Ich denke noch gar nicht an das Heiraten. Die Frage, die ich an dich stellte, war nur ganz im allgemeinen gehalten, also bitte, weine nicht mehr, komm, ich werde dir deine Tränen trocknen.“

Das tat er denn auch, und unter seinem Zuspruch beruhigte sich Tante Clärchen auch langsam wieder, aber daß ihr Achim sich bei seiner Frage nichts Besonderes gedacht habe, das glaubte sie doch nicht, davon war sie trotz all seiner Versicherungen nicht zu überzeugen, und so meinte sie denn nur: „Laß uns ganz ruhig darüber reden, mein guter Junge, obgleich es für mich mehr als traurig ist, daß alle meine Erfahrungen nicht einmal bei dir, der mir am nächsten steht, etwas geholfen haben, denn du magst mir sagen, was du willst, wenn ein Mann auch nur im allgemeinen von dem Heiraten spricht, dann denkt er dabei schon an eine Besondere. Und da frage ich dich,

mein guter Junge, was hat das junge Mädchen getan, daß du sie später unglücklich machen willst? So ungefähr kann ich es mir denken. Du hast sie einmal gesehen, als sie mit übereinandergeschlagenen Beinen dasaß, und bei der Gelegenheit hast du dich in ihren Wuchs verliebt und willst sie nun zur Strafe dafür, daß sie hübsch gewachsen ist, heiraten und unglücklich machen. Und da bitte ich dich, mein Achim, tue es nicht."

„Aber ich will es ja auch gar nicht tun, Tantchen," widersprach ihr Neffe so ernsthaft er nur konnte, „und ich wiederhole dir, Tantchen, die junge Dame existiert noch gar nicht, wenigstens nicht für mich, und am allerwenigsten hat sie so dagesessen, wie du es eben schildertest."

Aber diese letzten Worte machten Tante Clärchen seine Ausrede erst recht unglaubwürdig. Ja, wenn er gesagt hätte: da die junge Dame wenigstens für mich noch gar nicht lebt, kann ich es auch unmöglich gesehen haben, daß sie so dagesessen hat — ja, dann hätte Tante Clärchen ihm vielleicht, aber auch nur vielleicht geglaubt. So aber glaubte sie gar nichts, sondern rief ihm nach kurzem Überlegen zu: „Dann hat das junge Mädchen dir etwas anderes angetan, und sicher hat sie dein Wohlgefallen durch ihren Busen erregt, richtiger gesagt dadurch, daß sie sich zu tief dekolletierte, denn das ist ja leider heutzutage

Mode. Wenn ich noch an die guten, alten Zeiten zurückdenke, da wir damaligen jungen Mädchen auf die Bälle gingen, gewiß, da waren auch unsere weißen Kleider ausgeschnitten, aber nur ganz wenig und im letzten Augenblick wurde trotzdem immer noch ein Latz oder sonst ein Stück Schleier wieder auf den Ausschnitt gelegt, damit der um Gottes willen nur nicht zu viel zeige. Aber die jungen Mädchen von heutzutage? Die stellen sich mit der Mutter und der Schneiderin vor den Spiegel, da wird probiert und probiert, und die Tochter bittet: ‚Ach Muttchen, liebes, gutes Muttchen, geht es mit dem Ausschnitt nicht noch ein Stück tiefer? Und wenn es auch nur ein kleines, ein ganz, ganz kleines, aber natürlich auch nicht ein zu kleines Stückchen ist? Ach bitte, Muttchen, sage ja, wozu habe ich denn sonst solchen schönen Busen, wenn ich den nicht zeigen darf, damit die Herren sich an dem erfreuen und damit die Freundinnen sich über den halbtot ärgern. Ach bitte, Muttchen, sage ja, du möchtest doch auch gern, daß ich bald heirate.‘ Jawohl, mein guter Junge, so sind die Busenausschnitte, ich wollte natürlich sagen, so sind die jungen Mädchen von heute. Daß wir in unserer Jugend viel besser waren, will ich damit natürlich nicht behaupten, aber wir machten die Jagd nach dem Mann weniger auffallend, und glaube mir, mein guter Junge, wir versuchten un-

seren späteren Mann nicht durch unsere Kleidung und durch unser Äußeres einzufangen, sondern wir legten auch Wert darauf, ihm durch unser Wesen zu gefallen. Aber die Zeiten, die schönen Zeiten sind vorbei, längst, längst vorbei."

Leutnant von Muehler sah es seiner Tante an, sie träumte wachend mit einem leisen, glücklichen Lächeln um den Mund von der Jugendzeit, ach, wie bist du weit! So wagte er es denn auch nicht, seine Tante anzusprechen oder ihr gar zu widersprechen und ihr zu erklären, daß bis zu dieser Stunde noch kein Kleiderausschnitt und kein unter dem sichtbar gewordener jungfräulicher Busen sein Herz und seine Liebe gewonnen haben, sondern er saß seiner Tante rauchend und schweigend gegenüber und wartete auf den Augenblick, in dem sie ausgeträumt habe, und das war viel eher der Fall, als er erwartete, denn sich in ihrem Stuhl plötzlich aufrichtend und ihren allwöchentlichen Schellfischgast mit flehenden Augen ansehend, rief sie jetzt: „Achim, mein guter Junge, nachdem du mir schon soweit dein Herz ausgeschüttet und mir dein Vertrauen soweit entgegengebracht hast, nun tue auch noch das Letzte und das Wichtigste und sage mir, wer die junge Dame ist, vielleicht, daß es mir dann doch noch gelingt, es dir auszureden, gerade die unglücklich machen zu wollen."

Ihr Neffe lachte unwillkürlich hell auf: „Und hätte ich mich in eine andere verliebt, dann würdest du versuchen, mich davon abzuhalten, gerade die unglücklich zu machen,“ bis er ernst werdend hinzusetzte: „Ich kann dir aber bei dem besten Willen keinen Namen nennen, Tante, denn ich bin nicht verliebt, nicht die Spur, weder in die eine noch in die andere, ich denke auch gar nicht daran, mich in den nächsten Jahren zu verlieben und darauf, daß ich heute noch nicht verliebt bin, gebe ich dir mein Ehrenwort, dem wirst du hoffentlich glauben?“

„Gewiß, mein guter Junge, gewiß,“ beeilte Tante Clärchen sich, ihm beizustimmen, „aber nimm es mir nicht übel, mein guter Achim, höchst verdächtig oder wenigstens sehr sonderbar oder zum allerwenigsten ein klein wenig auffallend war deine Frage an mich doch, und ich verstehe nicht, wie die dann plötzlich in dir wach werden konnte.“ In diesem Sinne sprach Tante Clärchen noch lang und ausführlich auf ihren Neffen ein, und der hätte am liebsten noch länger und ausführlicher darauf geantwortet, aber er schwieg dennoch, einmal, um die alte Tante nicht zu erzürnen, dann aber auch, weil er voraussah, daß auch seine weiteren Worte ihm nichts helfen würden. So blieb nur das Schweigen übrig und der Ärger, daß er diese dumme und alberne und namentlich

sehr überflüssige Frage überhaupt an die Tante richtete, denn er war nicht verliebt, und er durfte sich auf Grund des Kasinoabkommens ja auch gar nicht verlieben. Warum hatte er da nicht auch heute den Mund gehalten? Darüber dachte er am besten einmal in den nächsten Tagen auf einem der langen, stumpfsinnigen Märsche nach, die den jetzigen in der Blütezeit stehenden Felddienstübungen vorangingen. Für den Augenblick fehlte es ihm zum Nachdenken auch an Zeit, weil der Dienst rief, er mußte heute nachmittag die ihm anvertrauten Kindlein einmal wieder in der Instruktionsstunde über die *Geschoßbahn* unterrichten, da die Leute es sich in der letzten Woche nach der Ansicht seines Hauptmanns in einer unerhörten Weise angewöhnt hatten, draußen auf dem Scheibenstand in die Luft zu knallen, anstatt was zu treffen.

Diesem Übelstand sollte er nun dadurch abhelfen, daß er seine Leute theoretisch über die Visierlinie und über die *Geschoßbahn* aufklärte, und in Gedanken sah er sich nun vor seinen Leuten stehen und ihnen zum hundertstenmal den Vers vorbeten: „Die Visierlinie ist die vom Auge des Schützen über die Kimme des Visiers und über die Spitze des Korns auf den Haltepunkt des Zieles gedachte gerade Linie, wohingegen man unter der *Geschoßbahn* diejenige Linie ver-

steht, die das *Geschoß* nach Verlassen des *Gewehr*-laufes in einer sich erst erhebenden und dann abfallenden Kurve durch die Luft beschreibt, bevor das *Geschoß* in das Ziel einschlägt." Und er hörte auch schon die ihm längst bekannten Antworten, wenn er sich das von ihm Erklärte wiederholen ließ. Dann hieß es regelmäßig: „Unter der Visierlinie versteht man die vom Auge des Schützen in einer erst abfallenden und dann aufsteigenden Kurve gedachten geraden Linie, die in das Ziel einschlägt." Die *Geschoßbahn* aber war und blieb in den Köpfen der Leute, wenigstens soweit die aus Polen und Umgebung stammten, eine von der Mündung des Laufes über die Spitze des Kornes und die Kimme des Visiers bis zum Auge des Schützen und dem Haltepunkt des Zieles eingerichtete gerade Linie." Sicher würde er auch heute wieder in Versuchung kommen, sich bei dem Unsinn, den er da mit anhören mußte, die Haare zu raufen, aber was half es? Dienst war Dienst. So machte er sich denn, als es für ihn Zeit wurde, langsam auf den Weg, nachdem er sich von Tante Clärchen verabschiedet hatte, aber dieser Abschied war von seiten der Tante aus nicht so zärtlich gewesen wie sonst. Er merkte es ihr deutlich an, sie verdachte es ihm, daß er ihr die Hauptsache, den Namen derjenigen, die er absolut lieben sollte, verschwieg. Tante Clärchen war etwas verstimmt,

er selbst wurde es durch diesen Abschied auch, und auf der Straße wurde er es dadurch erst recht, daß es schon wieder regnete. Glücklicherweise hatte sein Bursche ihm den Paletot angezogen, als er von Hause fortging, aber trotzdem, einmal konnte der Himmel die Sonne auch mal wieder länger als nur ein paar flüchtige Sekunden scheinen lassen. Es regnete in kurzen Pausen eigentlich nun schon seit vierzehn Tagen, gleichsam so, als ob irgendein Mensch nach orientalischer Sitte ein Regengebet zum Himmel gesandt hätte. Es regnete und regnete und selbst, als man vor ein paar Tagen mit den jungen Mädchen und teilweise auch mit den verheirateten Damen des Regiments ein kleine Radtour in die hübsche Umgebung unternommen hatte, selbst da kannten die Götter kein Erbarmen, und man hatte auf dem Rückwege die Stahlrosse laufen lassen müssen, was die nur hergaben, um nur noch halbwegs trocken nach Hause zu kommen. Dieses dreimal infame Regenwetter mußte einem ja die Laune verderben und dabei hatte Tante Clärchen das bei ihm doch heute ohnehin getan. Und wie wenig seine eigene Tante ihn doch kannte, wenn die im Ernst annahm, er könne sich deshalb danach erkundigt haben, ob er ihren späteren Segen zu seiner Heirat bekäme, weil eine der jungen Damen ihm mit übereinandergeschlagenen Beinen oder mit einem

tiefen Blusenausschnitt gegenübergesessen habe. Davon konnte schon deshalb nicht die Rede sein, weil ihm bisher keins der jungen Mädchen jemals einen solchen Anblick geboten hatte, keine einzige, wenigstens im Laufe des letzten gesellschaftlichen Winters nicht, und jetzt im Frühjahr war so etwas natürlich erst recht ausgeschlossen. Bis ihm nun plötzlich einfiel, daß ihm letzthin doch eine mit übereinandergeschlagenen Beinen gegenüber saß, das war Fräulein Melitta gewesen, und zwar auf der gemeinsamen Radtour, als man in einer Gartenwirtschaft abgestiegen war, um dort den Kaffee zu trinken. Und nun erinnerte er sich auch wieder, daß es sogar ganz außerordentlich hübsch aussah, als Fräulein Melitta in dem sehr flotten Sportanzug, in den hellbraunen Strümpfen und den hohen, hellbraunen Schnürstiefeln so da saß, das hübsche Gesicht von der Fahrt leicht gerötet, in der weit ausgeschnittenen Bluse, die einen sehr hübschen Hals und einen auffallend hübschen Nacken zeigte. Auch die rote Sportmütze hatte ihr ausgezeichnet gestanden, aber am besten gefielen ihm doch die dünnen, hellbraunen Strümpfe, bis sich ihm jetzt unter der Nachwirkung der Worte, die die Tante an ihn richtete, die Frage aufdrängte, ob es wohl nicht nur die Strümpfe gewesen sein sollten, die ihm so gut gefielen, sondern zum guten Teil auch das, was

in diesen Strümpfen verborgen war? Bis zu dieser Sekunde hatte er darüber wirklich noch nicht nachgedacht, nun aber hätte er am liebsten hell aufgelacht, weil gerade die Tante, die ihn vor dem Sich-Verlieben und im Interesse seiner Zukünftigen vor der Ehe bewahren wollte, ihn auf solche Gedanken brachte. Aber wenn er ganz offen sein wollte, dann hatte ihm die Melitta eigentlich von Anfang an gut gefallen, wenn auch noch nie so gut wie letzthin auf der gemeinsamen Radfahrt. Allerdings, das merkte er ihr an, im ersten Augenblick schien sie sehr erstaunt, daß gerade er an ihrer Seite auftauchte, und sie war zuerst auch etwas schweigsam gewesen, bis sie dann nach und nach bei dem Unsinn, den er ihr absichtlich vorredete, auftaute und so oft und so herzlich auflachte, daß auch die anderen es hören und merken mußten, wie gut sie sich mit ihm unterhielt. Nein, die Melitta war wirklich kein unebenes junges Mädchen, das war ihm schon manches Mal klar geworden, aber daß er heute morgen, als sich ihm die verhängnisvolle Frage aufdrängte, wenn auch nur unbewußt, dabei an Fräulein Melitta gedacht hätte, das war ausgeschlossen, das konnte er jederzeit mit jedem Gewissen, selbst mit dem allerschlechtesten, beschwören. Und selbst wenn es anders gewesen wäre, die drei jungen Damen der Stadt waren

auf Grund des Kasinoabkommens nicht für den einzelnen, sondern für die Allgemeinheit da. Also weg mit allen diesen dummen Gedanken, an denen einzig und allein Tante Clärchen schuld war. So stellte er denn nun wieder sein Gehirn auf die bevorstehende Instruktionsstunde ein und überlegte, ob es denn gar keine Möglichkeit gäbe, die Leute dahin zu bringen, daß sie die Visierlinie und die Geschosßbahn auseinander hielten. Aber er kam mit diesem Überlegen nicht weit, denn plötzlich tauchte Heini der Sparsame vor ihm auf.

„Nanu, Heini, wo willst du denn hin?“ begrüßte er im Vorübergehen den Kameraden. „Auch in die Kaserne und die Kindlein lehren? Aber nein, das doch wohl nicht, denn die Kaserne liegt ja in der Gegend, aus der du kommst, aber nicht in der, wohin du eilenden Fußes strebst. Also wohin, noch dazu bei dem Sauwetter?“

„Von dem Wetter habe auch ich nicht nur den Paletot, sondern erst recht die Nase voll,“ pflichtete Hohendorf ihm bei. „Ich habe mich mit Fräulein Dorette verabredet, das heißt sie sich mit mir. Die Stunden, die ich ihr geben durfte, nähern sich dem Ende, und wir hatten gehofft, heute im Freien die erste Probefahrt machen zu können. Nun müssen wir doch wieder in der Bahn bleiben.“

Muehler hatte dem Kameraden voller Interesse zugehört, denn es war bei dem letzten Radausflug allgemein bedauert worden, daß Fräulein Dorette sich noch nicht an dem beteiligen konnte. Es war daran die Vermutung geknüpft worden, daß es auch wohl noch eine ganze Weile dauern würde, bis Dorette soweit sei, um schon im Freien radeln zu können, denn man wußte ja allgemein, daß sie erst wenige Stunden bei Hohendorf gehabt hatte. In diesen aber schien sie, wie Muehler aus den Worten des Freundes heraushörte, bereits enorme Fortschritte gemacht zu haben, so daß er jetzt dem Kameraden zurief: „Donnerwetter, Heini, soweit bist du mit dem Mädels schon, daß du sie uns nächstens in Freiheit dressiert vorradeln willst? Das ist schnell gegangen und ich weiß nicht, wem ich da meine Anerkennung zollen soll, dir, dem Lehrer, oder Fräulein Dorette, der geschickten Schülerin.“

Und das wußte Hohendorf auch nicht, als er gleich darauf seinen Weg allein fortsetzte, nachdem Muehler sich verabschiedet hatte, um rechtzeitig zum Dienst zu kommen. Ja, wem gehörte eigentlich das Hauptverdienst daran, daß Fräulein Dorette in der kurzen Zeit schon solche Fortschritte gemacht hatte? Wie schon so oft, wenn er sich das fragte, wußte er das auch heute nicht, er wußte nur eins, daß es ihm aufrichtig leid

tun würde, wenn es mit diesem Stundengeben vorbei war, denn das Alleinsein mit Fräulein Dorette machte ihm stets viel Vergnügen, das auch schon deshalb, weil seine Befürchtungen, er würde für Dorette den größten Teil seiner Ersparnisse für Pralines anlegen müssen, sich glücklicherweise als irrig erwies. Zu der ersten Stunde hatte er allerdings ein ganzes Pfund teurer Pralines mitgebracht und sich reiflich überlegt, ob das auch wohl genug sei. Es hatte sogar zuerst den Anschein gehabt, als ob es wirklich nicht genug wäre, denn als Dorette das erste anerkennende Wort aus seinem Munde vernommen hatte, da machte sie sich in einer Art über die ihr hingehaltene Tüte her, daß er es erneut mit der Angst bekam, und daß er mit seiner Vermutung, Dorette würde auch nicht einen Bonbon übriglassen, recht behielt. Dann aber, als sie ihm die leere Tüte zurückgab, nahm sie ihm das Versprechen ab, ihr in Zukunft nur drei Pralines mitzubringen. Das erste wollte sie vor Beginn des Unterrichts gleichsam zur Stärkung essen, das zweite, wenn er sie gelobt hatte und das dritte zum Schluß nach getaner Arbeit. Das Versprechen hatte er ihr gern gegeben, wenn er auch nicht recht wußte, wie sie, die die Süßigkeiten so liebte, plötzlich zu solcher Bescheidenheit kam, denn er hielt sie für zu taktvoll, um eine solche Mäßigkeit etwa

mit Rücksicht auf seine ihr sicher bekannte Sparsamkeit an den Tag zu legen. Aber er kaufte fortan täglich wirklich nur drei Pralines, obgleich dieser kleine Einkauf ihn immer aufs neue in Verlegenheit setzte. Das lag aber zum Teil mit an der Verkäuferin, die, in dem Geschäft neu eingetreten, noch nicht die leiseste Ahnung davon hatte, wie man mit dem Publikum umgehen müsse. Als er den Laden betrat, um dort zum erstenmal seine drei Pralines zu kaufen, hatte ihn die bäuerische Verkäuferin verständnislos angesehen, dann aber hatte sie durch das Sprachrohr, das von dem Laden in die Privaträume der Besitzerin führte, gerufen: „Frau Chefien, es ist einer da, der man bloß drei Pralineeschen haben will, verkaufen wir die auch stückweise, und was kostet das Stück?“ Und dabei hatte sie das Femininum des Wortes Chef, die Chefin, derartig betont, daß es sich tatsächlich wie Frau Chefien anhörte. Darüber hatte er nun doch wider Willen lachen müssen, aber er war froh gewesen, als er mit seinem Einkauf, für den er schließlich fünfundvierzig Pfennige bezahlte, wieder auf der Straße stand, und ganz leicht wurde es ihm auch fortan nicht, den Laden, den einzigen, in dem die Gesellschaft der Stadt zu kaufen pflegte, zu betreten, denn ehe er noch seinen Wunsch hätte äußern können, rief ihm die Ver-

käuferin zu: „Ach so, Sie wollen heute wohl schon wieder Ihre drei Pralineschen haben?“ Auch heute trug er die bei sich, und damit die in der Paletottasche bei dem Regen nicht naß würden, hatte er sich die in drei Tüten verpacken lassen, und damit sie ganz bestimmt nicht naß würden, deckte Hohendorf sie auch noch schützend mit seiner Hand zu, während er rasch vorwärts schritt, um Dorette nicht auf sich warten zu lassen, obgleich er ganz genau zu wissen glaubte, daß die auch heute schon vor ihm in der Radfahrrhalle sein würde, die dem Schlosser gehörte, der hier im Städtchen die Vertretung einer angesehenen Fahrradfabrik besaß und bei dem Dorette sich auch ihr Rad gekauft hatte.

Und Dorette war schon längst in der Halle, als Hohendorf eintrat. Das allerdings auch heute wieder aus einem Grunde, den er nicht kannte und nicht vermutete. Als Dorette damals das Anerbieten annahm, sich von ihm Unterricht geben zu lassen, hatte sie es sehr gern getan und sich auch ihrerseits auf das Alleinsein mit ihm gefreut, schon um dadurch Hannelore zu ärgern. Aber hinterher hatte sie es doch bereut, ihm seinen Wunsch erfüllt zu haben. Das allerdings hauptsächlich deshalb, weil sie ihn bat, ihr Bonbons mitzubringen. Wie hatte sie nur vergessen können, daß er Heini der Sparsame hieß? Ihr erster Ge-

danke war gewesen, ihm zu schreiben: das mit den Süßigkeiten war natürlich nicht ernsthaft gemeint, bitte, lassen Sie die ruhig zu Hause. Aber das hätte er übelnehmen können. Das hätte ihn sicher verletzt und das durfte nicht sein. Daß sie aber die Süßigkeiten, die er ihr mitbrachte, nicht aß, das ging schon deshalb nicht, weil es über ihre Kraft ging, der Versuchung zu widerstehen. So aß sie denn das erstemal trotz aller ihrer guten Vorsätze, mäßig zu sein, ihm die ganze Tüte leer, aber sie besaß wenigstens soviel Energie, ihn, wenn auch schweren Herzens, zu bitten, ihr in Zukunft nur drei Bonbons mitzubringen. Aber auch die durfte sie auf die Dauer nicht von ihm annehmen, deshalb mußte der Unterricht nach Möglichkeit beschleunigt werden, zumal ihre an Lebenserfahrungen reiche und kluge Mutter ihr erklärte, es sei nicht weise, sich mit einem Leutnant von den anderen abzusondern und den besonders und öffentlich auszuzeichnen, denn man könne nie wissen, ob der eine Leutnant das richtig auffasse, denn je mehr man sich als junges Mädchen für einen Herrn interessiere, destoweniger dürfe man ihm das zeigen, womit sie als Mutter natürlich nicht gesagt haben wolle, daß sie, Dorette, mehr als ganz im allgemeinen an Leutnant von Hohendorf denke, obgleich gegen den gar nichts einzuwenden wäre und ihr, der Mutter

und sicher auch dem Vater als Schwiegersohn stets willkommen sein würde. Die kluge, lebenserfahrene Mutter hatte ihrem Kinde eine so lange Rede gehalten, daß Dorette auch schon dadurch die Freude an dem Unterricht verlor, denn wenn ja auch sie im stillen den Wunsch hatte, Hohendorf dahin zu bringen, daß er sich trotz der Kasinoabmachung ernstlich in sie verliebe und sie heirate, so brauchte das die Mutter nicht im voraus zu wissen, denn auch für diese sollt es doch eine Überraschung sein, wenn sie ihr eines Tages um den Hals fiel und ihr zurief: „Mutter, denke dir, ich habe mich verlobt und, was das Beste an der ganzen Sache ist, nicht einmal du weißt mit wem.“ Nun war ihr diese Überraschung eigentlich schon verdorben, sie konnte, wenn überhaupt, nur dadurch wiederhergestellt werden, daß sie Hohendorf so schnell wie möglich wieder als Lehrer verabschiedete, dann konnten auch die Freundinnen nicht auf den Gedanken kommen, daß sie irgendwelche Absicht auf Heini den Sparsamen habe. Und um bei dem Unterricht möglichst schnelle Fortschritte zu machen, hatte sie mit dem Besitzer der Fahrradhalle ein heimliches Abkommen getroffen, von dem aber kein Mensch, am allerwenigsten Hohendorf, etwas erfahren durfte. Und damit der auch wirklich nichts erführe und sie nicht eines Tages bei ihrem heimlichen Tun über-

rasche, stand der Schlosserlehrling, der mit in das Geheimnis eingeweiht war, für sie Schmiere. Und seine Pflicht als Schmierensteher tat der auch heute, denn plötzlich ließ er draußen einen lauten, gellenden Pfiff ertönen, wie den nur ein Mensch ausstoßen kann, der in frühester Jugend die Kunst gelernt hat, sich nicht nur zwei Finger in den Mund zu stecken, sondern auf denen auch derartig zu blasen, daß es seinen Mitmenschen durch Mark und Bein geht. Der Schlosserlehrling verstand diese Kunst, und dieser Pfiff war ein- für allemal das verabredete Zeichen, denn der diesen Tönen unterlegte Text hieß: der Herr Leutnant kommt! Aber da der Lehrling wie jedesmal, so auch heute, darüber in Ungewißheit war, ob man seinen Pfiff wirklich vernommen habe, öffnete er nun die zur Bahn führende Tür und rief durch diese hinein: „Hei kümmt!“ (Er kommt.) Dann aber machte er schnell, daß er wieder fortkam, schon um nicht aufs neue die Belehrung mit anhören zu müssen, daß es nicht heiße „hei kümmt“, sondern „der Herr Leutnant von Hohendorf kommt“. Richtiger und höflicher mochte diese Meldung schon sein, aber „hei kümmt“ war kürzer und zum mindesten ebenso klar und verständlich, und er hatte von seinem Vater, einem sehr wortkargen Menschen, gelernt, daß man sich immer möglichst kurz ausdrücken solle.

Der Lehrling verschwand und auch der Meister, der sich bisher in der Bahn aufgehalten hatte, verschwand, und eine kleine Weile später stand Hohendorf Dorette gegenüber, um ihr, nachdem er sie begrüßt hatte, als erstes die kleine Tüte mit den drei Pralinés zu überreichen, und er hatte Glück, denn als er Dorette bat, die Tüten zu öffnen, um gleich nachzusehen, ob der Inhalt trotz des gräßlichen Regens auch trocken geblieben sei, da war der das auch und das erfreute ihn so, daß er ihr mit einem ganz verklärten Gesicht gegenüberstand, während er ihr zurief: „Die habe ich unterwegs auch ängstlich gehütet, gnädiges Fräulein, nun aber würde ich die an Ihrer Stelle gleich aufessen, denn wer kann wissen, vielleicht drippt dieser Regen noch durch die Decke und drippt auf diesem Umweg in die Tüte.“ Und als sie seinen Rat befolgte, obgleich seine Befürchtungen grundlos waren, da sah er ihr mit einem so vergnügten Gesicht zu, daß dabei ein leises Lächeln seinen hübschen Mund umspielte und daß er dabei seine schneeweißen Zähne zeigte. Wirklich ein hübscher Mensch, dachte Dorette, auf jeden Fall hübscher oder zum mindesten ebenso hübsch wie Leutnant Martini, und zum erstenmal ertappte sie sich dabei, daß sie es bedauerte, daß nicht auch er, oder daß gerade Martini als einziger im Regiment die kurzgeschnittenen Haare

trug, dann hätte er ihr noch besser gefallen und da hätte sie gleich gewußt, ob sie ihn heiraten wolle. Nun hatte sie zwischen zweien die Wahl, das war bis zu einem gewissen Grade langweilig, wenn auf der anderen Seite natürlich auch gerade das Wählen seinen Reiz hatte. Aber das glaubte sie jetzt schon zu wissen, daß er darunter leiden würde, wenn ihre Wahl nicht auf ihn fallen sollte, denn so wie er sie jetzt ansah, tat ein Mann das nur dann, wenn er dem jungen Mädchen im tiefsten Innern seines Herzens gut war. Und von dem Gutsein und bis zu dem Lieben war meistens nur ein sehr kleiner Schritt.

„So, Herr von Hohendorf,“ unterbrach sie jetzt absichtlich das Schweigen, um seinen Blick von sich abzulenken, „so, die Bonbons wären verknackt und die haben, wie immer, wundervoll geschmeckt. Bedanken darf ich mich dafür bei Ihnen ja nicht, aber ich will mich dadurch dankbar zu erweisen versuchen, daß ich mich heute noch weniger ungeschickt anstelle als sonst. Schade, daß wir auch heute nur in der Bahn fahren können, ich hatte mich so darauf gefreut, mit Ihnen im Freien radeln zu dürfen, daß ich bis zum letzten Augenblick hoffte, dieser Regen möchte endlich aufhören, und daß ich deshalb —“ aber mitten im Satz hielt sie inne, um ihm mit vorwurfsvoller Stimme zuzurufen: „Wissen Sie

wohl, Herr von Hohendorf, daß Sie noch viel scheußlicher sind als das Regenwetter? Sie sind sogar ein ganz großes Scheusal!"

Hohendorf lachte fröhlich auf: „Das sagen Sie so, gnädiges Fräulein, aber verdient habe ich Ihren Tadel nicht, oder glauben Sie wirklich, ich hätte es nicht sofort bemerkt, als ich hier in diese heilige Halle eintrat, daß Sie heute zum erstenmal Ihr neues Radlerkostüm tragen? Meine Augen haben das Heil sofort gesehen, und nun schelten Sie mich ein Scheusal, weil ich Ihnen noch nicht freiwillig sagte, wie hübsch ich Ihr Kostüm finde, nicht nur wie hübsch, sondern so hübsch, daß es noch hübscher ist, als ich es mir in Gedanken vorstellte, wenn ich Sie mir in dem dachte. Nun wissen Sie also hoffentlich, wie hübsch Sie aussehen, und das wird Ihnen wohl genügen? Das wird Sie auch damit aussöhnen, daß ich Ihnen nicht gleich meine Bewunderung ausdrückte, sondern daß ich damit wartete, weil ich mir im stillen sagte: du hast in diesen Unterrichtsstunden schon soviel vortreffliche Eigenschaften an dem gnädigen Fräulein kennen gelernt, nun willst du mal sehen, ob es sich auch von anderen jungen Mädchen in der Hinsicht vorteilhaft unterscheidet, daß es im Gegensatz zu anderen abwarten kann, bis man ihr sagt, wie ihr ein neues Kleid steht.“

„Und diese Prüfung habe ich nun also

glänzend nicht bestanden, Herr von Hohendorf?" fiel Dorette ihm übermütig in das Wort. „Das ist aber einzig und allein Ihre Schuld, Herr Examiner, denn wenn Sie Ihre Schülerin vor eine so schwere Aufgabe stellen, da muß die ja durchplumpsen, selbst wenn die wie ich das Lyzeum mit dem Reifezeugnis verlassen hat. Aber davon ganz abgesehen, haben mich Ihre Worte wirklich erfreut, und ich nehme den gegen Sie erhobenen Vorwurf, Ihrerseits ein Scheusal zu sein, in aller Form zurück. Aber als Belohnung für dieses Entgegenkommen meinerseits müssen Sie mir nochmals sagen, finden Sie mein Kostüm wirklich hübsch, oder sagen Sie das nur aus Liebenswürdigkeit, weil Sie es im Grunde Ihres Herzens nicht sehr hübsch und nicht sehr flott finden?“

Wo ist der Mann, der in einem solchen Falle wie in diesem den Mut hätte, einem jungen, hübschen Mädchen die Wahrheit zu gestehen? Dem wäre besser, er wäre von Anfang an ohne Augen, die ihm doch nur ausgekratzt würden, auf die Welt gekommen, oder aber, selbst wenn er den Mut besäße, wer hätte zu solcher Grausamkeit das Herz? Wenigstens dachte Hohendorf so, und deshalb beeilte er sich, mit dem ehrlichsten Augenschlag, den er nur machen konnte, weiter darauflos zu lügen, und er bemerkte in Dorettes

Interesse mit Genugtuung, daß sie ihm glaubte. Ja, Dorette glaubte ihm, einmal, weil sie ihn solcher Lügen nicht für fähig hielt, noch dazu, wo sie ihn doch um die Wahrheit gebeten hatte, dann aber auch, weil sie ihm glauben wollte. Bisher hatte sie selbst dieses ihr erstes Radlerkostüm einfach scheußlich gefunden, es entsprach so gar nicht dem, in dem sie sich so oft in Gedanken vor den Spiegel gestellt hatte. Auch sie hatte von Bridgets geträumt, in denen Melitta radelte, oder zum wenigsten von einem Kostüm, wie Hannelore es trug, geteilter weißer Rock, weiße Beinkleider, weiße Strümpfe, weiße Schnürstiefel und dazu weiße Bluse. Aber mit den Bridgets war sie trotz aller Tränen, die sie sich eigens für diesen Zweck aufgespart hatte, bei dem Vater nicht durchgedrungen, der fand die durchaus unpassend, und Dorette merkte ihm an, daß er, obgleich er nur Oberpräsidialrat und nicht Oberkonsistorialrat war, in seinem Gedächtnis nach einem Bibelwort suchte, um ihr dadurch zu beweisen, daß nicht nur die Menschen, sondern auch Gott an einer solchen Gewandung, wenigstens bei seiner Tochter Anstoß nehmen würde. Und es half auch nichts, daß die Mutter ihren Wunsch unterstützte. Die Bridgets wurden abgelehnt, obgleich Dorette ihrem Vater zurief, ob er es ihr denn gar nicht nachfühle, daß sie den Ehrgeiz haben müsse,

jawohl, einfach müsse, den Freundinnen und erst recht den Herren zu beweisen, daß sie zum mindesten ebenso gut gewachsen sei wie Melitta. Aber auch das half nichts, und ein weißes Kleid, wie Hannelore es trug, konnte sie schon deshalb nicht ernstlich wählen, weil das so ausgesehen hätte, als fände sie das so hübsch, daß sie es der Freundin nachmache. Es blieb also nichts anderes übrig als selbst ein Kostüm zu finden, und gestern abend war es nun endlich fertig geworden, und heute trug Dorette es zum erstenmal: weiße Bluse, ein dunkelblauer geteilter Rock mit einem hübschen Ledergürtel um die Taille, unter dem geteilten Rock blaue, nicht zu weite und nicht zu bauschige Kniehosen, dazu schwarze Strümpfe und hohe, schwarze Schnürstiefel. Das sah an und für sich sehr nett aus, und es stand Dorette auch, aber sie hatte sich etwas anderes gewünscht, und die Freude an diesem elterlichen Geschenk wurde ihr schon dadurch verdorben, daß der Vater ihr erklärte: „Siehst du, mein Kind, diese Tracht ist schon deshalb praktisch, weil du sie auch bei schlechtem Wetter anziehen kannst.“ Als wenn man sich einen neuen Sportanzug wünschte, um den auch bei schlechtem Wetter anlegen zu können! Die modernen Väter hatten manchmal, weiß Gott, zu veraltete und zu sparsame Anschauungen.

Gestern abend war der Anzug nun endlich

abgeliefert worden, und als Dorette sich in dem vor den Spiegel hinstellte, hätte sie am liebsten geheult. Sie kam sich in dem zu solide, zu ehrbar, zu sehr als die Tochter des ehrwürdigen Oberpräsidialrates vor, aber sie hatte das Kostüm trotzdem heute angelegt, ein mal weil es ja schlechtes Wetter war, hauptsächlich aber, um zu hören, was Hohendorf dazu sagen würde. Und nun hatte er es ihr gesagt, noch dazu in einer Weise, die sie mit dieser klösterlichen Gewandung, wie sie die noch gestern nannte, vollständig aussöhnte, ja, die sie sogar wirkliche Freude an ihrem Anzug empfinden ließ. Aller Unmut, der sie bisher deswegen bedrückt hatte, war von ihr gewichen, und so meinte sie denn nun: „Sie wissen nicht, Herr von Hohendorf, wie froh mich Ihre Worte stimmen, denn schließlich hört es ja jedes junge Mädchen gern, daß sie noch besser aussieht, als sie es glaubt, oder wenigstens noch besser, als sie es hofft. Nun aber lassen Sie uns endlich mal etwas auf das Rad steigen, sonst vergessen wir über dem Plaudern ganz, weshalb wir heute eigentlich hierhergekommen sind.“

„Ganz wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein,“ stimmte er ihr bei, und da, wie stets, auch heute ein Rad für ihn bereit stand, fuhren sie gleich darauflos, und auch heute stellte er ihrer Geschicklichkeit, als er die auf jede nur denkbare

Weise auf die Probe stellte, das höchste Lob aus, so daß er schließlich meinte: „Sie können sich bei unserer nächsten gemeinsamen Ausfahrt ruhig anschließen, gnädiges Fräulein, und ich denke, wir werden beide bei den anderen Anerkennung finden. Aber wenn ich eben sagte ‚wir beide,‘“ setzte er einschränkend hinzu, „geschah das nur, weil mein Regimentskamerad Martini sich erst kürzlich wieder damit brüstete, es gäbe auf der ganzen Welt, wenigstens im Regiment, nur einen guten Radfahrlehrer, und das sei er.“

„Bescheidenheit ziert den Jüngling,“ lachte Dorette auf, um dadurch zu verbergen, daß sie bei der Nennung dieses Namens gerade aus seinem Munde etwas verwirrt geworden war, bis sie nun fragte: „Und womit begründet Leutnant Martini denn seine besondere Lehrfähigkeit?“

„Mit seiner Kunst zu bellen,“ gab Hohendorf zur Antwort, und als Dorette ihn verständnislos ansah, erzählte er ihr, während sie nun langsam nebeneinander dahinfuhren: „Ach so, gnädiges Fräulein, diese Hundegabe, dieses Hundetalent, oder wie ich es sonst nennen soll, haben Sie selbst wohl noch nicht an Martini kennen gelernt? In Damengesellschaft gibt er seine Künste allerdings auch nicht zum besten, sondern nur dann und wann im Kasino. Er hat als Knabe einmal auf einer Gesellschaft in seinem Elternhaus bei der

sogenannten scherzhaften Darstellung lebender Rätsel mitwirken und sich neben einen endlos langen Herrn stellen müssen, der ihn, den Knaben, um mehr als eine halbe Menschenlänge übertrugte. Dann haben die beiden schließlich zusammen, so gut sie es konnten, darauflos gebellt, während die Musik leise dazu spielte: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten."

„Das weiß ich für meine Person auch nicht,“ meinte Dorette nach kurzem Besinnen, „obgleich ich mir sonst nicht gerade einbilde, begriffsstutzig zu sein.“

„Das sicher nicht, gnädiges Fräulein,“ stimmte er ihr bei, „aber in der Geographie scheinen Sie mir nicht die Allerstärkste zu sein, denn sonst hätten Sie vielleicht doch erraten, was dieses lebende Bild der beiden ganz verschieden großen, bellenden Menschen bedeutete. Die beiden Meerbusen, der Große und der Kleine Belt.“

Unwillkürlich mußte Dorette lachen, dann aber bat sie: „Nun hören Sie schon mit solchen Kalauern auf, die können ja den stärksten Mann vom Rad werfen und ich bin doch nur eine zartbesaitete Jungfrau.“

„Schön finde ich den Witz ja gerade auch nicht, gnädiges Fräulein,“ entschuldigte er sich, „aber ich mußte Ihnen den erzählen, denn der

gehört mit dazu und könnte die Überschrift tragen ‚Wie Leutnant Fritz Martini als Schüler sein Belltalent entdeckte‘, denn an jenem Abend hatte er es entdeckt, er soll so wunderbar gebellt haben, daß seine ganze anwesende Verwandtschaft ihn beschwor, dieses sein Talent nicht wieder einschlafen zu lassen, sondern es weiter auszubilden, das Leben sei so kurz und der Kampf um das Dasein so schwer, da könne man schließlich jede uns von Gott verliehene Gabe einmal benutzen, wenn man auch nicht gleich wisse wann und wo. In diesem Sinne haben die Verwandten damals auf Fritze eingeredet, und eine seiner Tanten hat sich sogar bereit erklärt, ihn auf ihre Kosten auf dem Konservatorium, oder wenigstens bei Caesar und Minka in Zahna ausbilden zu lassen, bis sie dann leider erfahren mußte, daß es weder auf dem Konservatorium noch in Zahna einen Lehrkursus für menschlichen imitierten Hundegesang gäbe. Es blieb also nichts anderes übrig, als den hoffnungsvollen Knaben sich selber zu überlassen, und der ist dann auch bei den besten Lehrmeistern, die es in diesem Falle gab, nämlich bei den Hunden selbst, in die Schule gegangen. Der Zufall fügte es, daß im Kreise seiner Verwandtschaft und seiner Bekannten fast alle Hundarten vorhanden waren, ein Onkel von ihm besaß sogar einen verdammt bissigen Hofhund, der tagsüber

an der Kette lag, und da dieser also stillhalten mußte, ganz einerlei, ob er wollte oder nicht, wenn Fritze dem etwas vor- oder nachbellte, so ist der sein hauptsächlichster Lehrmeister geworden, aber Martini hat auch dem Gebell der anderen Hunde, namentlich dem Geklaffe der geborenen Kläffköter, der Black-and-Terrier, nicht ohne Erfolg gelauscht, und diese ahmt er zuweilen so gut nach, namentlich wenn er sich aus Unsinn auf den Teppich gelegt hat, daß man ihm wie einem gewöhnlichen Terrier einen Fußtritt geben möchte, damit er sein Organ wieder anhält."

„Das ist ja alles sehr schön und sehr gut,“ meinte Dorette, „und was Sie mir da erzählten, hat mich bis zu einem gewissen Grade auch belustigt, aber eins ist mir nach wie vor ganz unklar, warum Leutnant Martini sich auf Grund seiner Bellkenntnisse einbildet, der beste Radfahrlehrer zu sein, den es gibt, sogar ein noch besserer, als Sie es mir waren.“

Hohendorf legte dankend die Hand an die Mütze: „Ihre anerkennenden Worte ehren und erfreuen mich in gleichem Maße, gnädiges Fräulein. Wäre ich ein junges Mädchen, würde ich, wie es sich gehört, sittsam und schamhaft erröten. Was nun aber die Beantwortung Ihrer Frage anbelangt, so muß ich Sie auf die Ihnen vielleicht noch nicht genügend bekannten Tatsachen

hinweisen, daß die größten Feinde der radelnden Menschheit die Hunde sind. Schon mancher ist durch einen Köter, der vor dem Rade herlief, zu Fall gekommen, und davon abgesehen, sind schon so viele derartig erschrocken, daß sie das europäische Gleichgewicht auf ihrem Rade verloren, wenn plötzlich und unvermutet irgendein Hund mit wütendem Gekläff neben dem Rade auftauchte, kläffend und bellend viele hundert Meter neben dem Rade herlief und seine etwaigen Bell- und Atempausen zu dem Versuch benutzte, den Radler oder der Radlerin in die Waden, pardon, ich meine natürlich in das Bein, zu beißen, denn ich weiß nicht recht, ob es sich in Gegenwart einer hübschen, jungen Dame schickt, von deren Waden zu sprechen."

„Das kommt wohl ganz auf die hübschen, jungen Waden — nein, um Gottes willen, Herr von Hohendorf,“ verbesserte Dorette sich, nun ein klein wenig verlegen werdend, schnell, „ich wollte natürlich sagen, das kommt wohl ganz auf die hübsche, junge Dame an, und wenn Sie so liebenswürdig sind, mich nicht nur jung, sondern auch hübsch zu finden, können Sie in meiner Gegenwart ruhig von den Waden sprechen,“ bis sie ihn nun teils aus Neugierde, teils aber auch, um das Gespräch abzulenken, rasch fragte: „Ganz klar ist es mir aber immer noch nicht, Herr von Hohen-

dorf, warum Herr Leutnant Martini auf Grund seines schönen Belkanto —“

„Belkanto ist sehr gut,“ unterbrach er sie belustigt, „aber Ihr Nichtverstehen, gnädiges Fräulein, verstehe ich nicht, denn wie es jeder tut, der einem anderen etwas klar zu machen versucht, bilde auch ich mir ein, mich ganz klar ausgedrückt zu haben. Aber da muß ich anscheinend noch klarer werden und Ihnen folgendes sagen: Sie entsinnen sich, daß ich Ihnen vor Beginn der ersten Stunde erklärte, um fahren zu können, müßten Sie es erst lernen, so zu fallen, daß Sie sich dabei keinerlei Schaden und Leid zufügen und so zu fallen, daß Sie, wie die berühmte Katze, immer auf Ihre Füße zu stehen kommen. Sie diese Kunst zu lehren, habe ich mir die größte Mühe gegeben, und Sie haben auch von mir gelernt, was ich Sie da lehren konnte. Jetzt ist es nur die Frage, ob Sie auch dann auf Ihrem Rad sitzen bleiben und sich bei einem etwaigen Sturz nicht vielleicht doch irgendwie weh tun, wenn bei einer Ausfahrt ein Hund auf Sie losstürzt. Martini behauptet, und damit komme ich zu dem Kern seiner Rede, er würde Sie während der Unterrichtsstunden derartig angebellt haben, daß das Gebell aller wirklichen Hunde in Zukunft gar keinen Eindruck mehr auf Sie gemacht hätte, ja, er behauptete neulich sogar, er würde

auf allen Vieren neben Ihrem Rad hergelaufen sein" —

„Na, hoffentlich nicht, um den Versuch zu machen, mich in die Waden zu beißen,“ entschlüpfte es Dorette in ihrem Übermut unwillkürlich. Natürlich sollte das nur ein Scherz sein, wenn auch vielleicht ein nicht ganz passender, aber Hohendorf blieb ganz ernsthaft und meinte nach kurzem Besinnen: „Offen gestanden, gnädiges Fräulein, so etwas traue ich Martini nicht zu, ich glaube auch nicht, daß das seine heimliche Absicht war, wenigstens habe ich diesen seinen stillen Wunsch, den ich allerdings sehr begreiflich fände, nicht aus seinen Worten herausgehört.“

„Sie schämen sich wohl gar nicht, Herr von Hohendorf, einen solchen etwaigen stillen Wunsch auch noch sehr begreiflich zu finden?“ schalt Dorette, die nicht recht wußte, ob sie sich über seine etwas kecken Worte ärgern oder ob sie sich über die freuen sollte, weil diese ihr zu beweisen schienen, daß ihr Kostüm doch nicht ganz so madonnen- und nonnenhaft geworden war, wie sie es im stillen befürchtet hatte.

„Wenn Sie es wünschen, gnädiges Fräulein, kann ich mich ja etwas schämen,“ stimmte er ihr bei. „Ich bin sogar schon damit angefangen, und wenn es nachher nach Ihre Ansicht genug ist, sagen Sie mir wohl Bescheid? Im übrigen hat

Martini mit seinen Behauptungen vielleicht ein ganz klein wenig recht, aber ich widersprach ihm trotzdem oder gerade deshalb. Ich erklärte ihm, wenn nur diejenigen Radfahrunterricht erteilen dürften, die wie er bellen könnten, dann müßte er sich für dieses Lehrfach ein staatliches Monopol ausstellen lassen, Sie und ich würden ihm aber schon bei der nächsten Gelegenheit beweisen, daß Sie auch durch meinen Unterricht allein allen Gefahren der Straße und der Landstraße gewachsen wären und, nicht wahr, gnädiges Fräulein, das werden wir auch tun?"

„Ja, das werden wir, Herr von Hohendorf,“ gab sie schnell und freudig zur Antwort, und sie wußte nicht recht, wollte sie das tun, um Hohendorf damit für die Mühe zu danken, die er sich mit ihr gab, oder wollte sie das tun, um Martini dadurch ein klein wenig zu ärgern, weil er so anmaßend gewesen war, zu behaupten, nur er sei ein guter Lehrer. Bis ihr plötzlich der Gedanke kam, Martini habe in diesem besonderen Falle seine Bellkenntnisse nur vorgeschützt, weil er dem Kameraden das Vergnügen und die Auszeichnung nicht gönnte, sie unterrichten zu dürfen. Sicher, das war es, das allein, und nun wußte sie wieder nicht, sollte sie sich darüber freuen, weil ihr das bewies, wie Martini über sie dachte, oder sollte ihr das Hohendorfs wegen leid tun. Und sie kam

nicht dazu, eine Antwort auf diese Frage zu finden, denn jetzt erklang Hohendorfs Stimme: „Habe ich mich denn immer noch nicht genug geschämt? Ich habe im stillen schon bis fünf- undvierzig gezählt und wie es weiter geht, weiß ich bald nicht mehr, denn mit den hohen Zahlen geht es mir wie auf dem Turnplatz mit der Hindernisbahn, über die komme ich nur hinweg, wenn mir einer dabei hilft. Also wie ist es, gnädiges Fräulein, ist es nun genug, oder soll ich mich noch bis in die Hunderte oder gar bis in die Tausende hinein weiter schämen?“

Und mit einem so demütig-wehmütig bittenden Ausdruck sah er sie nun an, daß sie ihm seine kecken Worte, die vielleicht gar nicht so keck gemeint waren, lachend verzieh.



Leutnant Martini, Fritzchen mit dem Zöpfchen, befand sich in einer Stimmung, die viel zu schlecht war, um ihn weiterhin an dem Leben auch nur noch das leiseste Vergnügen empfinden zu lassen, die aber trotzdem nicht schlecht genug war, um nach seiner Ansicht das einzig Verständige zu tun, entweder sich aufzuhängen oder sich tot zu schießen, oder sich sonst auf eine möglichst anständige Weise in jenes bessere

Jenseits zu befördern, in dem es keine militärischen Vorgesetzten mehr gab, oder in dem die Vorgesetzten nichts mehr zu sagen hatten. Aber trotzdem, waren es die Vorgesetzten wert, daß man sich ihretwegen umbrachte? Nein, das waren sie nicht, und Seine Exzellenz, der Herr Divisionskommandeur, war das erst recht nicht. Aber trotzdem, das Leben hatten jeden Reiz verloren, wenigstens solange Seine Exzellenz lebte. Warum hatte der einmal wieder zur Besichtigung kommen müssen? Nun war der Gott sei Dank wieder fort, aber er war leider Gottes dagewesen, er hatte besichtigt und sich hinterher im Kasino im Kreise seiner jüngeren und jungen Freunde, wie er die nannte, das Essen und das Trinken sehr gut schmecken lassen und obgleich er, Fritze Martini, sich bei Tisch absichtlich so hingesezt hatte, daß er den Augen des hohen Gastes nach Möglichkeit entzogen war, hatte er dennoch mit einmal instinktiv gefühlt, wie die Blicke Seiner Exzellenz auch heute wieder anfangen, mit Mißfallen auf ihm und namentlich auf seinem Haarwuchs zu ruhen. Und als Exzellenz nach aufgehobener Tafel, seine große, schwere Zigarre rauchend, leutselig Cercle hielt und seine Untergebenen in das Gespräch zog, da hatte sich dieser Cercle in Gestalt eines Zirkelkreises nach und nach immer dichter um ihn, Fritze Martini, verdichtet, bis er

dessen Mittelpunkt war. Um ihn herum aber standen Seine Exzellenz, der Herr Oberst, der Herr Major, sein Hauptmann sowie die zu den hohen Herren gehörenden Adjutanten, und da Seine Exzellenz das stumme Zeichen dafür gab, hatten alle ihn zunächst verwundert angesehen, als sei er zum mindesten ein ganz außerordentlich seltenes und seltsames Geschöpf, das in keinem zoologischen Garten oder sonstwo zu finden sei, und dann hatte Seine Exzellenz im leichten, gesellschaftlichen Plauderton zu sprechen begonnen: er habe, wenn er sich recht besinne, schon ein paar mal darauf hingewiesen, daß ihm der Haarwuchs, den er, Fritze Martini, trage, nicht gefalle, entweder man habe Haare, dann habe man welche, oder man habe keine, dann habe man auch keine, sondern eine Glatze. Aber Haare haben und trotzdem keine haben, das gäbe es nach seiner Ansicht nur bei den kurzgeschorenen Zuchthäuslern, wenn gleich er, Seine Exzellenz, natürlich auch wisse, daß ein ganz junger Leutnant sich zuweilen den Spaß mache, sich seine Haare derartig kurz schneiden zu lassen. Das aber täte ein solcher nur vorübergehend, wohingegen er, Leutnant Martini, anscheinend die Absicht habe, selbst in späteren Jahren als Hauptmann, oder als Major, vorausgesetzt, daß er es soweit brächte, mit einer derartig abgeschnittenen Haarfülle herumzulaufen.

Natürlich läge ihm, Seiner Exzellenz, nichts ferner, als sich in so persönliche Angelegenheiten seiner Untergebenen zu mischen, wie es deren Haarschnitt sei, aber trotzdem müsse er ganz freundschaftlich und kameradschaftlich erklären, daß er im Bereiche seiner ihm unterstellten Division eine derartige Haartracht heute nun wirklich zum allerletztenmal gesehen zu haben wünsche. In diesem Sinne hatte Seine Exzellenz lange darauflos geredet, und als er dann endlich fertig war, da wußte es Fritze Martini: wenn du nun dem hohen Herrn nicht den Gefallen tust, dir bis zu seinem nächsten Besuch die Haare wieder wachsen zu lassen, und wenn du ihm bei dem bevorstehenden Manöver draußen im Gelände oder sonst irgendwo so begegnest wie heute, dann wird der hohe Herr deinen passiven Widerstand gegen seine deutlich ausgesprochenen Wünsche dazu benutzen, dich in irgendeine andere Division versetzen zu lassen. Aber er wollte sich die Haare nicht wieder wachsen lassen, er hatte sich geschworen, daß kein Vorgesetzter ihn dahin bringen solle, sich selbst gegenüber wortbrüchig zu werden. Aber er wollte sich erst recht in keine andere Garnison versetzen lassen, er liebte die kleine Stadt, er liebte sein schönes Regiment, er liebte die Kameraden und fühlte sich hier in jeder Hinsicht außerordentlich wohl. Es war doch mehr als

zweifelhaft, ob er das alles, was er hier aufgab, in einer neuen Garnison und in einem neuen Regiment wiederfinden würde. Aber selbst wenn das der Fall sein sollte, er hatte die Empfindung, als ob er dort etwas nicht wieder anträfe, was ihm den Gedanken an ein bevorstehendes Scheiden ganz besonders schwer machte, bis er endlich nach langem Grübeln und Nachdenken auch dahinter kam, was hier so besonders angenehm sei. Das waren die Beziehungen zu den ja allerdings nur sehr wenigen jungen Damen der Gesellschaft. Wie nett hatte er sich bisher mit denen stets unterhalten, und noch nicht ein einziges Mal war ihm bei dem gesellschaftlichen Flirt der Gedanke an ein Verlieben oder gar an ein Verloben gekommen, schon weil er auf den gar nicht kommen durfte. Wer aber konnte wissen, ob das in der neuen Garnison ebenso sein würde, ob man ihn, den neu in das Regiment Hineinversetzten, nicht von Anfang an daraufhin ansehen würde, ob er irgendwie als Freier und als zukünftiger Bräutigam in Frage käme. Dem aber wollte er sich nicht aussetzen, denn er sah es voraus, daß er bei einer solchen Ausschau nach ihm eines Tages unterliegen würde, weil er schon manchmal eine heiratliche Veranlagung an sich bemerkt zu haben glaubte. Aber daß er sich seine zukünftige Braut in der Ferne suchen und dabei nach seiner ehr-

lichsten Überzeugung sicher an die Falsche geraten würde, das wollte ihm absolut nicht in den Sinn, da wartete er schon lieber hier, bis im Städtchen eine neue weibliche Generation bis zur Heiratsfähigkeit herangewachsen oder bis die vor einigen Monaten im Kasino beschlossene und verhängte Heiratssperre über die drei jungen Mädchen nach Ablauf der vorgesehenen Zeit wieder aufgehoben sein würde. Um aber solange noch in der Garnison zu bleiben und um die ganzen langen Jahre hindurch in Ruhe leben zu können, mußte er sich die Haare wieder wachsen lassen, und das wollte er nicht.

So hatte er nach seiner ehrlichsten Überzeugung ganz schwere Sorgen, über die er sich am liebsten gegen seine Kameraden ausgesprochen hätte. Aber so teilnahmsvoll die ihm auch sonst zuzuhören pflegten, wenn er in seiner abgeschnittenen Haarangelegenheit seinem Herzen Luft machte, in diesen Tagen hatten alle dafür gar kein Interesse, weil Mellenbach ganz plötzlich an das Sterbelager seines millionenschweren Onkels gerufen worden war. Der alte Herr, der aber noch gar nicht so alt war, hatte das für ihn halb frohe, halb traurige Ereignis, letzthin dem Tode noch einmal entronnen zu sein, derartig mit den schwersten und verbotensten Burgunderweinen aus seinem Keller begossen, daß ihn ein neuer,

schwerer Schlagabfall traf, der sein Ableben stündlich erwarten ließ. Mellenbach hatte Hals über Kopf abreisen müssen, und nun lebten alle in der Erwartung, ob er als Millionenerbe zurückkäme oder nicht. Und wenn ja, ob er auch dann noch einen solchen Ekel und Abscheu vor den Dukaten empfinden würde, wie er den bisher zur Schau getragen hatte. Das war für den Augenblick für alle viel wichtiger als Martinis Haarwuchs. Die Sache eilte auch nicht von heute zu morgen, über die konnte man immer noch sprechen, wenn Mellenbach wieder da war. Aber der ließ auf sich warten. Er hatte sogar zweimal telegraphisch um Nachurlaub gebeten, aber dann war er eines Nachmittags ebenso unerwartet, wie er abgereist war, doch wieder da. Als die Kameraden ahnungslos bei Tisch saßen, stand Mellenbach plötzlich unter ihnen, und als sie aufgesprungen waren, um ihn zu begrüßen und um ihn zu fragen: „Na, wie war es denn und wie ist es geworden?“ da setzten sie sich noch schneller wieder hin als sie aufgestanden waren und fragen tat auch keiner mehr. Das letztere hatte man auch nicht nötig, Mellenbach sah derartig krank und elend aus und hatte eine solche grünliche Gesichtsfarbe, daß alle sich sagten: „Aha, dem ist von der Erbschaft auch nicht ein Groschen in die Westentasche gefallen.“ Das tat den anderen seinetwegen natürlich leid, aber

trotzdem, das war die gerechte Strafe des Himmels dafür, daß er das schöne Geld immer so verlästert hatte. So was kam von so was, da sah man es wieder einmal. Aber man sah noch eins, daß der gute Mellenbach mit seinen bisherigen Redensarten lediglich versucht hatte, ihnen Pottasche in die Augen zu streuen, damit sie ihn nicht auslachten, wenn ihm eines Tages die Erbschaft flöten ginge. Daß sie ihn nun auslachten, hätte er eigentlich um sie verdient, aber trotzdem, das gute Herz siegte, der arme Kerl tat ihnen aufrichtig leid, und so fragte denn einer mit leiser, teilnehmender Stimme: „Nichts? Nichts, Carl Ludwig? Nicht mal 'nen abgelegten alten Hosenknopf, an dem die Löcher zum Annähen fehlen?“

Eine ganze Weile herrschte tiefe, erwartungsvolle Stille, alle blickten gespannt auf Mellenbach, aber der gab nicht gleich Antwort, sondern ließ sich erst schwer auf seinen Stuhl fallen, goß sich aus der Rotweinflasche seines Nachbars ein großes Glas voll, leerte das auf einen Zug und dann sagte er endlich: „Nichts? Nichts? Nein, aber alles. Alles was da war, und das ist noch viel mehr als ich gefürchtet habe.“ Und diese wenigen Worte rangen sich ihm so schwer aus seinem gepreßten Herzen, daß die Kameraden nun wußten, er hatte sie früher mit seinen Reden wirklich nicht belogen, es war ihm mit denen

bitterer Ernst gewesen. So dachte auch keiner daran, ihm zu gratulieren oder ihn zu beneiden, sondern man sah ihn nur erneut voller Mitleid an, bis schließlich einer fragte: „Und bist du auch diesmal verpflichtet, deine Einnahmen alljährlich auszugeben, oder darfst du einen Teil davon sparen?“

„Wozu sparen?“ gab Mellenbach mit einem müden Lachen zur Antwort, „dann würde es ja nur noch mehr werden, ich werde es also schon nach Möglichkeit auszugeben versuchen, wenngleich ich es damit halten kann wie ich will. Daß ihr dabei nicht zu kurz kommen sollt, Kinder, brauche ich euch wohl nicht erst zu sagen. Ihr könnt mich anborgen soviel ihr wollt, nur mache ich dabei eine Bedingung: ich kündige jedem von euch die Freundschaft, der mir das Geld früher als nach neunundneunzig Jahren zurückgibt. Also, wenn einer von euch Schulden hat, die er gern los sein möchte und nicht nach Hause beichten will, bitte kommt zu mir, ich helfe euch mit Freuden.“

Das war herzlich und ehrlich gemeint, aber trotzdem lösten diese Worte keinen lauten Jubel aus, denn die anderen glaubten aus seiner Bitte herauszuhören, sie möchten sich in erster Linie deshalb an ihn wenden, damit er wenigstens einen kleinen Teil seines Überflusses los würde.

Trotzdem aber murmelten alle ein paar Dankesworte, bis einer der Kameraden fragte: „Wirst du denn unter diesen für dich vollständig veränderten Umständen überhaupt noch lange im Regiment bleiben? Wirst du nicht versuchen, dich wenigstens zur Kavallerie, oder wenn dir das nicht gelingt, nach Potsdam bei Berlin versetzen lassen? Oder wirst du dich auf das große Gut deines verstorbenen Onkels —“

Aber Mellenbach wehrte ab: „Das Gut ist das einzige, das ich glücklicherweise nicht erbte, das ist den beiden Vettern zugefallen, von denen ich euch als von meinen Miterben einmal erzählte. Die sollen den Besitz verkaufen und den Ertrag unter sich teilen. Aber wenn ihr mich fragt, ob ich noch hier im Regiment bleiben will, muß ich euch fragen: Warum nicht? Wenigstens vorläufig denke ich nicht daran, von euch fortzugehen, und ich hoffe, daß auch in Zukunft alles unter uns so bleibt, wie es war, wenigstens werde ich euch beweisen, daß ich der alte geblieben bin. Nun aber, Herrschaften,“ brach er gewaltsam das Thema ab, „reden wir mal von etwas anderem und erzählt mir, wie jedem, der von einer Reise zurückgekehrt ist und zum erstenmal wieder unter euch weilt, nach altem Brauch: was gibt es Neues im Städtchen, was machen die kleinen Mädchen?“

Die Frage, die Mellenbach da an die

Kameraden stellte, war die allgemein übliche, die sich seit langem im Regiment eingebürgert hatte. Man stellte sie lediglich des Reimes wegen, und deshalb dachte auch nun von den Kameraden keiner daran, Mellenbach gleich etwas von den kleinen Mädchen zu erzählen, sondern man berichtete ihm, was man so in der Stadt und bei dem Friseur gehört und was man im Blättchen gelesen hatte. Auch jeder von ihnen selbst hatte inzwischen irgend etwas erlebt, das er je nach Maßgabe seines Könnens mehr oder weniger humoristisch zum besten gab, bis das Gespräch schließlich doch auf die kleinen Mädchen kam, und bis man von der letzten Radpartie erzählte, die man vorgestern unternahm und an der zum erstenmal auch Fräulein Dorette teilgenommen hatte. Und darüber waren sich alle einig, die hatte ihre Sache gut gemacht, sie hatte auch tapfer durchgehalten, obgleich es eine ziemlich weite Tour war, aber man hatte ihr nicht die Spur von Müdigkeit angemerkt. Im Gegenteil, sie hatte deutlich gezeigt, welches Vergnügen sie an dem Ausflug von Anfang bis zum Schlusse empfand, und Martinis Unkenprophezeiung, sie würde vom Rad fallen, sobald der erste Köter sie ankläffe, war nicht eingetroffen, denn ein Köter h a t t e sie angekläfft, und sie war trotzdem oben geblieben.

„Weil der Köter schon wenigstens hundert

Jahre alt war und nicht mehr ordentlich kläffen konnte," wollte Martini, während die anderen erzählten, dazwischenrufen, aber er schwieg. Die Stunde würde schon noch kommen, in der Fräulein Dorette einen wirklichen Köter kennen lernte, und dann würden die anderen es endlich einsehen, daß einzig und allein er der richtige Lehrer für sie gewesen wäre, nicht etwa, weil es ihm ein besonderes Vergnügen bereitet hätte, gerade Fräulein Dorette zu unterrichten, nein, das nicht, obgleich er die Dorette noch netter fand als die Hannelore und die Melitta, aber wozu hatte er sich denn seine Bellkenntnisse angeschafft, wenn er die bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten nicht auch nutzbringend anwenden konnte? Was er auf dem Gebiet leistete, hatte er doch nicht nur gelernt, um es im Kasino zum besten zu geben, wenn alle voll des süßen Weines waren. Ja, wenn er wenigstens dem Gaul Seiner Exzellenz kläffend hätte zwischen die Beine fahren können, damit das Streitroß seinen Reiter derartig in den Dreck warf, daß der das Wiederaufstehen oder wenigstens das weitere Reden über den Haarschnitt der ihm unterstellten Offiziere für immer vergäße, dann ja —

Aber er kam nicht dazu, weiter derartigen subordinationswidrigen Gedanken nachzuhängen, denn in die allgemeine Stille hinein erklang nun

plötzlich Mellenbachs Frage: „Und weiter gibt es nichts Neues?“

Einen Augenblick sahen sich die Kameraden erstaunt an, dann riefen sie ihm zu: „Na, erlaube mal, Carl Ludewig, hast du denn noch nicht genug? Was soll sich denn sonst noch alles zgetragen haben? Wir leben doch nicht in Preußisch-Berlin. Aber wenn du von den Neuigkeiten noch nicht genug hast, fabriziere sie dir nach dem alten, bewährten Rezept selbst. Kaufe dir einen großen Schmirgeltopf, tue in den ein Viertel Neid, ein Viertel Klatsch, ein Viertel Verleumdung, ein Viertel Gemeinheit und gieße über das Ganze noch drei große Löffel anonymer Bosheit und rühre die Geschichte ordentlich in- und durcheinander. Das Rezept hat sich schon seit vielen Jahrhunderten trefflich bewährt — leider.“

„Ja, leider,“ stimmte Mellenbach dem Sprecher bei, bis er nun fortfuhr: „Ihr habt mich ganz falsch verstanden, ihr müßtet mich doch zur Genüge kennen, um zu wissen, daß ich für irgendwelche Klatschgeschichten nie das leiseste Interesse gehabt habe, und wenn ich eben fragte, ob es sonst nicht noch etwas Neues gäbe, so fragte ich lediglich, wie man so eben fragt, und wenn es nichts gibt, ist es auch noch so.“

Aber dann gab es doch noch etwas zu erzählen. Mellenbachs Hauptmann, Herr von

Köslin, war gestern im Kasino gewesen und hatte erst jetzt von einer Nichte oder von einer Kusine seiner Frau gesprochen, die letzthin ungefähr eine Woche bei ihm zum Besuch gewesen sei. Die solle sehr hübsch oder wenigstens sehr niedlich gewesen sein, aber zu sehen bekommen hatte sie keiner, denn solange die junge Dame hiergewesen wäre, hätte es egal geregnet, und bei dem schlechten Wetter wäre der Besuch nicht auf die Straße gegangen, wohl weil sie Angst gehabt hatte, sich einen Schnupfen zu holen, was man ihr schließlich auch nicht verdenken könne. Nun aber sei die junge Dame schon längst wieder fort, sie sei zu Bekannten auf das Land gereist, ob und wann sie wiederkäme, sei ganz unbestimmt, und der Kamerad, der das alles zum besten gab, schloß mit den Worten: „Nun ist mit den Neuigkeiten aber wirklich Schluß, Mellenbach, oder hast du immer noch nicht genug? Allerdings hat das, was ich eben erzählte, für dich wohl nicht das allergeringste Interesse gehabt.“

„Hat es selbstverständlich auch nicht,“ gab Mellenbach vollständig gleichgültig zur Antwort. Und doch hatte er nur der kleinen Alice wegen gefragt, ob es sonst noch etwas zu berichten gäbe. Doch das brauchten die anderen natürlich nicht zu wissen. Die Hauptsache war, daß er nun selbst wußte, die kleine Alice war inzwischen nicht

wieder hiergewesen und auch jetzt nicht hier. Das tat ihm eigentlich sehr leid, denn an die kleine Alice hatte er während seiner Reise sehr viel gedacht, das allerdings aus einer äußeren Veranlassung heraus, die er sich bei dem besten Willen nicht zu erklären vermochte. Als er zu dem Sterbelager seines Onkels eilte, war er in Zivil gefahren, und als er im Kupee einmal zufällig in die innere Brusttasche seines Rockes griff, da fand er dort den Brief, den die kleine Alice ihm sandte und in dem sie sich vor ihm gleichsam entschuldigte, weil sie wider alles Erwarten doch nicht sofort abreisen konnte. Wie kam der Brief in seinen Zivilanzug, und warum hatte er den mit auf die Reise genommen? Der mußte ihm ganz zufällig in die Hände gekommen sein, als er im letzten Augenblick in seinem Schreibtisch nach seinem Geburtsschein und ähnlichen Papieren suchte, um sich eventuell bei den Behörden ausweisen zu können. Unter diesen Briefen, die er sich da einsteckte, mußte sich der Brief von Fräulein Alice befunden haben, ohne daß er das gleich bemerkte. Aber wie war der Brief nur in seinen stets verschlossenen Schreibtisch gekommen? Das war ihm ein Rätsel, denn er hätte darauf schwören mögen, daß er den Brief, nachdem er ihn gelesen, sofort vernichtete. Wie kam der Brief nun plötzlich in seine Rocktasche?

Aber soviel er auch darüber nachdachte, er fand des Rätsels Lösung nicht, bis er das Raten aufgab. Und als er dann an dem Sterbelager seines Onkels eintraf, gab es für ihn genug andere Dinge zu tun, die ihn nicht mehr an den Brief denken ließen, die Beratungen mit dem Rechtsanwalt, die Wege auf das Gericht und nicht in letzter Linie die ekelhaften und widerlichen Auseinandersetzungen mit den beiden Vettern, die sich durch ihn benachteiligt fühlten, die ihm den Vorwurf der Erbschleicherei machten und denen er am liebsten die ganze Erbschaft vor die Füße geworfen hätte, wenn sich ihm dazu auf Grund des vorliegenden Testamentes auch nur die leiseste Möglichkeit geboten hätte. Ekelhaft war das alles gewesen, einfach ekelhaft, und um dieses Gefühl, das auch jetzt plötzlich wieder in ihm aufstieg, los zu werden, leerte er jetzt ein paarmal rasch das Glas, das er aus der vor ihm stehenden Flasche mit einem schweren Rotwein füllte.

„Immer trink,“ belobten ihn die Kameraden, „das wird dir gut tun, du bekommst schon jetzt eine andere Gesichtsfarbe. Vorhin, als du hier eintratest, sahst du tatsächlich so grün aus, daß ein Laubfrosch im Vergleich mit dir einer roten Klatschmohnrose glich. Immer trink, Krösus, — ach nein,“ verbesserten sich die Kameraden schnell, „so dürfen wir dich wohl erst recht nicht mehr

nennen? Aber gleichviel, immer trink, das wird dir die Kräfte verleihen, mit der Zeit das Unglück, das über dich hereingebrochen ist, mit Anstand und mit Gleichmut zu ertragen."

Bei den ersten Worten, die man ihm da zurief, hatte Mellenbach sich ganz erstaunt umgesehen, er mußte sich erst wieder darauf besinnen, wo er war, mit seinen Gedanken war er ganz, ganz weit weg gewesen, aber als er sich nun darüber klar wurde, daß er wieder im Kreise der Kameraden saß, kam ein Gefühl der Beruhigung, der Ruhe über ihn, denn alles, was er in den letzten Tagen erlebte und durchmachte, hatte ihn, obgleich er sonst einen ganz gehörigen Posten vertragen konnte, übermüdet und überanstrengt. Nun saß er wie ein Seemann nach langer, stürmischer Fahrt wieder im ruhigen Hafen, und eins würde wohl besonders dazu beitragen, seine in der letzten Zeit überanstrengten Nerven wieder zur Ruhe kommen zu lassen, die Tatsache, daß das Damoklesschwert, das bisher über seinem Haupte schwebte, nun endlich auf sein Haupt niedergefallen war. Nun mußte er sich als Mann mit den veränderten Umständen abfinden, wenn ihm das auch allerdings schwer genug fallen würde.

„Und wirst du lange um den Verstorbenen den Witwenschleier tragen?“ erkundigten sich die

Kameraden nun weiter. „Augenblicklich ist hier ja zwar gesellschaftlich nichts los, aber es wäre doch verdammt langweilig für dich, wenn du den ganzen nächsten Winter allein in deiner Wohnung sitzen müßtest, ohne mittanzen zu können, und schön wäre es doch eigentlich auch nicht, wenn du dich jetzt nicht an unseren Radfahrpartien beteiligen könntest. Gerade du radelst doch so gern, und so etwas hat doch mit der Trauer um einen Menschen nichts zu tun.“

Und als Mellenbach die Kameraden darüber aufgeklärt hatte, daß sein Onkel sich testamentarisch jede äußere Trauer um ihn verboten habe, rief man ihm zu: „Eine solche vernünftige Bestimmung müßte jeder auf seinem letzten Krankenlager treffen. Was soll die äußere Trauer auch? Die Toten werden davon doch nicht wieder lebendig.“

„Aber die Trauerkleidung macht so interessant,“ rief einer dazwischen, „und vor allen Dingen steht den meisten Witwen der lange Schleier so gut. Ich glaube, jede Frau, die ihren Mann verliert, freut sich trotz aller Trauer, die sie dabei empfindet, doch darüber, daß sie sich nun einen neuen Hut kaufen muß, und wenn sie sich den gekauft hat, steht sie mit dem länger vor dem Spiegel als später mit ihrer Trauer vor dem Grabe ihres Mannes.“

„Von wannen kommt dir denn diese Wissen-

schaft?" neckte man den Sprecher, einen noch ganz jungen Leutnant.

Der wurde verlegen wie ein kleines Mädchen, das bei dem ersten Kuß ertappt wird, dann meinte er: „Wenn ihr etwa glaubt, ich hätte auf dem Gebiet der Weiber meine Erfahrungen noch nicht hinter mir, irrt ihr euch sehr und außerdem habe ich das, was ich eben sagte, natürlich nicht aus mir selbst, sondern ich erinnere mich, das letzthin mal irgendwo gelesen zu haben. Deshalb habe ich es auch schon längst beschlossen, wenn ich meine spätere Frau zur Witwe mache, ärgere ich sie noch nach meinem Tode und treffe die letztwillige Verfügung, daß sie sich nach meinem Ableben keinen Trauerhut kaufen, daß sie überhaupt keine Trauerkleidung um mich anlegen darf, vielleicht ärgert sie sich darüber so, daß ich bald mit ihr im Jenseits ein Wiedersehen feiern kann.“

„Ob das aber für dich ein sehr freudiges und frohes sein würde?“ neckte man den jungen Kameraden weiter. „Was dann, wenn deine selige, sehr verehrte spätere Frau Gemahlin dir bei dem Wiedersehen da oben auf Grund dessen, was du ihr bei deinem Tode angetan hast, mit allen zehn Fingern einzeln in die Augen fährt?“

„Aber ich denke, da oben gibt es keine Finger mehr,“ meinte der junge Leutnant so kleinlaut wie unsicher, und erst als die anderen ihn aus-

lachten, merkte er, daß er wieder einmal verhohnepiepelt worden war. Aber das war nach seiner ehrlichsten Überzeugung nicht seine Schuld, sondern lediglich die der Kameraden. Mit denen man ganz einfach kein vernünftiges und ernsthaftes Wort reden konnte. Wozu las man kluge Bücher, noch dazu kluge Bücher über ein so wichtiges Thema wie das der Frauen, wenn man das, was man aus denen lernte, nicht einmal zum besten geben konnte, ohne dadurch Spott und Gelächter hervorzurufen? Der kleine Leutnant fühlte sich, wie schon so oft, auch heute wieder unverstanden, und so erhob er sich denn plötzlich, um sich zu verabschieden: „Ich bitte sehr um Verzeihung wenn ich mich schon zurückziehe, aber ich habe heute abend noch Dienst.“

Das glaubte ihm natürlich kein Mensch, und so rief man ihm zu: „Dienst? Minne? Na, wie heißt sie denn heute?“

Der kleine Leutnant bekam einen knallroten Kopf: „Ich möchte mir ganz gehorsamst erlauben, mir solche Scherze im Interesse der jungen Dame, die zwar nicht existiert, die aber doch vielleicht existieren könnte, auf das freundschaftlichste zu verbitten. Für mich ist Frau Minne noch die schönste Frau, die es gibt, und der Verkehr mit ihr bereitet mir in gleicher Weise Vergnügen und Belehrung. Aber heute abend habe ich wirklichen

Dienst, allerdings weiß ich im Augenblick nicht welchen, ich muß zu Hause erst in meinem Dienstbuch nachsehen. Guten Abend, meine Herren."

Draußen war er, nachdem er sich auf diese Weise nach seiner Ansicht einen die Kameraden tief beschämenden Abgang verschafft hatte, und auch die anderen Herren blieben nicht mehr allzu lange sitzen. Namentlich Mellenbach war müde und abgespannt und sehnte sich nach seinem Bett. Er hatte den Wunsch, sich wieder zurecht zu schlafen. Glücklicherweise hatte er morgen vormittag keinen Dienst, da konnte er bis gegen elf Uhr im Bett liegen bleiben, da er sich erst um ein Uhr auf dem Regimentsbureau vom Urlaub zurückmelden mußte. Aber so todmüde Mellenbach auch war, als er endlich im Bett lag, er wälzte sich trotzdem lange ruhelos hin und her, er dachte an so vieles und zwischendurch dachte er auch an die kleine Alice. Er dachte nicht daran, sich in die zu verlieben, er würde sie auch wohl nie wiedersehen, aber wenn er sich trotz alledem jemals in sie verlieben sollte, und wenn die ihn dann wiederliebte, würde nicht auch die dabei in erster Linie an sein Geld denken, wie die süße, kleine Alice es auch tat? Aber nein, nein, dreimal nein, diese Alice würde das unter gar keinen Umständen tun, diese Alice ganz gewiß nicht, und trotzdem glaubte er ganz deutlich die Stimme ihrer Verwandten

zu hören, die ihr zuredeten: „Nimm den Antrag an, Alice, vergiß es nicht, du bist arm, er aber ist noch viel reicher, als du glaubst. Denk' auch an uns, deine Verwandten, denen du von deinem Überfluß abgeben kannst. Alice, sei schlau, eine solche Partie bietet sich dir nie wieder. Gewiß, die Liebe ist sehr schön, aber von der Liebe allein kann kein Mensch leben. Mädels, sei schlau.“ So würden die klugen Verwandten unter Umständen auf die kleine Alice einreden, und er konnte ihr nicht einmal einen Vorwurf daraus machen, wenn sie diesen Einflüsterungen unterlag. Nur ein Glück, ein großes Glück, daß die kleine Alice nicht mehr hier war, denn sonst hätte er sich vielleicht doch in sie verliebt, schon weil sie der süßen, kleinen Alice so ähnlich sah und doch in ihrem Wesen ganz anders zu sein schien. Jawohl schien, denn ob sie wirklich anders war, das hätte er wohl erst erfahren, wenn es nach der Hochzeit zu spät gewesen wäre. Aber nein, sie war anders, um ihrer selbst willen wünschte er sich, daß sie es wäre, und er dachte noch so lange darüber nach, ob sie wohl auch tatsächlich anders sei, bis er endlich darüber einschlief, um erst ganz spät am Morgen frisch und neugestärkt wieder zu erwachen. Und so fest hatte er geschlafen, daß sein Bursche, der ihn wecken sollte, das nicht über das Herz brachte, sondern ihn immer noch eine Minute

nach der andern schlafen ließ, bevor er ihn endlich mit rauher Hand in die Wirklichkeit zurückrüttelte. So mußte er sich denn, als er aufgestanden war, mit dem Ankleiden sehr beeilen, wenn er noch rechtzeitig zur Kaserne kommen wollte. Und kaum war er angekleidet, da verließ er seine Wohnung, nachdem er sich kaum die Zeit genommen hatte, im Stehen eine Tasse Kaffee zu trinken. Seine Morgenzigarre rauchte er auf der Straße, und schon auf diesem kurzen Wege mußte er die Entdeckung machen, daß die Leute bereits zu wissen schienen, welche Veränderung in seinen äußeren Verhältnissen mit ihm vorgegangen war. So tief wie heute hatte man noch nie den Hut vor ihm gezogen, so ehrerbietig war man ihm noch nie ausgewichen, ja selbst das Oberhaupt der Stadt, der Herr Bürgermeister, der wohl auf das Rathaus ging, erwies ihm eine Reverenz, als sei er zum mindesten der Landvogt aus Wilhelm Tell. Alles Zahlkellner, dachte Mellenbach angeekelt. Na, wenigstens würden seine militärischen Vorgesetzten nach wie vor denselben Untergebenen in ihm sehen, der er ihnen bisher gewesen war, und in dieser Annahme täuschte er sich auch nicht. Der Herr Oberst beglückwünschte ihn zwar auch zu seiner Erbschaft, zollte ihm seine Anerkennung dafür, daß er trotzdem, wie der Adjutant ihm berichtet habe, nicht daran denke, sich in eine größere

Garnison versetzen zu lassen, bis er seine Rede mit den Worten schloß: „So lobenswert das auch von Ihnen ist, Herr Oberleutnant von Mellenbach, so muß ich es trotzdem im höchsten Grade ungehörig finden, daß Sie es wagen, mir mit einer so schlecht sitzenden Leibbinde gegenüberzutreten. Wenn Sie etwa glauben, daß Sie es jetzt nicht mehr nötig haben, auf einen vorschriftsmäßigen Anzug den allergrößten Wert zu legen, irren Sie sich bedeutend, und ich möchte diese Gelegenheit gleich benutzen, um Ihnen zu sagen, daß ich es von Ihnen mit aller Bestimmtheit erwarte, daß Sie mir in Zukunft in keiner Weise Veranlassung geben, irgendwie unzufrieden mit Ihnen zu sein, denn sonst könnte es leicht geschehen, daß ich Sie in ein anderes Regiment versetzen lasse, und zwar in keine größere Garnison, wohl aber in eine kleinere. Ein so reicher Leutnant wie Sie es jetzt sind, bildet ohnehin eine große Gefahr für das ganze Offizierkorps. Sein Überfluß kann die anderen leicht veranlassen, über ihre Verhältnisse zu leben und deshalb erwarte ich von Ihnen —“

Es war eine ganze Menge, was der Herr Oberst von ihm, seinem Untergebenen, erwartete, und wenn Mellenbach der langen Rede auch anhörte, daß sie nicht als Strafredе gemeint war, sondern lediglich etwa commendenden Ereignissen vorbeugen sollte, so freute er sich dennoch zum

erstmal in seinem Leben darüber, daß er etwas auf den Hut bekam und das letztere war, als er sich bald darauf bei seinem Major und bei seinem Hauptmann meldete, erst recht der Fall. Der Herr Major fand, er habe sich während des doch immerhin nur kurzen Urlaubs eine geradezu auffallend schlechte militärische Haltung angewöhnt und fing an, an ihm herum zu korrigieren, die Nase säße ihm nicht mehr vorschriftsmäßig im Gesicht, wenigstens fiel nach der Ansicht des Vorgesetzten ein von seiner äußersten Nasenspitze herabgelassenes senkrechtes Lot nicht auf den obersten Knopf des Waffenrockes. Und von der un-militärisch gewordenen Nasenspitze angefangen, erstreckte sich die Korrektur bis herunter zu den Fußspitzen, die nicht ganz so weit auseinanderständen, wie es die Vorschriften verlangten. Es dauerte sehr lange, bis der Herr Major mit ihm fertig war, aber bei seinem Hauptmann dauerte die Sache noch länger. Der fand zunächst gar nicht Worte genug, um zu sagen, wie sehr er sich darüber freue, daß er seinen Kompagnieleutnant endlich wiederhabe, und die Freude darüber klang so herzlich und so ehrlich, daß Mellenbach sich im stillen eingestand: du hast deinen Hauptmann ja zwar immer schon für einen außerordentlich netten Menschen gehalten, aber daß ihm sein Herz derartig auf dem rechten Fleck sitzt, das hast du denn

doch nicht gewußt, in der Hinsicht hast selbst du den Mann ganz bedeutend unterschätzt. Bis Mellenbach erfuhr, warum sein Hauptmann sich so über seine Rückkehr freute: die Kompagniekammer mußte endlich mal wieder durchgezählt werden. Der Kammerunteroffizier behauptete zwar, die Bestände stimmten mit den Büchern bis auf das letzte Hosenbein überein, und der Unteroffizier sei zwar ein durch und durch ehrlicher Mensch, auf den man sich verlassen könne wie auf keinen zweiten, aber es sei doch immerhin möglich, daß der sich bei der letzten Aufnahme der Bestände verzählt habe und er, der Herr Hauptmann, habe nun keine Ruhe mehr, er müsse endlich wissen, ob tatsächlich alles auf Kammer läge, was dort sein müsse. Deshalb habe er die Rückkunft seines Kompagnieleutnants nicht nur herbeigesehnt, sondern herbeigefleht, damit der gleich heute nachmittag eine sich bis auf die Sohlennägel erstreckende Nachzählung auf der Kammer vornehme. Und der Herr Hauptmann schloß seine Rede mit den Worten: „Nicht wahr, Herr von Mellenbach; Sie sind so liebenswürdig?“

„Aber gewiß, selbstverständlich,“ beeilte Mellenbach sich, dem Vorgesetzten schon deshalb zu erwidern, weil ihm zu tun nichts anderes übrigblieb. Was der Hauptmann da von ihm erbat, war ein in höfliche Form gekleideter Befehl, und

die Befehle der Vorgesetzten sind dazu da, um von den Untergebenen gern und freudig ausgeführt zu werden. Aber gerade diesem Befehl nachzukommen, verspürte er nicht die leiseste Lust, denn das Kammerzählen ist eine Erfindung des Satans, die der sich mit Hilfe seiner Großmutter eines Tages ausdachte, als beide sich in einer besonders schlechten Laune befanden. Was Mellenbach aber in seinem Innersten empfand, mußte sich irgendwie in seinem Gesicht widerspiegeln, denn wie ein Blitz aus heiterem Himmel brach ein Donnerwetter über ihn los, daß er sich am liebsten in einer Schutzhütte verkrochen hätte. Der Hauptmann donnerte und blitzte, als sei er elektrisch geladen, und das Leitmotiv seiner Rede lautete: wenn er, Mellenbach, etwa glaube, daß man fortan bei der Festsetzung des Dienstes für ihn auch nur die geringste Rücksicht darauf nähme, daß er nun geerbt habe, dann sei er ganz besonders schief gewickelt, denn jetzt müsse er erst recht Dienst tun, damit er nicht auf dumme Gedanken käme. Das sei nicht nur die Ansicht des Herrn Oberst und die des Herrn Majors, sondern erst recht die seine, des Herrn Hauptmanns, der das Vergnügen hätte, vor ihm zu stehen und darum und deshalb verbäte er sich nicht nur für jetzt, sondern auch für alle Zukunft ein Gesicht, wie er es vorhin zu machen für gut befunden hätte. Es dauerte ver-

flucht lange, bis der Herr Hauptmann hinter dieses Verbot endlich den Schlußpunkt machte und bis er sich mit einem kurzen Wort von seinem Leutnant verabschiedete, ohne sich weiter darum zu kümmern, mit welchen Gedanken und mit welchem Gesicht der ihm nachsehen würde. Allzu freundlich und allzu liebevoll waren beide nicht, aber das war ja auch gleich, helfen tat ihm sein Unmut doch nichts, und um das Kammerzählen kam er auch nicht herum. So kletterte er denn am Nachmittag um zwei Uhr die vielen Treppen in die Höhe, die zu der unter dem Dach gelegenen Kammer führten, und als er gegen sechs Uhr die Kammer wieder verließ, um schnell nach Hause zu gehen und um sich rasch für Tisch umzuziehen, da war er selbst auf der Straße von dem Zählen, von der Hitze auf der Kammer und von dem dort herrschenden Kampfergeruch noch derartig benommen, daß er auch im Gehen vor sich hin döste, daß er gar nicht darauf achtete, wer ihm begegnete, daß er manchen Gruß, der ihm galt, entweder gar nicht oder erst im letzten Augenblick erwiderte und daß er um ein Haar Fräulein Melitta nicht bemerkt hätte, die ihm entgegenkam. Aber in der letzten Sekunde, als sie sich mit ihm schon fast auf gleicher Höhe befand, sah er sie doch noch und legte blitzschnell die Hand an die Mütze, und wenn Fräulein Melitta seinen Gruß auch noch er-

widern konnte, bevor sie an ihm vorübergegangen war, so hätte die nach seiner Ansicht seinen Gruß ruhig etwas freundlicher und höflicher erwidern können, denn daß er sie nicht absichtlich hatte übersehen wollen, das konnte sie sich doch denken. Und ein Gesicht hatte sie dabei aufgesteckt, als wäre sie zum mindesten die Königin von Saba und als wäre er der Bettler von Pont des Arts, obgleich dieser Bettler ja eigentlich eine Bettlerin war. Auf jeden Fall verstimmte ihn ihr Gruß, bis er dann, da er sich den gar nicht zu erklären vermochte, auf die Vermutung kam, er müsse sich das Unfreundliche in Fräulein Melittas Dank nur eingebildet haben und bis er sich vornahm, sich Melitta gegenüber bei der nächsten Gelegenheit dafür zu entschuldigen, daß er sie heute erst so spät bemerkte.

Das beruhigte ihn nun ebenso schnell wieder, wie vorhin der Ärger in ihm wach geworden war, aber Melitta kam nicht annähernd so schnell über die unglückliche, dumme und fast ungezogene Art, wie sie es nannte, hinweg, mit der sie Mellenbachs Gruß erwiderte. Wie hatte sie sich nur so benehmen können? Das kam ganz sicher daher, daß sie sich den ganzen Tag überlegt hatte: wie bestimmst du dich Mellenbach gegenüber, wenn du ihn zum erstenmal wieder siehst? Auch ihr Vater war gleich mit der großen Neuigkeit von Mellen-

bachs Millionenerbschaft nach Hause gekommen, und diese Nachricht hatte Melitta sehr verstimmt, denn sie sah es voraus, daß Mellenbach fortan noch mehr über sie und ihre Freundinnen hinwegsehen würde, als er es ohnehin schon tat. Dagegen, daß er auch fortan Hannelore und Dorette wie Luft behandelte, hätte sie nicht das geringste einzuwenden gehabt, obgleich sie mit den beiden im Laufe der Zeit wirkliche Freundschaft schloß, aber sie selbst wünschte sich, daß sie ihm endlich gefallen möchte. Um das zu erreichen, hatte sie bisher alles getan, was sie nur konnte, allerdings in so diskreter Form, daß es nicht einmal ihren Freundinnen aufgefallen war, und auch er selbst mußte so gut wie nichts davon bemerkt haben. Aber es ihm noch deutlicher zu zeigen, daß er ihr gefiel, widersprach ihrem weiblichen Empfinden, denn selbst wenn sie das fortan hätte tun wollen, jetzt durfte sie es unter gar keinen Umständen mehr, denn sonst würde er sicher auf den Gedanken kommen, er gefiele ihr seines Geldes wegen. Ach, wenn er doch nur nicht geerbt hätte, noch dazu, wo er sich so wenig aus dem Gelde machen sollte! Wie sollte sie sich nur bei dem nächsten Wiedersehen verhalten? So tun, als ob sie von nichts etwas wüßte? Bis sie sich schließlich dafür entschied, ihm bei dem nächsten Wiedersehen zu zeigen, daß es auf sie nicht den leisesten

Eindruck gemacht hätte, zu erfahren, daß er nun blödsinnig reich geworden sei. Und noch eins mußte sie ihm zeigen, daß sie in der Zwischenzeit, da er verreist war, nicht eine Sekunde an ihn gedacht hatte. Das mußte sie ihm zeigen, weil sie eigentlich fortwährend an ihn gedacht hatte, schon weil sie seit einiger Zeit in der Furcht des Herrn lebte, dieser Leutnant von Muehler könne ihr eines Tages noch besser gefallen, als Mellenbach es von Anfang an getan hatte. Muehlers humoristisch-satirische Art, sie zu unterhalten, belustigte sie immer aufs neue, besonders wenn er sie siebentzig mal siebzimal selig pries, weil sie in der Stadt keine Tante habe, der ihr Heil am Herzen läge, der sie nicht jeden Freitag bei dem Fischessen Gesellschaft leisten müsse und die auch sonst noch ihre Eigentümlichkeiten habe. Ja, sie fand den Leutnant von Muehler, von dem sie natürlich schon längst, aber selbstverständlich nur wie etwas ganz Nebensächliches wußte, daß er mit Vornamen Achim hieß, sehr nett, und sie hätte ihn noch viel, viel netter gefunden, wenn er nur nicht gerade Muehler geheißen hätte. Gerade eine etwaige Namensvereinigung Müller und Schulze fand sie einfach furchtbar, selbst Lehmann und Krause hätte sie sich noch zur Not gefallen lassen, aber daß sie als geborene Schultze jemals einen Herrn von Muehler, der doch nur Müller genannt wurde,

heiraten könne — Na und an eine wirkliche Namensvereinigung war ja auch glücklicherweise nicht zu denken, da auch er dem Kasinogelöbnis nicht untreu werden durfte, aber selbst einen Flirt zwischen einem Fräulein von Schultze und einem Herrn von Muehler fand sie gräßlich. Aber sonst fand sie den Leutnant als solchen wirklich sehr, sehr nett. Nur die Art und Weise, in der er ihr bei der ersten gemeinsamen Radfahrpartie fortwährend auf die Strümpfe gesehen hatte, als hätten seine Augen sonst noch nie welche gesehen, war im höchsten Grade, nein, das nicht, aber das war beinahe ungezogen gewesen. Allerdings hätte sie auch nicht nötig gehabt, sich ihm mit übereinandergeschlagenen Beinen gegenüberzusetzen, das war aber ihrerseits keineswegs berechnende Absicht gewesen, sie tat es nur, weil ihr das bequem war. Nein, sie fand nicht das geringste dabei, so dazusitzen, erst als er nicht aufhörte, ihre Strümpfe zu bewundern, kam ihr der Gedanke, daß sie sich vielleicht lieber anders hätte hinsetzen sollen, aber dafür war es nun zu spät, denn wenn sie ihre Stellung nachträglich geändert hätte, würde das so ausgesehen haben, als ob! Und das wollte und mußte sie unter allen Umständen vermeiden, denn sie wußte allein, was sich schickte und hatte nicht erst nötig, sich das durch seine Blicke sagen zu lassen. Und seine Blicke waren auch gar nicht vor-

wurfsvoll oder tadelnd gewesen, sondern lediglich bewundernd, und bei der Gelegenheit war es ihr zum erstenmal aufgefallen, wie hübsch seine Augen waren. Aber trotzdem wäre sie ihm dankbar gewesen, wenn er nicht nur sie, sondern auch einmal eine andere der Damen angesehen hätte. Doch daß er das nicht tat, schmeichelte ihr schließlich. Auch daß er sich fast ausschließlich mit ihr unterhielt und sie gut unterhielt, gefiel ihr, aber daß er sich auf der Rückfahrt von Anfang an an ihre Seite setzte und diesen Platz auch nicht wieder verließ, das gefiel ihr sehr viel weniger. Sie hatte da auf Mellenbachs Gesellschaft gehofft und nur, um den noch an ihre Seite zu locken, hatte sie, als sie davonradelten, ein paarmal so hell über die Bemerkungen ihres Begleiters aufgelacht, daß auch Mellenbach das hören mußte und daß sie erwartete, Mellenbach würde sich zu ihnen gesellen und ihnen beiden die Worte des Paters aus Wallensteins Lager zurufen: „Heijuchheisa dideldumdei, hier geht's ja lustig her, bin auch dabei!“ Aber Mellenbach hatte ihrem lockenden Lachen widerstanden, und da hatte sie weitergelacht, schon um Mellenbach nicht auf den Gedanken zu bringen, ihr Lachen könne ihm gegolten haben, dann aber auch, weil Leutnant v. Muehler unterwegs so lustig und ausgelassen war, wie sie ihn noch kaum gesehen hatte, und als sie zu

wissen glaubte, daß seine übermütige Stimmung heute ihren Grund in ihrer Gesellschaft hatte, freute sie sich darüber und tat, was sie konnte, damit er auch so fröhlich blieb. So gut hatte sie sich mit ihm unterhalten und so herzlich hatten sie beide zusammen gelacht, daß sie sich schon seinetwegen auf die nächste Partie freute und daß sie ganz verstimmt war, als er sich nicht gleich von Anfang an an der beteiligen konnte, weil er dienstlich abgehalten wurde. Er hatte versprochen, sobald wie irgend möglich nachzukommen, aber es dauerte sehr lange, bis er kam und dann hatte er sich hauptsächlich Dorette gewidmet, wohl weil die sich zum erstenmal an dem Ausflug beteiligte und wohl, um auch der einige Schmeicheleien darüber zu sagen, wie sicher sie schon fahre. Als er sich dann aber endlich nach ihr umsah, waren die beiden Plätze an ihrer Seite besetzt gewesen. Rechts fuhr ein Leutnant und links fuhr ein Leutnant, aber es waren nicht die richtigen Leutnants, die sie sich gewünscht hätte, es war weder Leutnant von Muehler und erst recht war es nicht Leutnant von Mellenbach.

Na, nun war der letztere ja wieder vom Urlaub zurück und um den für sich zu gewinnen, durfte sie nur noch an den denken. Aber das gestand sie sich ein, als sie nun nach der Begegnung mit Mellenbach ihren Weg fortsetzte, dümmere

hätte sie sich bei ihrem Gruß gar nicht anstellen können. Und wenn Mellenbach sie nun plötzlich für eine alberne Pute hielt, dann war das einzig und allein ihre Schuld. Na, soviel wußte sie, wenn sie ihn wiedertraf, mußte sie sich beeilen, ihre unbeabsichtigte Dummheit von heute wieder gutzumachen, sie würde ihm einfach erzählen, sie sei ganz in Gedanken versunken gewesen und habe ihn zu spät bemerkt, oder noch besser, sie würde ihm sagen, sie hätte gar nichts davon gewußt, daß er schon wieder vom Urlaub zurück sei, und deshalb hatte sein plötzliches Erscheinen auf der Straße sie so überrascht, daß sie nicht gewußt hätte, ob er es selbst oder ob es nur sein Schattenbild gewesen sei. Ihr würde schon irgend etwas einfallen, wenn es nicht das allerbeste war, auf die dumme Sache überhaupt nicht zurückzukommen. Die Hauptsache blieb, daß sie ihn bald einmal wiedersah, und das war bereits nach wenigen Tagen der Fall, als man sich an einem dienstfreien Nachmittag zu einem neuen Radausflug verabredet hatte. Es war eigentlich etwas zu warm, um eine größere Partie zu machen, aber der große Wald, den man bald erreichen würde und durch den der größte Teil des Weges führte, würde schon Schatten spenden, und am Endpunkt der Fahrt, in der himmlisch gelegenen Aumühle, würde man bei der schönen Satzmilch sowie bei Kuchen und an-

deren Erfrischungen neue Kräfte für die Rückfahrt sammeln. So fanden sich denn alle Teilnehmer pünktlich an dem verabredeten Treffpunkt ein. Auch Mellenbach erschien, das offizielle Trauern war ihm glücklicherweise verboten, und ohne es zu müssen, freiwillig zu Hause zu sitzen und freiwillig auf einem alten Kamm Trübsal zu blasen, während die anderen mit lustigem Radgeklingel in die schöne Natur hinausfahren, verspürte er nicht die geringste Lust. Deshalb hatte auch er sich entschlossen, an dem Ausflug teilzunehmen. Immerhin hatte er sich vorgenommen, eine gewisse Zurückhaltung an den Tag zu legen, denn allzu lustig durfte er nicht sein, wenn man nicht über ihn, als den lachenden Erben, billige Witze reißen sollte. Deshalb erschien er unter den anderen mit einer ein ganz klein wenig bedrückten Miene, ein anderer aber kam mit einem Gesicht, dem man deutlich anmerkte, daß es vergnügt und lustig dreinblicken sollte, das aber gerade deshalb um so jammervoller aussah, und dieses Gesicht gehörte Heini dem Sparsamen, der es sich lange überlegt hatte, ob er heute nicht lieber zu Hause bleiben sollte, und der das sicher auch getan haben würde, wenn er sich nicht gesagt hätte: einmal muß du ihr ja doch wieder gegenübertreten, und je eher es geschieht, desto leichter wird es dir vielleicht. Auf jeden Fall wird es dir um so schwerer,

je mehr Zeit du dir läßt, um dich in eine immer größer werfende Mißstimmung gegen sie hineinzureden. Was und daß du etwas gegen sie hast, darfst du dir schon deshalb nicht anmerken lassen, um dich dadurch nicht mit ihr und sie nicht mit dir im das *Gerede* zu bringen. Solches *Gerede* durfte nicht aufkommen, das glaubte er ihr auch heute noch schuldig zu sein, denn er hatte sie doch geliebt oder war wenigstens im Begriff gewesen, sich in sie zu verlieben. Er hatte sich in seinen Gedanken sogar soviel mit ihr beschäftigt, daß er darüber immer noch nicht dazu gekommen war, Fräulein Marga für ihren letzten Kartengruß zu danken. Aber wie dem auch immer war, zwischen ihm und Dorette war es aus. Schluß der Vorstellung, eiserner Vorhang herunter. An dem ganzen Unglück aber, falls es nicht viel eher ein großes Glück für ihn war, daß ihm noch rechtzeitig die Augen über Fräulein Dorette geöffnet wurden, war ein Brief schuld, den er heute morgen mit der ersten Post erhielt und den er zuerst nicht hatte öffnen wollen, weil der schon äußerlich keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machte. Die Schrift war noch mangelhafter als die Orthographie, und nun erst das mit schmutzigen Fingern befleckte Kuvert. Das ist ein Bettelbrief, dachte er, der Absender verwechselt wahrscheinlich nicht nur mir und mich, sondern auch Mellenbach und

mich, den meint er und an mich schreibt er. Dann aber beschloß er, nachzusehen, was der Schreiber auf dem Herzen habe. War der Mann in Not, konnte er den Brief an Mellenbach weitergeben und den bitten, dem Armen zu helfen. Aber es war kein Bettelbrief, denn er las mit immer größer werdendem Erstaunen und mit immer größer werdenden Augen eine lange Epistel, die da, wenn man die orthographischen Fehler fortließ, ohne die der Brief erst verständlich wurde, also lautete:

An den hochwohlgeborenen Herrn Oberleutnant
von Hohendorf,
Allerhierorten,
Wo ein jeder seine Wohnung kennt.
Überschrift: Rache!!!
Was zugleich auch die Unterschrift wird !

„Indem mein Meister mir vorgestern nachmittag meinen Allerwertesten mit einem dicken Rohrstock verarbeitet hat, daß er dabei abgebrochen ist, welcher Abbruch sich aber glücklicherweise nur auf den Stock und nicht auf meinen Allerwertesten bezieht, weil ich doch sonst Invalide geworden wäre und gar nicht wüßte, wie ich es anfangen sollte, mal wohin zu gehen, wenn ich mal müßte. Und das alles nur, weil ich dem Meister nicht die richtige Hilfe gab, als er der alten Stute von

Bäckermeister Schulze ein neues linkes Vorderhufeisen aufnagelte, was die alte Stute eigentlich gar nicht mehr wert ist, aber trotzdem, da hat er mich verhauen, daß ich diese Zeilen nur knienderweise zu schreiben vermag, was ich Sie freundlichst zu entschuldigen bitte. Aber daß er mich so verhaute, habe ich um die alte Schindmähre nicht verdient, und während er haute, da habe ich mir geschworen: Rache, Rache, Rache! Und nun räche ich mich an ihm, dem Meister, aber auch an ihr, denn sie hat mir zum Schluß, als sie fertig war, nicht mal fünf Pfennige Trinkgeld gegeben, und das habe ich auch nicht verdient, und deshalb will ich es Ihnen man sagen: Mein Meister und das feine Fräulein haben Sie beide betrogen und Ihnen was vor die Nase gemacht. Nicht bei Ihnen hat das feine Fräulein das Radfahren so schnell gelernt, sondern bei meinem Meister. Die beiden steckten immer schon wenigstens eine Stunde zusammen, ehe Sie kamen, und wenn Sie jedesmal, bevor Sie kamen, einen gellenden Pfiff auf zwei in den Mund gesteckten Fingern als Warnungssignal gehört haben, und die haben Sie sicher gehört, denn ein paarmal sah ich von meinem Versteck aus, daß Sie sich nach dem Pfiff umsahen, so als suchten Sie die Nachtigall, die da eben geflötet hatte. Also diese schmierestehende Nachtigall war ich, und unterdessen lernte das feine

Fräulein bei meinem Meister Radfahren, weil sie das wohl bei Sie nicht lernen wollte oder konnte, und wer kann wissen, ob es zwischen den beiden immer nur bei dem Radfahren geblieben ist, denn mein Meister ist nicht nur ein hübscher Mann, sondern auch ein gefährlicher, wenigstens sagt das immer die Frau Meisterin, und die muß das ja am besten wissen. Auf jeden Fall haben die beiden Sie betrogen und belogen, und ich hätte Sie das schon längst gesagt, wenn ich nur nicht so 'ne Angst vor der mächtigen mir angedrohten Keile gehabt hätte. Neue Keile kann ich nun aber nicht mehr bekommen, denn wenn dieser Brief, an dem ich nun schon bald fünf Stunden schreibe, was Sie sicher dem auch ansehen, und was mir bei der langen Zeitdauer auch in den Kniekehlen verdammt noch mal weh tut, weil ich kein Sofakissen zur Unterlage habe, da wollte ich nur sagen, wenn dieser Brief fertig ist, kneife ich meinem Meister aus, für seinen neuen Rohrstock kann er sich einen neuen Lehrling suchen. Aber man kann nicht wissen, vielleicht muß ich doch zu meinem Meister zurück, obgleich es dann wieder Keile gibt und nicht zu knappe, aber dann ziehe ich mir vorher drei Paar Unterhosen an, dann brennt es nicht so, aber um Gottes willen verpetzen Sie mich nicht bei meinem Meister und sagen Sie auch nie dem feinen Fräulein was, daß ich Ihnen im Ver-

trauen auf Ihre verschwiegene Lesung dieses Geständnis machte, denn sonst möchte ich trotz der drei Unterhosen nicht in meiner Nankingbüxe stecken. Aber ich verlasse mich auf Sie, denn Sie sind Offizier und Kavalier und werden doch nicht so dumm sein, dem feinen Fräulein einzugestehen, daß Sie was davon wissen, wie die Sie veralbert hat.

Indem ich nun wirklich nicht mehr knien kann, zeichne ich

hochachtungsvoll

der anonyme Lehrling in Firma
Friedrich Werner. Reparaturen
werden schnell und billig ausgeführt, eine Fahrradhalle befindet sich neben meiner Werkstatt. Benutzung der Halle bei Ankauf des Rades von mir unentgeltlich.

Nochmals: Rache, Rache, Rache !!!"

Bei der mehr als fehlerhaften Orthographie hatte Hohendorf den Brief mehr als einmal lesen müssen, bis er den Inhalt begriff, dann aber sah er desto klarer. Was der Lehrling da schrieb, es könne vielleicht zwischen dem hübschen Meister und dem feinen Fräulein nicht nur bei dem Radfahren allein geblieben sein, war selbstverständlich

ein hirnerbrannter Unsinn, an den selbst der anonyme Schlosserlehrling trotz seiner Rachedenken auch nicht glaubte. Aber was der sonst schrieb, stimmte schon, weil es ihm jedesmal sonderbar vorgekommen war, wenn er den Pfiff hörte, bevor er die Radfahrrhalle betrat. So hing das also mit dem zusammen, und weil der Meister seiner Schülerin nicht nur nachhalf, sondern der sogar vorhalf, nur deshalb hatte sie so überraschend schnelle Fortschritte gemacht, deshalb hatte sie sich schon in der ersten Stunde so geschickt angestellt, daß er ihr um ein Haar zugerufen hätte: „Gnädiges Fräulein, Sie scheinen mir auf einem Fahrrad sitzend auf die Welt gekommen zu sein.“ So hing das also zusammen, und er war so stolz darauf gewesen, Fräulein Dorette ein so guter Lehrer zu sein. Warum hatte sie ihm das angetan und warum hatte sie da überhaupt erst sein Anerbieten, ihr Stunden zu geben, angenommen? Wollte sie ihm damals nur aus Höflichkeit keinen Korb geben, oder hatte sie sich nur deshalb heimlich noch einen zweiten Lehrer genommen, weil sie das Alleinsein während der Unterrichtsstunden mit ihm entweder auf die Dauer unpassend oder, was für ihn noch schlimmer war, weil sie das vielleicht langweilig fand? Wie dem aber auch immer sein mochte, daß ihm Dorette so etwas hinter seinem Rücken antat,

hatte er nach seiner ehrlichsten Überzeugung nicht um sie verdient. Er hatte sich die größte Mühe gegeben, sie in die Geheimnisse des ihr neuen Sportes einzuweihen, und sie hatte ihm sicher an-gemerkt, daß er das mit dem größten Vergnügen tat und daß ihm das die größte Freude machte. Statt dessen hatte sie die Zeit des Alleinseins mit ihm nach Kräften abgekürzt. Warum, warum, warum? Nein, daß sie das tat, hatte er tatsächlich nicht um sie verdient. Er hatte seiner talentvollen Schülerin stets die höchste Anerkennung gezollt, aber das nicht allein, er hatte ihr sogar erklärt, sie sähe in ihrem neuen Radfahrkostüm bildhübsch aus, obgleich er das absolut nicht fand und trotz-dem er bei der Dorette zum erstenmal die Ent-deckung machte, daß es selbst sehr hübsche, junge Mädchen gibt, die in der Straßentoilette weit besser aussehen als im Sportkostüm. Aber er hatte sie doch in dem bewundert, ach, und was hatte er sonst nicht noch alles getan? Er hatte ihren Dank für seine Bemühungen entgegengenommen, sich über Martini lustig gemacht, weil der sich auf Grund seiner Bellkenntnisse einbildete, ein noch besserer Lehrer zu sein, als er es gewesen zu sein glaubte. Was ein Mensch nicht alles glaubt und was er sich nicht alles einbildet, bis ihm eines Tages die Augen geöffnet werden! Na, seine waren nun offen, und soviel wußte er, die Dorette

sah er nicht mehr an, wenigstens nicht mehr, als es der Anstand und der gute Ton in allen Lebenslagen erforderten.

Die hübsche Dorette war für ihn erledigt, aber so ganz leicht wurde ihm diese Erkenntnis nicht. Die Dorette hatte sich bei ihm ausdorettet, und am liebsten wäre er erst ganz darüber hinweggekommen, bevor er ihr wieder gegenübertrat, aber er gedachte des alten Wortes: „Der Gefahr und dem Weibe muß man mutig in die Augen sehen können, sonst ist man kein Mann.“ So ging er denn zu dem Rendezvousplatz, auf dem sich die Teilnehmer versammelten, und er tat es mit der festen Absicht, sich in keiner Weise anmerken zu lassen, daß ihn etwas bedrücke. Aber gerade dieser Vorsatz wurde sein Verderben, denn der glückte ihm nur halb. Als er mit den anderen zusammentraf, merkten die ihm sofort an, daß ihm ein Leid widerfahren sein müsse, und sicher hätte er Mitleid und Anteilnahme erregt, wenn er nicht versucht hätte, ein so vergnügtes Gesicht zu machen. Dieser Versuch fiel aber so unbeabsichtigt komisch aus, und er schnitt bei dem solche Grimassen, daß die anderen über ihn hell auflachten und daß er mit Fragen bestürmt wurde, was er denn nur habe. Und auch Dorette erkundigte sich belustigt, was ihm heute nur über den Weg gelaufen sei. „Du hast es nötig, dich auch noch über mich lustig zu

machen," dachte er ingrimmig, aber er stand auch ihr höflich, wenn auch ausweichend, Rede und Antwort, bis es den anderen schließlich langweilig wurde, hinter sein Geheimnis zu kommen, und bis zu seiner Erlösung das Kommando kam: „An die Räder, Eskadron aufgesessen, Eskadron in abgekürztem Tempo — Marsch!“ Da ließ man ihn endlich in Ruhe, und um auch unterwegs Ruhe zu haben, hielt er sich bei der Fahrt im Hintergrunde. Er radelte allein mit sich und seinen Gedanken hinter den übrigen her, aber als er plötzlich einmal zur Seite sah, bemerkte er, daß er doch nicht so allein fuhr, wie er es glaubte, denn neben ihm fuhr Fräulein Hannelore. Die war, ohne daß er etwas davon ahnte, die einzige gewesen, die auf dem Rendezvousplatz ehrliches Mitleid mit ihm empfand. Gerade er war ihr ja schon von Anfang an in jeder Hinsicht besonders sympathisch gewesen, und voller Neid und voller Eifersucht hatte sie es mit ansehen müssen, daß er Dorette ihr vorzog. Hätte gerade er sich sonst freiwillig erboten, der Dorette Unterricht zu geben? Und als er nun heute so unglücklich zu dem Ausflug erschien, da tat er ihr so leid, weil sie sich seinen Kummer zuerst nicht zu erklären vermochte, aber als sie ihn dann mit besonders scharfen Augen beobachtete und die Art bemerkte, in der er heute anscheinend ganz wie sonst, aber doch nicht

so herzlich wie das letztmal, ihre Freundin Dorrette begrüßte, da erriet sie instinktiv, daß es zwischen den beiden etwas gegeben haben müsse, und gerade weil sie sich um ihrer selbst willen darüber aufrichtig freute, tat er ihr doppelt leid. So nahm sie sich von Anfang an vor, ihn nach besten Kräften zu erheitern und zu zerstreuen und ihm zu zeigen, daß sie nicht zu jenen gehöre, die über seinen Kummer auch noch billige Witze machten, und um in seine Nähe zu gelangen, hatte sie den anderen plötzlich erklärt, sie müsse ein paar Minuten langsam fahren, sie fühle in dem linken Fuß eine Müdigkeit, die sicher ebenso schnell vergehen würde, wie sie gekommen sei. Danach, ob man ihr glaube oder nicht, hatte sie nicht weiter gefragt, sondern sie war einfach hinter den übrigen zurückgeblieben und erzählte nun auch Hohendorf, als er sie verwundert ansah, weil er sich ihr plötzliches Erscheinen an seiner Seite nicht zu erklären vermochte, das Märchen von der Müdigkeit des linken Fußes, die wohl auf eine Überanstrengung zurückzuführen sei.

„Wollen Sie da nicht lieber umkehren, gnädiges Fräulein?“ erkundigte er sich voller Besorgnis. „Mit solchen Sachen kann man nicht vorsichtig genug sein, und gerade heute haben wir einen weiten Weg vor uns und einen ebenso weiten Weg zurück, da werden selbst die ganz ge-

sunden Füße zum Schlusse übermüdet sein. Sollten Sie meinen guten Rat befolgen, gnädiges Fräulein, würde ich Sie gern nach Hause begleiten, mir liegt ohnehin nicht viel an diesem Ausflug."

„Mir aber dafür desto mehr,“ widersprach sie lebhaft, „und so freundlich Ihr Anerbieten auch ist, ich kann es nicht annehmen. Ich fahre weiter, ich habe mich so auf den heutigen Nachmittag gefreut. Das haben auch Sie sicher getan, Herr von Hohendorf,“ schalt sie ihn plötzlich, „und deshalb sollten Sie nun auch nicht mit einem solchen Gesicht durch das Weltall radeln.“

„Mache ich denn ein solches Gesicht?“ erkundigte er sich verwundert, da er glaubte, sich wenigsten äußerlich schon längst wieder in der Gewalt zu haben.

„Und ob Sie das machen,“ gab sie zur Antwort, bis sie nun nach einer kleinen Pause vorwurfsvoll hinzusetzte: „Daß irgend etwas Sie heute bedrückt, sieht Ihnen selbst der berühmte Blinde an. Was es ist, kümmert mich natürlich nichts, aber trotzdem, wie kann man sich nur so die Laune verderben lassen?“ Und wieder nach einer kleinen Weile fragte sie unvermittelt: „Wissen Sie wohl, was mir gleich einfiel, als ich Sie vorhin mit dem Gesicht auf dem Rendezvousplatz ankommen sah?“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, schloß sie übermütig; „Natürlich

wissen Sie das nicht, aber trotzdem dürfen Sie dreimal raten, und wenn Sie das Richtige erwischen, sollen Sie meinetwegen einen Wunsch an das Schicksal frei haben."

„Wenn ich einen Wunsch an Sie frei hätte, gnädiges Fräulein, wäre es mir lieber . . . ,“ meinte er fast gegen seinen Willen, auf ihren fröhlichen Ton eingehend, da es ihm auch jetzt eigentlich noch gar nicht danach zumute war, lustig zu sein. Bis er nun seinerseits fragte: „Und ich darf nur dreimal raten? Das ist verdammt wenig, aber trotzdem, mein Glück kann ich ja mal versuchen.“

„Dann nur zu,“ ermunterte sie ihn.

„Also schön,“ stimmte er ihr bei, und während er sie plötzlich so scharf und forschend ansah, als wolle er hinter ihrer hübschen, klugen Stirn ihre Gedanken erraten, sagte sie sich selbst auch jetzt wieder im stillen das Wort von Goethe auf, das sie sich, seitdem sie es einmal im Pensionat als Aufsatzthema hatte behandeln müssen, so fest einprägte, daß sie es nie wieder vergaß und daß sie es gleichsam zur Richtschnur ihres Lebens nahm. Daß sie auch heute nachmittag an dieses Wort hatte denken müssen, als sie ihn kommen sah, das konnte er natürlich nicht erraten, erst recht nicht, daß es einmal für sie ein Aufsatzthema war, und so belustigte es sie schon im voraus, auf welchen

Unsinn er wohl verfallen würde. Aber gerade deshalb hielt sie plötzlich mit einem jähen Ruck ihr Rad an und sprang, um nicht hinzufallen, von dem Rad auf den Boden, als er ihr nun triumphierend zurief: „Halt, gnädiges Fräulein, ich hab's, höhere Töchterschule — Literaturlehrer — Aufsatzthema Goethe.“

Völlig fassungslos starrte sie ihn an: „Mein Gott, Herr von Hohendorf, das ist ja beinahe unheimlich, wie haben Sie das nur angefangen, gleich das Richtige zu erraten? Das möchte ich gern wissen.“

„Aber mit dem größten Vergnügen,“ meinte er, sich gegen sein Rad lehrend und ihr gegenüberstehend, denn als sie absprang, war er ihrem Beispiel gefolgt und rief ihr jetzt zu: „Ich will Ihnen also unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit verraten, gnädiges Fräulein, wie ich es angefangen habe, gleich das Richtige zu erraten — ich habe es ganz einfach geraten.“

„Das ist nicht wahr, Herr von Hohendorf,“ schalt sie ihn aus, „und wenn Sie sich über mich lustig machen wollen —“

„Nichts liegt mir ferner, gnädiges Fräulein,“ verteidigte er sich, „was Sie eben sagten, ist auch wahr, und was ich sagte, war nicht wahr. Natürlich habe ich trotzdem die Lösung erraten, aber ich habe sie mir auch etwas zusammenkombiniert.“

Mir fiel plötzlich ein, daß Sie mir einmal von Ihrem Literaturlehrer erzählten, den Sie schon deshalb nicht vergessen könnten, weil der Ihnen immer so furchtbar schwere Aufsatzthematata gab und weil der den Standpunkt vertreten hätte, namentlich Goethe hätte seine Weisheiten nur geprägt, damit die in der höheren Töchterschule zu deutschen Aufsätzen verarbeitet würden."

„Habe ich das wirklich getan?“ fragte sie ihrerseits. „Dann sieht man es bei der Gelegenheit einmal wieder, daß man nie, aber auch niemals aus der Schule plaudern soll.“

„Aber Sie taten es glücklicherweise, gnädiges Fräulein, und deshalb wurde mir die Lösung des Rätsels nicht allzu schwer. Ich erriet, daß Sie mir irgendein Wort von Goethe, das Ihnen eingefallen sei, zurufen wollten, und Sie sehen, ich habe meine Aufgabe glänzend gelöst.“

„Doch nur teilweise,“ widersprach sie ihm, „die Hauptsache fehlt noch, nun müssen Sie mir auch sagen, wie das Aufsatzthema lautete.“

„Allmächtiger!“ stöhnte er auf, „das kann ich wirklich nicht. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, es gibt kaum ein Wort von Goethe, für das sich keine passende Gelegenheit bietet, um es anzuwenden. Außerdem der Wahrheit die Ehre, so gut bin ich im Goethe nicht bewandert, schon weil unser Literaturprofessor mehr für Schiller war.“

Wenn ich also das richtige Wort raten soll, müssen Sie mir da schon etwas nachhelfen.“

„Also schön, meinetwegen,“ gab sie nach kurzem Überlegen zur Antwort, „aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie sich das Wort auch merken wollen.“

„Und ob, gnädiges Fräulein,“ pflichtete er ihr bei, „natürlich merke ich es mir, sogar auswendig, und wenn ich heute abend zu Hause bin, schreibe ich es mir mit Schlemmkreide hinter die Ohren. Wenn Ihnen etwas daran liegt, schreibe ich sogar keinen Aufsatz über das Thema, das da, wie der Pastor in der Kirche sagen würde, vom ersten bis zum letzten Wort also lautet: —“

„Willst du dir ein hübsch' Leben zimmern,
Mußt ums Vergangene dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren.
Mußt immer tun wie neugeboren.
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er dir sagen,“

rezitierte Hannelore, nachdem er ihr gleichsam das Stichwort gebracht hatte, und sie sprach die Worte so einfach und natürlich, aber trotzdem so zu Herzen gehend, daß er, als sie geendet hatte, eine ganze Weile schweigend dastand, bis er fast mechanisch wiederholte: „Und wäre dir auch was verloren.“

„Mußt immer tun wie neugeboren,“ ergänzte sie den Satz, und dann standen sie sich beide wieder schweigend gegenüber. Hohendorf dachte an Dorette, die er heute nicht durch seine Schuld verloren hatte, und Hannelore erriet aufs neue, daß er mit seinen Gedanken bei Dorette war, denn daß zwischen den beiden nicht nur etwas, sondern sogar alles nicht mehr stimme, das hatte sie auch daraus ersehen, daß er heute nicht wie das letztmal gleich neben Dorette gefahren war und nicht wieder den Vorwand gebraucht hatte, er sei ihr Lehrer und dafür verantwortlich, daß ihr kein Unglück zustoße,

„Willst du dir ein hübsch' Leben zimmern, darfst ums Vergangene dich nicht bekümmern,“ begann Hohendorf plötzlich das Wort zu wiederholen, bis er nun erklärend hinzusetzte: „Sie müssen nämlich wissen, gnädiges Fräulein, Verse aus dem Gedächtnis aufzusagen, war früher nur dann meine starke Seite, wenn ich sie ablesen konnte oder wenn ich jemanden hatte, der mir zusagte. Im allgemeinen habe ich von dem Auswendiglernen auch nie viel gehalten, aber trotzdem, dieses Wort will ich mir merken, nicht weil es von Goethe ist, sondern weil Sie, gnädiges Fräulein, es mir zuriefen, und damit ich es auch wirklich nicht wieder vergesse, will ich es mir zu Hause nicht nur hinter die Ohren schreiben,

sondern sogar auf ein Stück Papier. Das nagle ich an die Wand, oder noch besser, ich lasse es mir drucken und schreibe darunter: ‚Gedenke bei dem Lesen dieser Zeilen deiner treuen Tante Eulalia‘, oder halt, noch besser,“ rief er schnell, „ich habe eine glänzende Idee, die Sie, gnädiges Fräulein, hoffentlich nicht verachten werden: Sie schreiben mir den Vers auf ein Blatt Papier und darunter schreiben Sie: ‚Gedenket bei dem Lesen dieser Zeilen der gemeinsamen Radfahrt nach der Aumühle und auch der Stunde, in der ich Euch diese Worte zurief.‘ Und damit Sie auch genau die Stunde angeben, gnädiges Fräulein, es ist jetzt – einen Augenblick, ich will nur nach der Uhr sehen, also, es ist jetzt fünf Uhr siebzehn Minuten, dreiundzwanzig und eine halbe Sekunde. Nicht wahr, gnädiges Fräulein, diese Zeit werden Sie sich merken? Und meine Bitte erfüllen Sie mir auch, denn sonst müßten Sie mir den Vers so lange vorsagen, bis ich ihn tatsächlich auswendig wüßte. Und Sie glauben gar nicht, wie furchtbar dumm ich mich in der Hinsicht anstellen kann. Ich glaube sogar, ich würde mich heute noch dümmer anstellen, nur um das Vergnügen zu haben, hier noch möglichst lange mit Ihnen allein plaudern zu können.“

Das letztere hatte er eigentlich gar nicht sagen wollen, das hätte er wenigstens noch heute

morgen, nachdem er Dorette verlor, für unmöglich gehalten, daß er etwas Ähnliches in absehbarer Zeit zu einem jungen Mädchen sagen würde, nicht etwa, als ob er allen zürnte, weil er einsah, daß er sich in der einen irrte und täuschte, o nein, das nicht, aber er hätte es trotzdem nicht geglaubt, daß er schon in naher Zeit an der Gesellschaft einer anderen jungen Dame soviel Gefallen finden würde. Und nun stand die andere ihm gegenüber, schlank und rank, auch heute in dem weißen Sportkleid bezaubernd aussehend, dazu die Ruhe und die Stille um sie beide herum in der Natur, der würzige Duft der Tannen, der aus einer in nächster Nähe gelegenen Schonung zu ihnen herüberdrang, während sich über ihnen die Blätter der alten Linden zu einem dichten Dach schlossen. Über diesem Dach aber war der blaue Himmel, und zu alledem nun auch noch das Dichterwort: was jeder Tag will, das wird er dir sagen. Und der schien ihm nun zu sagen: „Heini, nimm es mir nicht übel, du warst ein Schaf. Wärest du klug gewesen, hättest du dich gar nicht erst in die Dorette, sondern von Anfang an in die Hannelore vergafft. An und für sich ist es ja ganz gleich, in welche, denn heiraten darfst du doch keine, aber an der Hannelore hättest du schon deshalb keine Enttäuschung erlebt, weil du es nicht erst nötig gehabt hättest, der Unterricht zu geben. Also wenn

du dich schon zum Scherz und zum Zeitvertreib in eine verlieben willst, dann nimm die Hannelore, das sage ich dir, der Tag, und ich will, daß du mir folgst."

Und aus diesem Gedankengang heraus sah er nun Hannelore mit so glückstrahlenden Augen an, daß auch sie im stillen ein leises Glück empfand, weil sie sich sagte: vielleicht verliebt er sich doch noch eines Tages in dich, und dann wird sich schon alles Weitere finden. Und sie mußte sich Mühe geben, seinen Blick ganz unbefangen auszuhalten, dann aber lachte sie plötzlich fröhlich auf und rief ihm zu: „Das könnte Ihnen wohl so passen, Herr von Hohendorf, hier im Schatten kühler Bäume mit mir ein Familienpicknick abzuhalten, wohl weil Sie bei der Wärme keine Lust haben, weiterzufahren. Aber daraus wird nichts, wir müssen uns sogar beeilen, die anderen schnell einzuholen, denn wenn wir nach denen in der Aumühle ankommen, haben sie uns, oder wenigstens mir, sicher schon die ganze saure Milch ausgegessen. Also, ob es Ihnen recht ist oder nicht, wir müssen machen, daß wir weiterkommen.“

„Aber nur nicht zu schnell, gnädiges Fräulein,“ ermahnte er sie, als sie nun gleich darauf wieder nebeneinander dahinradelten. „Denken Sie an die Schmerzen, die Sie vorhin im Fuß hatten.“

Nur gut, daß er sie wieder daran erinnerte, sonst hätte sie die wirklich ganz vergessen, da die ja nie vorhanden gewesen waren. Aber nun fand sie eine Ausrede und meinte leichthin: „Die Schmerzen sind längst weg, die kamen, wie ich es vorhin fühlte, lediglich von einer Strumpffalte auf der Fußsohle. Die scheint sich inzwischen wieder verzogen zu haben, und von mir aus können wir darauflos radeln, was der Gummi nur hält.“

„Wie Sie befehlen,“ meinte er ein klein wenig mißmutig, „aber bevor wir darauflos fahren, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß der liebe Gott den Wald geschaffen hat, damit wir ihn bewundern, nicht aber, um unsere Nasen und unsere Augen im Walde nur auf die Lenkstange unseres Rades zu halten.“

Doch Hannelore hörte nicht auf ihn, sie fuhr so schnell sie nur konnte, aber als sie in der Aumühle ankamen und dort erst wieder mit den anderen zusammentrafen, tat es Hannelore nun doch leid, daß sie sich unterwegs nicht mehr Zeit gelassen hatte, denn mit der erhofften sauren Milch war es sowieso Essig. Wie der Wirt allen immer wieder bedauernd erklärte, wäre er am Vormittag von einer Schar auswärtiger Wandervögel überfallen worden, und die hatten von seinen Milchvorräten auch nicht den kleinsten Tropfen übrig gelassen, aber trotzdem würde er die natür-

lich gerettet haben, wenn er auch nur die leiseste Ahnung davon gehabt hätte, daß die Herrschaften ihn am Nachmittag beehren würden. Er habe doch Telephon, warum die Herrschaften sich nur nicht rechtzeitig angemeldet hätten?

Ja, warum nur nicht? Daran hatte keiner gedacht, und die Damen blickten ganz verzagt drein. Was sollten sie nun, durstig wie sie waren, trinken? Der Kaffee in der Aumühle erfreute sich eines sehr schlechten Rufes, und den noch dazu schwarz ohne jede Milch zu trinken, lockte ebenso wenig wie das Bier, bis Mellenbach plötzlich meinte: „Würden die verehrten Herrschaften es mir vielleicht erlauben, Sie auf eine selbstverständlich sehr leichte und sehr bekömmliche Bowle einzuladen?“ Und um nicht als Protz dazustehen, dann aber auch eingedenk der Ermahnungen des Herrn Oberst, trotz seiner jetzigen reichen Mittel bescheiden wie früher weiterzuleben, setzte er schnell hinzu: „Vielleicht hat der Herr Wirt irgendeine ganz billige Frucht, dazu nehmen wir einen ganz billigen Schaumwein, einen ganz billigen Mosel, einen ganz billigen Zucker, ein ganz billiges Selterwasser —“

„Und wenn wir diese Göttermischung dann aus möglichst kaputten und dicken Bierseideln trinken, an denen die Henkel fehlen, wird es

namentlich den Damen sicher köstlich munden," riefen die Kameraden dazwischen, bis sie ihn ermahnten: „Nee, Mellenbach, wenn du uns schon einladen willst, dann tu wenigstens einen anständigen toten Onkel in die Bowle, damit der sich nicht noch im Bowlentopf deiner zu schämen braucht.“

Sehr poetisch und geschmackvoll war der Witz mit dem toten Onkel in der Bowle je gerade nicht, aber er wurde in der fröhlichen Stimmung, in der sich schon alle deshalb befanden, weil sie nach der heißen Fahrt nun in dem großen, schattigen Garten des beliebten Ausflugsortes saßen, dennoch belacht, und da auch die Damen erklärten, seine Einladung sehr gern annehmen zu wollen, ging Mellenbach mit dem Wirt in das Haus, um das Nähere zu veranlassen, und er hatte Glück. Er fand reichliche Flaschen eines sehr guten, echten Champagners, einen leichten, sehr guten Mosel, viel Sauerbrunnen, reichlich Zucker, schöne Pfirsiche, und so konnte sich die Bowle, als sie fertig war, nicht nur sehen, sondern auch trinken lassen. Und sie wurde getrunken, und sie schmeckte allen so vorzüglich, daß selbst die verheirateten Damen bald ein klein wenig übermütig wurden, und daß das bei den jungen Mädchen erst recht der Fall war, bei denen auch schon deshalb, weil die sich während der Fahrt hierher sehr

gut unterhielten. Mellenbach hatte sich unterwegs zu Melitta gesellt und sie in lustigster Weise um Entschuldigung gebeten, daß er sie letztthin auf der Straße beinahe übersehen hätte, und sie hatte sich ebenso lustig danach erkundigt, was er sich nur bei ihrem Gegengruß gedacht hatte. Sie hatten sich gegenseitig geneckt, und daraus hatte sich eine lange, lustige Unterhaltung entwickelt, bei der beide viel lachten, und Melitta mußte erst recht lachen, wenn sie zu Leutnant von Muehler hinübersah, der als dritter neben ihnen fuhr und dem sie anmerkte, wie gern auch er sich an dem Gespräch beteiligt hätte. Gewiß, der tat ihr etwas leid, aber das Vergnügen, endlich einmal von Mellenbach ausgezeichnet zu werden, wollte sie sich durch keinen dritten stören lassen, so daß sie schließlich ganz froh war, als Muehler sein Rad weiterlenkte und bei Dorette Anschluß zu finden suchte. Aber als sie dann sah, daß er auch dort kein Glück hatte, wünschte sie ihn um seiner selbst willen an ihre Seite zurück, damit er sich heute nicht überall überflüssig vorkäme, und das tat er wirklich, als er neben Dorette dahinfuhr, die sich mit Leutnant Martini so angelegentlich unterhielt, als wenn sie beide die wichtigsten und schwierigsten Probleme zu lösen hätten. Und doch sprachen sie sicher nur über die gleichgültigsten Dinge, aber die beiden mußten trotzdem Gefallen

daran finden, denn sie amüsierten sich anscheinend köstlich, so daß sie sah, wie Muehler sein Rad plötzlich abermals weiterlenkte, um sich bei den verheirateten Damen beliebt zu machen.

Ja, die jungen Damen hatten sich unterwegs alle sehr gut unterhalten, und Melitta hätte es sehr gern gesehen, wenn Mellenbach auch weiterhin nicht von ihrer Seite gewichen wäre, aber schließlich sah sie selbst ein, daß er sich als Gastgeber nicht nur um sie allein kümmern konnte, sondern daß er sich der Allgemeinheit, namentlich aber den verheirateten Damen, widmen mußte. So ließ sie es sich denn gern gefallen, daß nun Leutnant von Muehler wieder an ihrer Seite Platz nahm, und sie war sogar besonders nett zu ihm, einmal, um ihn dafür zu entschädigen, daß sie ihn unterwegs etwas links hatte liegen lassen, obgleich er zu ihrer Rechten fuhr, dann aber auch in der Hoffnung, Mellenbach werde ein klein wenig eifersüchtig auf den Kameraden werden, wenn er mit ansehen mußte, wie fröhlich sie jetzt mit dem darauflos plauderte. Um Mellenbach eifersüchtig zu machen, wenigstens in der Hoffnung, daß ihr das gelingen möge, wandte sie sich nun so ausschließlich Muehler zu, daß sie darüber bald ganz vergaß, sich nach Mellenbach umzusehen, schon weil sie im voraus zu wissen glaubte, daß der als lebenswürdiger Wirt nach wie vor viel zu sehr

in Anspruch genommen sei, um sich heute um die eine oder um die andere besonders kümmern zu können. Das konnte Mellenbach im Augenblick auch wirklich nicht, aber das verlangte auch keine von ihm, und schließlich tat das nicht einmal Melitta, denn der gefiel Leutnant von Muehler heute plötzlich viel besser als bei den bisherigen Ausflügen, schon weil er es sich endlich abgewöhnt zu haben schien, ihr fortwährend auf die Strümpfe zu sehen, obgleich sie sich heute fast noch dünnere und noch hübschere angezogen hatte als sonst, aber natürlich nicht etwa, weil sie dabei irgendwie an ihn gedacht hätte, sondern lediglich, weil es heute noch wärmer war als in den letzten Tagen. Deshalb hatte sie auch den Kragen ihrer weißen Bluse noch weiter zurückgeschlagen als gewöhnlich, das aber wirklich nur, weil es heute sehr warm war und weil sie wußte, daß sie einen auffallend hübschen Nacken mit einem ganz besonders schönen Halsansatz hatte. Aber was verstanden die Herren davon, wenn die nicht gerade Künstler waren, bis sie nun zu ihrer Freude bemerken mußte, daß Leutnant von Muehler den Blick mit einmal nicht von ihrem Nacken abwenden zu können schien, und bis er, der Himmel und die Sektbowle allein mochten wissen warum, wieder anfing, ihr von seiner Tante Clärchen zu erzählen. Wenn er von seiner Tante nicht in so humoristischer Weise ge-

sprochen hätte, würde sie das sicher verlegen gemacht haben, denn manches von dem, was er da erzählte, hörte sich beinahe so an, als solle sie sich die Mühe geben, seine Tante persönlich näher kennen zu lernen, so aber lachte sie nur mit ihm, als er seine allwöchentlichen Freitagsbesuche und das Fischessen schilderte, so daß schließlich der Wunsch in ihr wach wurde, diesem Fischessen einmal als dritte beizuwohnen und bis sie ihm das auch offen eingestand. Aber als sie dann sah, wie er sich darüber freute, bereute sie ihre Worte fast, denn die hörten sich ja beinahe so an, als läge ihr besonders viel daran, mit ihm bei seiner Verwandten zusammenzutreffen. Na, hoffentlich würde er selbst einsehen, daß ihre Äußerung nicht allzu ernsthaft gemeint war, sondern daß sie die nur hatte fallen lassen, wie man eben etwas sagt, wenn man in fröhlicher Stimmung bei einer Sektbowle sitzt.

Die Bowle war wirklich sehr gut, und dementsprechend wurde die Unterhaltung immer lustiger. Auch Hannelore kam mit Hohendorf, der seine gute Laune schon längst wiedergefunden hatte, nicht aus dem Lachen heraus, und auch Dorette freute sich darüber, daß sie heute an Leutnant Martini einen so ausgelassenen Nachbarn hatte. Nur eins bedrückte sie im stillen doch ein klein wenig, obgleich sie sich gar keiner Schuld

bewußt war, daß Hohendorf sich heute so gar nicht um sie kümmerte, daß er, von den kurzen Begrüßungsworten abgesehen, noch keine Silbe mit ihr wechselte. So sah sie oft zu ihm hinüber, als wollte sie ihn fragen: was hast du denn nur? Habe ich dir etwas getan? Und endlich fing Hohendorf einen dieser Blicke auf und verstand ihn. Immer guck nur, dachte er im stillen, du bist für mich erledigt und kannst lange warten, bis ich wieder freundlich mit dir bin. Dann aber kam es ihm unwürdig vor, einem jungen Mädchen etwas nachzutragen, ja noch mehr, er hatte doch schließlich alle Ursache, Dorette dankbar zu sein, denn ohne das, was die ihm antat, wären ihm sicher noch lange nicht die Augen darüber aufgegangen, welch auffallend hübsches und welch auffallend nettes junges Mädchen im Gegensatz zu ihr Fräulein Hannelore war. So erhob er sich denn nun mit seinem Glas von seinem Platz, um mit Dorette anzustoßen und um sich bei ihr dafür zu entschuldigen, daß er bisher noch keine Gelegenheit gefunden hätte, sich ihr etwas zu widmen. Um das Versäumte nachzuholen, wollte er sich jetzt für ein paar Minuten zu ihr setzen, da aber knurrte der brave Martini ihn derartig an, daß er bald machte, daß er wieder fortkam, und er war nicht einmal allzu traurig darüber, daß er seinen guten Vorsatz nicht hatte ausführen können.

Die Bowle war gut, die belegten Butterbrote, die Kuchen und was Mellenbach sonst noch alles auftragen ließ, schmeckten ausgezeichnet. Aber als nun die zweite Bowle erschien, erhob sich trotzdem ein allerdings nicht zu ernsthaft gemeinter Widerspruch seitens der Damen, und etwas bange Fragen wurden laut, ob zwei Bowlen auch nicht zuviel wären, aber Mellenbach wußte die Bedenken schnell zu zerstreuen: „Sie irren sich, meine Damen, diese Bowle ist nicht die zweite, sondern nur die Fortsetzung der ersten, und außerdem brauchen die Damen sich keine Sorgen zu machen, wir Herren werden Ihnen schon nach besten Kräften helfen.“

Das taten die Herren auch, aber die bestanden darauf, daß die Damen auch ihnen hülften. Und so half einer dem andern, bis plötzlich einer der Herren in das Haus ging und gleich darauf aus den weitgeöffneten Fenstern des im Erdgeschoß gelegenen Saales die Klänge eines Walzers ertönen ließ, die er einem fürchterlich verstimmtten Klavier entlockte. Aber gerade diese Musik lockte, die paßte zu der Stimmung. Alle lachten über die scheußlichen Mißklänge und über die falschen Töne, dann aber hieß es mit einmal: „tanzen, ach ja, tanzen!“ Alle stürmten in das Haus, die verheirateten Damen nicht minder tanzlustig als die jungen Mädchen, und dann begann

der Tanz. Der Fußboden war alles andere als glatt, die Sportstiefel und Sportschuhe waren keine Ballschuhe, die Luft in dem Saal war dick und schwül, die Musik ließ alles zu wünschen übrig, aber getanzt wurde trotzdem. Ein Walzer löste den anderen ab, fröhliche Scherzworte flogen zwischen den Paaren hin und her; Lachen, Frohsinn und Übermut herrschten überall. Die Zeit ging dahin, keiner dachte an den Aufbruch, bis plötzlich der Wirt dazwischentrat, um die Herrschaften darauf aufmerksam zu machen, daß es nun doch wohl richtig wäre, mit dem Tanzen aufzuhören, denn es sei ein Gewitter im Anzuge. Ein paarmal habe es schon ganz leise gedonnert, ganz hinten am Horizont habe es auch schon gewitterleuchtet, und wenn es auch immerhin noch lange dauern könne, bis das Gewitter zum Ausbruch käme, kommen täte es sicher, auf ihn, auf seinen Optiker und auf sein Barometer könnten Herrschaften sich verlassen.

Allmächtiger Gott, ein Gewitter drohte! Der Schrecken fuhr den Damen nicht schlecht in die Glieder, nicht, als ob sie sich vor dem Donner und den Blitzen gefürchtet hätten, wohl aber dachten sie an den Regen, der ja meistens mit jedem Gewitter verbunden ist, und bei dem Gedanken daran fing nun plötzlich eine der jungen Frauen an zu weinen und zu jammern: „Ach, wenn ich doch

wenigstens heute meinen Regenschirm mitgenommen hätte!"

Ein schallendes Gelächter folgte, und da merkte die junge Frau erst, welchen Unsinn sie zusammengeredet hatte und welch komisches Bild sie abgegeben haben würde, wenn sie mit dem aufgespannten Regenschirm auf ihrem Rad gesessen hätte. Aber wenn die anderen Damen auch keine Sehnsucht nach ihren Regenschirmen empfanden, für ihre Kleider waren sie alle besorgt, und Hannelore meinte, sich an Hohendorf wendend, der auch jetzt neben ihr stand: „Mein schönes, weißes Kleid, meine weißen Stiefel, meine weißen Strümpfe, was wird nur aus mir, wenn es wirklich unterwegs regnen sollte?“

„Dann werden Sie naß, gnädiges Fräulein, da hilft Ihnen kein Gott,“ tröstete er sie lachend, bis er, ernst werdend, hinzusetzte: „Soweit ich Sie zu schützen vermag, gnädiges Fräulein, werde ich es selbstverständlich tun. Wenn Sie es gestatten, ziehe ich Ihnen mein Jackett über und wickle Ihnen meine Gamaschen um die Beine, das wird Sie vor dem Schlimmsten bewahren. Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, ich bin von dem Manöver her manchen Regenguß gewohnt, und was ein Schnupfen ist, weiß ich nicht einmal dem Namen nach.“

Und Melitta jammerte: „Ach, meine schönen, dünnen, seidenen, braunen Strümpfe, warum habe ich mir nur gerade heute keine wollenen angezogen? Aber ich weiß, warum ich das nicht tat,“ verbesserte sie sich schnell, „erstens, weil ich keine wollenen Strümpfe habe, und selbst wenn ich die hätte, hätte ich die nicht angezogen, lieber hole ich mir den Tod.“

Die einzige, die für ihr Kostüm keine Angst empfand, war Dorette, denn bei der Auswahl ihres Anzuges war ja von Anfang an darauf Bedacht genommen worden, daß es auch Regen vertragen könne. Das Kleid würde sich also heute als praktisch erweisen, aber wer nahm sich ihrer Person unterwegs an, wenn es blitzte, donnerte und regnete?

Aber kaum hatte sie das gedacht, da nahte sich ihr auch schon Hilfe, denn Martini tauchte wieder neben ihr auf und erklärte ihr: „Ihre gütige Einwilligung voraussetzend, gnädiges Fräulein, habe ich eben mit den Kameraden verabredet, daß man Ihr körperliches Heil während der Rückfahrt ausschließlich mir überläßt. Es ist das erstmal, daß Sie heute mit der brennenden Laterne fahren müssen, ich habe vorhin die Augen mal zum Fenster hinausgesteckt, es ist da draußen stockfinstere Nacht, kein Mond, kein Sternlein wacht, in solchem Dunkel man nicht ordentlich küssen kann, das

heißt," verbesserte er sich schnell, „der richtige Text heißt wohl etwas anders, und vom Küssen kann zwischen uns schon deshalb im Dunkeln keine Rede sein, weil wir beide, zu denen ich allerdings nicht gehöre, das außerordentlich unpassend finden würden. Aber ernsthaft gesprochen, gnädiges Fräulein, Sie brauchen in der Hinsicht selbstverständlich nicht das geringste von mir zu befürchten, und wenn ich ein klein wenig Unsinn rede, liegt das an dem Gewitter, das im Anzuge ist. Das fährt mir in die Glieder und in meinen Schädel, bis es zum erstemal ordentlich geblitzt hat, dann bin ich wieder ganz Herr meiner selbst. Bis dahin aber bin ich leicht elektrisch geladen und weiß nicht recht, was ich rede. Aber gleichviel, ich werde Sie schon heil und ungeküßt, ich wollte sagen, unversehrt nach Hause bringen.“

Der hat sich weiß Gott einen kleinen Schwips angetrunken, dachte Dorette belustigt, trotzdem freute sie sich, daß gerade er ihr seinen Schutz und seine Begleitung anbot. Aber als man nun gleich darauf mit den brennenden Laternen in die Dunkelheit hinausfuhr, die die Welt umgab, obgleich es erst gegen neun Uhr abends war, da mußte Dorette zu ihrem Schrecken merken, daß sie selbst einen ganz kleinen Schwips hatte. Kam das von der Bowle, von der Gewitterschwüle, von der heißen Luft im Tanzsaal oder von allem zu-

sammen? Das wußte sie selbst nicht, und vielleicht war es auch gar kein richtiger kleiner Schwips, aber so unsicher wie jetzt war sie noch nie gefahren. Das Vorderrad torkelte hin und her, bald zur Rechten, bald zur Linken, aber anstatt es deswegen mit der Angst zu bekommen, belustigte sie sich darüber und lachte fröhlich vor sich hin. Und mit einmal fing sie an zu trällern und zu singen: „Das kommt vom Sekt, der macht so heiter, das Zeug das schmeckt, man pichelt weiter. Man wird so heiter, wird so froh, das alles macht der cli-cla-clot!“

„Im allgemeinen wohl, gnädiges Fräulein,“ stimmte Martini ihr bei, der mit ihr allein den anderen, die ein blödsinnig schnelles Tempo vorgelegt hatten, so schnell Dorette es nur vermochte, nachfuhr. „Im allgemeinen haben Sie wohl recht, gnädiges Fräulein,“ wiederholte er noch einmal, „aber das, was Sie jetzt für eine Champagnerstimmung zu halten scheinen, ist lediglich die Einwirkung der Dunkelheit und der Gewitterschwüle. Beides kann selbst bei den strengsten Alkoholgegnern einen Rausch hervorrufen, den sie gewiß keiner Champagnerflasche und keiner Pfirsichbowle verdanken.“

„Kann sein, kann aber auch nicht sein,“ trällerte Dorette übermütig vor sich hin, aber bei ihr war es ganz gewiß ein ganz kleiner Schwips,

denn sonst hätte sie sich sicher, trotzdem Leutnant Martini bei ihr war, etwas geängstigt und hätte nicht wieder fröhlich aufgelacht, als ihr Vorder-rad nun erneut in das Torkeln kam.

Es war wirklich stockfinstere Nacht, dunkle Gewitterwolken jagten am Himmel, und nun kam auch der Wind auf. Glücklicherweise packte er sie im Rücken und beschleunigte ihre Fahrt, und dieser Wind war wohl auch die Veranlassung, daß es noch nicht regnete. Standen die Götter ihnen bei, so kamen sie noch vor dem Ausbruch des schlimmsten Unwetters leidlich gut nach Hause. So fuhren sie denn nun darauflos, und die Unterhaltung zwischen ihnen beschränkte sich auf wenige Fragen, die Martini an sie stellte und die hauptsächlich auf das Tempo der Fahrt Bezug hatten, bis er nun plötzlich einen so gotteslästerlichen Fluch ausstieß, daß sie ihm erschrocken zurief: „Erbarmung, der Blitz hat doch nicht etwa in Sie eingeschlagen?“

„Nicht einmal der Donner,“ beruhigte er sie schnell, „denn von einem Blitz haben wir wohl beide nichts gesehen, aber es handelt sich um etwas anderes, mein linkes Pedal funktioniert nicht mehr. Das war schon auf der Hinfahrt in Unordnung, die Schraube muß sich gelockert haben, ich wollte die in der Aumühle wieder anziehen, habe es aber dummerweise vergessen und

muß es nun rasch nachholen. Da ich das Handwerkzeug bei mir habe, dauert das höchstens zwei oder drei Minuten. Fahren Sie aber inzwischen nur ruhig weiter, gnädiges Fräulein, ich hole Sie schnellstens wieder ein, und je mehr Sie sich inzwischen der Heimat genähert haben, um so besser ist es."

"Da haben Sie recht," stimmte Dorette ihm bei, bis sie nun, von einem gewissen Angstgefühl befangen, fragte: „Soll ich nicht doch lieber hier auf Sie warten, bis Ihr Rad wieder in Ordnung ist?“

Einen Augenblick überlegte er noch, dann meinte er: „Ich halte es wirklich für besser, wenn Sie vorausfahren. Daß Ihnen unterwegs etwas zustoßen sollte, ist ganz ausgeschlossen, und, wie gesagt, in ein paar Minuten bin ich wieder bei Ihnen.“

„Dann also hoffentlich auf baldiges, sehr baldiges Wiedersehen," rief Dorette ihm zu und fuhr, als Martini nun von seinem Rad abgestiegen war, allein weiter in die Dunkelheit hinein. Allzu behaglich war ihr dabei nicht zumute, und sie begriff auch nicht, daß Martini sie allein fahren ließ. Aber als Offizier hielt er es selbstverständlich für ganz ausgeschlossen, daß sie sich irgendwie ängstigen könne und daß sie ihm zugerufen hätte: „Ach, Herr Leutnant, lassen Sie mich nicht allein, ich habe

solche furchtbare Angst," das gab es nicht, da hätte sie sich ja vor ihm in Grund und Boden schämen müssen. Und als sie erst ein paar Minuten allein gefahren war, da merkte sie, wie ihre Angst immer mehr und mehr verschwand, das kam sicher auch von dem vielen Sekt, der in der Bowle gewesen war, der gab ihr Mut und ließ sie das Seltsame ihrer Lage beinahe belachen. Außerdem mußte Martini sie jeden Augenblick wieder einholen, und jetzt freute sie sich darüber, daß gerade er ihr seine Begleitung angeboten hatte, schon weil er ein so guter Radler war. Da würde ihr unterwegs schon nichts passieren, und falls ihr etwas begegnen sollte, war wenigstens er gleich bei ihr, und ein hübscher Mensch war er auch, und wieder hatte sie heute nachmittag, als er ohne Mütze neben ihr saß, die größte Lust verspürt, ihm mit der Hand über die auffallend kurzgeschnittenen Haare zu fahren. Ob es wohl noch jemals dahin kommen würde, daß sie das unter irgendeinem Vorwand, wenn selbstverständlich auch nur im Scherz, tun konnte?

Hoppla! Um ein Haar wäre sie hingefallen, so sehr war das Vorderrad, weil sie mit ihren Gedanken nicht auf den Weg achtete, in das Schwanken gekommen. Na, glücklicherweise blieb sie noch oben, und nun wollte sie nicht mehr an solchen Unsinn denken, sondern nur noch Obacht geben, daß ihr kein Unfall zustieß. So radelte sie

denn weiter darauflos, und mit angehaltenem Atem lauschte sie nach rückwärts, ob sie Martini noch nicht kommen höre, ob er ihr nicht mit der Glocke seines Rades ein Zeichen gäbe: hallo, nur keine Angst mehr, jetzt komme ich. Aber nichts war zu hören, nichts, aber dann erklang mit einmal ganz kurz hinter ihr das Gekläff eines Hundes, nur eines kleinen Hundes, wie sie an dem Gebell erkannte, aber es war doch immerhin ein Hund. Wie kam der um diese Stunde in diese Einsamkeit? Bis sie plötzlich hell auflachte. Der Hund, der da bellte, war gar kein Hund, das war Leutnant Martini. Sicher, der war es, und das, was er ihr da von seiner losgegangenen Pedalschraube erzählte, war nur ein Vorwand gewesen, um zurückbleiben zu können. Er wollte diese Gelegenheit benutzen, um sie daraufhin auf die Probe zu stellen, ob sie auch fest im Sattel bliebe, wenn ein Hund auf sie losfuhr, denn er hatte ja Hohendorf ausgescholten, daß er diesen Teil des Unterrichts in den Stunden nicht mit ihr durchnahm. Aber das wußte sie sofort, diese Prüfung wollte sie gut bestehen, das war sie nicht nur sich selbst, sondern auch Herrn von Hohendorf schuldig, das letztere ganz besonders heute, wo der irgendeinen geheimen Kummer gehabt zu haben schien. Vielleicht, nein, sicher hatte sein Freund Martini heute im Kasino gesagt: „Du, Hohendorf, paß mal auf,

heute abend werde ich deine ganze Radfahrlehrkünste zuschanden machen. Unter irgendeinem Vorwande belle ich Fräulein Dorette an, ohne daß sie es weiß, daß ich es bin, und ein paar Sekunden später liegt sie im Dreck und streckt alle Viere mitsamt ihrem Rade von sich. Wetten, daß —?“ Und daß Hohendorf diese Wette zu verlieren glaubte, hatte ihm sicher heute seine Laune verdorben, teils des bevorstehenden Verlustes wegen, teils aber auch seiner Blamage als Lehrer willen, schließlich aber vielleicht auch, weil er wohl befürchtete, sie könnte sich ernstlich weh tun, wenn sie hinfallen sollte. Aber sie würde nicht fallen, dieser Hund, der nicht einmal einer war, sollte sie nicht zur Strecke bringen. Aber das mußte sie Martini lassen, er bellte und kläffte einfach großartig, genau wie ein richtiger Hund, und es war nur gut, daß sie sich in der Aumühle, allerdings ohne diese ihr drohende Gefahr zu ahnen, ein klein wenig Mut angetrunken und daß sie auch jetzt immer noch einen ganz, ganz kleinen Schwips hatte — nein, ein Schwips war es nicht, es war höchstens ein Schwipschen, und aus dem heraus lachte sie nun plötzlich hell auf, als das imitierte Hundegebell für einen Augenblick verstummte, wohl weil dem Leutnant vorübergehend die Hundepuste ausgegangen war. Aber nun fing das Gekläff schon wieder an, und das nicht allein, es

wurde immer lauter, und es kam immer näher. Und Dorettes erster übermütiger Gedanken war: ich kneife aus, ich fahre so schnell davon, wie ich nur kann. Aber gleichsam, um ihr zuzurufen: das tust du nicht, erlosch in diesem Augenblick aus ihr unbekanntem Gründen die Laterne. Auch das noch, auf daß es wirklich Nacht um mich werde, dachte sie, und nicht, weil sie jetzt nicht schnell fahren konnte, sondern damit der arme Leutnant Martini sich nicht überanstrengte, fuhr sie ganz langsam. Der mußte sie nun gleich eingeholt haben, denn das Bellen war schon in ihrer aller-nächsten Nähe, obgleich sie von dem hinter ihr fahrenden Rade immer noch nichts hörte. Und mit einmal wußte sie auch, wie das kam. Um sie zu erschrecken, wie Hohendorf ihr das prophezeit hatte, lief Martini wie ein wirklicher Köter auf allen Vieren hinter ihr her, und sicher würde er nun auch, wenn selbstverständlich auch nur im Scherz, den Versuch machen, sie in die Waden zu beißen. Aber nein, so frech zu sein, würde er niemals wagen, und daß sie sich so etwas einbilden konnte, kam auch nur von dem Sekt und von der Bowle, die sie von Anfang an für etwas schwer gehalten hatte. Nein, Leutnant Martini dachte ganz gewiß nicht an solchen Unsinn, wie sie es jetzt tat, aber in derselben Sekunde, in der sie sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hatte, erklang

unmittelbar neben ihr wütendes Gekläff und Gebell, und eine Sekunde später fühlte sie sich an ihrem Kleiderrock gezerrt und gerissen.

„Aber, Herr Leutnant, das gilt doch nicht, da hört doch wirklich jeder Spaß auf,“ wollte sie halb voller Angst, halb lachend ausrufen, doch sie kam nicht mehr dazu, denn plötzlich fiel sie mit dem Rad um und streckte nun wirklich alle Viere von sich. Aber das nicht allein, sie verspürte im rechten Knöchel, mit dem sie auf einen spitzen Stein oder etwas Ähnliches aufgeschlagen sein mußte, einen so niederträchtigen Schmerz, daß sie am liebsten einen lauten Klage-ton in die Welt gesandt hätte. Doch auch zu dem kam sie nicht, denn jetzt fühlte sie dicht vor ihrem Gesicht den heißen Atem eines wirklich nur kleinen Hundes, der sie beschnuppern zu wollen schien, und da wußte sie, wer sie angebellt hatte, nicht der Leutnant Martini, sondern ein richtiger Köter, und das flößte ihr nun solche Angst ein, daß sie laut um Hilfe rief, zumal es ihr nicht gleich gelang, wieder aufzustehen. Aber wenn auch nicht sofort Hilfe kam, so ertönte jetzt wenigstens ein scharfer, gellender Pfiff, und eine herrische Stimme rief: „Bobbi, verfluchter Köter, kommst du wohl gleich hierher.“ Der Hund gehorchte, aber Dorettes Hoffnung, daß der Herr des Hundes aus der Dunkelheit auftauchen möchte, um ihr seine Hilfe anzubieten, erwies sich, wie

schon so manches im Leben, als trügerisch. So lag sie denn nun ganz allein auf der dunklen Landstraße und hatte nur den einen Gedanken: jetzt fehlt es nur noch, daß Leutnant Martini überhaupt nicht mehr kommt und daß es auch noch zu regnen anfängt, dann könnte das eine äußerst angenehme Nacht werden. Bis ihr dann das Aufstehen endlich doch noch gelang, aber das Aufsetzen des rechten Fußes und das Gehen verursachten ihr solche Schmerzen, daß sie weitere Versuche bald aufgab und gegen ihr Rad gelehnt stehen blieb, bis sie es nun mit der Angst bekam und in die sie umgebende immer größer werdende Dunkelheit hinausrief: „Herr Leutnant Mar—ti—ni—, wo bleiben Sie denn nur?“

Und endlich, endlich sah sie das Licht seiner Laterne sich ihr immer mehr und mehr nähern, bis er nun auf ihren Zuruf hin dicht vor ihr absprang und sich bei ihr entschuldigte: „Die Sache mit dem Pedal hat leider viel länger gedauert als ich dachte, aber jetzt sagen Sie mir nur eins, gnädiges Fräulein, warum sind Sie nicht weitergefahren? Ist irgend etwas geschehen?“ Und als sie ihm alles erzählt hatte, ohne es selbstverständlich zu erwähnen, daß sie zuerst geglaubt habe, es handle sich um einen Scherz, den er mit ihr vor habe, schalt er ingrimmig darauflos: „Als ob ich das nicht vorausgesehen hätte, daß es eines Tages

so kommen würde. Das habe ich Hohendorf von Anfang an erklärt, aber der wußte natürlich alles besser. Na, der soll mir morgen mal unter die Augen kommen, dann sage ich ihm meine Ansicht, darauf kann er sich verlassen. Aber nun, gnädiges Fräulein, wollen wir machen, daß wir nach Hause strampeln."

„Aber ich kann doch nicht strampeln, Herr Leutnant," jammerte sie, „ich muß mir meinen rechten Fußknöchel aufgeschlagen oder wenigstens schwer verletzt haben. Es tut wahnsinnig weh, ich stelle mich ganz gewiß nicht an, aber daß ich mit dem Fuß weiterrade, ist vollständig ausgeschlossen."

„Das ist ja eine schöne Geschichte. Na warte, Hohendorf, du kannst morgen was erleben," fluchte Martini vor sich hin, und ohne Dorette Zeit zu lassen, ihren Lehrer zu verteidigen, wie sie es zu tun für ihre Pflicht hielt, fuhr er rasch fort: „Was machen wir da nur? Halt, ich hab's," triumphierte er, „Sie treten ganz einfach nur das linke Pedal und lassen den rechten Fuß ruhig herunterhängen oder, noch besser, damit Sie sich den nicht an dem Pedal stoßen, legen Sie das rechte Bein über die Lenkstange, oder am allerbesten, Sie legen den rechten Fuß in den Schoß oder Sie stecken den in die Kleidertasche, kurz, irgendwohin, wo der Sie nicht stört. Aber das

geht alles selbstverständlich nur dann, wenn Sie es in der Schule gelernt haben, mit einem Pedal zum mindesten halb so schnell zu fahren wie mit beiden."

„Auch das habe ich nicht gelernt," klagte sie, aber um es zu verhindern, daß er wieder auf Hohendorf schelte, setzte sie schnell hinzu: „Das ist aber nur meine Schuld."

Aber er fiel auf die Ausrede nicht hinein, sondern meinte nur: „Das sieht Hohendorf ganz ähnlich, daß er Ihnen auch das nicht beigebracht hat, aber trotzdem, gnädiges Fräulein, wenn Sie es bisher noch nicht lernten, müssen Sie das jetzt lernen, denn auf irgendeine Art und Weise muß ich Sie schließlich heute noch nach Hause bringen."

Der letzteren Ansicht war Dorette erst recht, aber als sie sich nun anschickte, seine Lehren zu befolgen, war ihr Wille zwar der allerbeste, aber ihre Kräfte reichten nicht dazu aus, um den Willen in die Tat umzusetzen. Als sie nur mit dem linken Pedal zu treten versuchte, fuhr ihr das rechte Pedal fortwährend gegen den Fuß, so daß ihr der rechte innere Knöchel beinahe ebenso weh tat wie der rechte äußere, den sie sich bei dem Sturz verletzt haben mußte. Und als sie nun versuchte, das rechte Bein über die Lenkstange zu legen und nun gar erst in ihren Schoß, um so zu

tun, als ob das rechte Bein sie gar nichts angehe, sondern als gehöre das gewissermaßen einer Freundin, die sie gebeten hatte, ihr das mit nach Hause zu bringen, weil sie es selbst irgendwo versehentlich hätte liegen lassen, da ging das erst recht nicht, und um ein Haar wäre sie wieder mitsamt dem Rad hingestürzt, wenn Martini sie nicht im letzten Augenblick aufgefangen hätte. Dann aber stöhnten beide aus gepreßtem Herzen fast gleichzeitig auf und fragten sich gegenseitig: „Was machen wir nun?“ Im ersten Augenblick wußten das beide nicht, dann aber meinte Martini mit einem Anflug von Galgenhumor: „Was wir nun machen, gnädiges Fräulein? Jetzt warten wir zunächst mal ab, bis der Gewitterregen von oben herab herunterkullert. Bis es soweit ist, kann es nur noch wenige Minuten dauern, denn drippen tut es jetzt schon, und wenn es herunterpladdert was es nur kann, dann stellen wir uns in Gedanken unter den nicht vorhandenen Regenschirm und singen das herrliche Duett: ‚Kinder, san wir lustig, Kinder san wir froh!‘“ Und mit der ernsthaftesten Stimme von der Welt erkundigte er sich: „Sie können doch singen, gnädiges Fräulein?“

„Das schon,“ gab sie ihm halb lachend, halb weinerlich zur Antwort, denn als hätten sie nur auf seine Worte gewartet, begannen jetzt die ersten schweren Regentropfen herniederzufallen, so daß

es mit dem bisherigen Gedrippe, wie Martini das genannt hatte, nun endgültig vorbei war und daß Dorette sich erneut erkundigte: „Was machen wir nur?“

Abermals fluchte Fritze Martini vor sich hin, bis er ihr zurief: „Da Sie nicht nach Hause fahren und auch nicht gehen können, gnädiges Fräulein, und es hier selbstverständlich nicht abwarten wollen, bis vielleicht nach Wochen bei schönem Wetter zufällig ein Wagen vorüberkommt, bleibt nur eins, ich trage Sie nach Hause. Aber nein, tragen kann ich Sie nicht, gnädiges Fräulein,“ verbesserte er sich, „meine beiden Hände brauche ich, um unsere Räder zu schieben, denn wenn wir die hier über Nacht stehen lassen, sind die morgen früh derartig geklaut, daß keine ausgesetzte Belohnung sie jemals wiederfindet. Ich kann Sie deshalb also nicht in meine Arme nehmen, gnädiges Fräulein, sondern ich muß Sie schon bitten, es sich nach Möglichkeit auf meinem Rücken bequem zu machen. Mit der gewöhnlichen Art des Huckepackreitens ist es allerdings auch Essig, denn um Sie da festzuhalten, brauchte ich ebenfalls meine Hände. Wir müssen die Sache also schon ein klein wenig anders machen. Sie steigen auf meinen Rücken und knoten Ihre Beine vorn in meiner ungefähren Magengegend fest zusammen, mit Ihren Händen halten Sie sich an meinen Schultern fest,

und so ziehen wir durch die Lande, während ich mit jeder Hand ein Rad schiebe."

„Aber das geht doch nicht, Herr Leutnant,“ widersprach Dorette, „ich bin zwar glücklicherweise nur 106 Pfund schwer, aber selbst die würden Ihnen auf die Dauer zu schwer werden.“

„Halten Sie mich für eine zerbrechliche Meißener Porzellanfigur, gnädiges Fräulein?“ fragte er dagegen. „Ein Gewicht von 106 Pfund merkt man doch gar nicht, und wenn Sie erst auf meinem Rücken sitzen, möchte ich Sie jetzt schon bitten, mir von Zeit zu Zeit zuzurufen, daß Sie noch da sind, damit ich mich nicht unnötig der Befürchtung hingebende, Sie unterwegs verloren zu haben. Im übrigen, gnädiges Fräulein, kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, daß Sie nicht allzu lange auf meinem Rücken zu sitzen brauchen. Mich bei dieser Dunkelheit im Gelände zu orientieren, ist natürlich unmöglich, aber wenn ich mich nicht sehr irre, können wir nicht mehr allzu weit von einem der Häuser entfernt sein, die hier vereinzelt außerhalb der Stadt an der Straße liegen. Sobald wir das erste erreicht haben, suchen wir dort Unterkunft, bis der Regen sich legt, dann sehen wir weiter. Vielleicht haben die Leute irgendein Fuhrwerk, im schlimmsten Falle eine Schubkarre, die sie uns zur Verfügung stellen. Aber nun möchte ich Sie wirklich bitten, gnädiges Fräulein, ver-

trauensvoll auf meinem Rücken Platz zu nehmen. Mir regnet es schon ganz bedeutend hinten in den Kragen hinein."

Aber trotz dieser erneuten Aufforderung zögerte Dorette immer noch, sein Anerbieten anzunehmen, bis sie schließlich einsah, daß ihr zu tun nichts anderes übrig blieb. So nahm sie denn den Platz auf seinem Rücken ein, nachdem er ihr dabei behilflich gewesen war, und in jeder Hand ein Rad schiebend, das er gleichsam als Stütze benutzte, zog Martini nun mit seiner Last dahin. Es waren allerdings ja nur 106 Pfund, die er trug, aber er spürte die schließlich doch, aber wenn er sie auch spürte, sie drückte ihn nicht, ja, er empfand es sogar als ein Vergnügen, die hübsche Dorette auf seinem Rücken zu tragen, und am liebsten hätte er ihr das auch fortwährend gesagt, aber er hielt das nicht für passend, und dann wäre ihm das Sprechen doch etwas schwer gefallen. So begnügte er sich denn damit, ihr von Zeit zu Zeit zuzurufen: „Sind Sie noch da, gnädiges Fräulein? Hoffentlich langweilen Sie sich dort oben nicht zu sehr. Ich würde Ihnen ja gerne einen Band guter Reiselektüre zu lesen geben, aber leider habe ich keinen bei mir, und selbst wenn ich den hätte, würde die mangelhafte Beleuchtung das Lesen doch wohl nicht gestatten. Im übrigen wollen wir uns im Interesse der Landleute freuen, daß es nun endlich mal schön

regnet, denn, nicht wahr, gnädiges Fräulein, es regnet doch sogar sehr schön?"

Ja, es regnete nicht nur, es goß und zwischen- durch krachte der Donner, während die Blitze glücklicherweise nur seltener kamen, aber wenn es einmal blitzte, geschah es um so stärker, so daß es dann um sie beide herum fast tageshell wurde, und bei einem dieser Blitze geschah es, daß Martini ihr triumphierend zurief: „Habe ich es nicht gesagt, gnädiges Fräulein, die erste Stätte, in der ein guter Mensch sich des Morgens, wenn er aufgestanden ist, seinen Kaffee kocht, ist nicht mehr fern. Sahen Sie dort eben zur Rechten auch das Haus? Spätestens in fünf Minuten sind wir dort.“

Ganz so schnell ging es aber doch nicht, bis sie das schützende Dach erreicht hatten, dann aber wurde ihnen dort, als sie anklopften und um Unterkommen baten, bereitwilligst geöffnet, aber das nicht allein, die Wirtin, die, wie sie gleich erzählte, voller Ungeduld ihren Mann zurück- erwartete, der zu Fuß in die Stadt gegangen sei, da ihr einziges Pferd plötzlich krank geworden wäre, nahm sich Dorettes voller Liebe und Fürsorge an. Sie führte beide in ihre beste Stube und erklärte sich sofort ungebeten bereit, ihnen heißen Kaffee zu kochen. Damit war auch Dorette sehr einverstanden und nahm das freundliche An-

erbieten mit bestem Dank an. Desto mehr aber sträubte sie sich, als Martini nun energisch darauf bestand, die Wunde an ihrem Fuß ansehen zu wollen, schon um die Bäuerin vielleicht bitten zu können, ihm einen Verband für sie zu geben, „denn auf so etwas verstehe ich mich ausgezeichnet, gnädiges Fräulein,“ setzte er erklärend hinzu. „Ich habe nicht umsonst als Fähnrich und auch noch hinterher an dem Krankenträgerunterricht teilgenommen. Die Sache hat mir immer viel Spaß gemacht, schon weil ich mir sagte: wer weiß, ob und wann du deine Verbandskünste einmal gebrauchen kannst. Allerdings, daß ich die einmal an einem so hübschen Fuß, wie Sie den sicher haben, gnädiges Fräulein, verwerten könnte, habe ich in meinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt, ich wollte natürlich sagen, das hätte ich nie gedacht. Aber nun ist die Stunde da, jetzt, Fritze Martini, zeige mal, was du kannst.“

Und Dorette mochte sich sträuben soviel sie wollte, es half ihr nichts. Nachdem er sie in einen großen Lehnstuhl gesetzt hatte, dessen Lederbezug ihre nassen Kleider nichts schaden konnte, war er vor ihr niedergekniet und schnürte ihr jetzt den rechten hohen Stiefel auf, um den ganz vorsichtig abziehen, und ohne daß sie es hätte verhindern können, zog er ihr auch den rechten Strumpf herunter, nachdem sie selbst schnell den Strumpf-

halter gelöst hatte, denn sonst wäre er in seiner Sorge um sie vielleicht imstande gewesen, auch das selbst zu tun. Aber so vorsichtig er den Strumpf auch auszog, einmal stieß sie doch einen leisen Schmerzensschrei aus, als der Strumpf über den Knöchel hinwegrutschen sollte und nicht wollte, weil er es so ohne weiteres nicht konnte, da das Blut den Strumpf an dem Fuß festkleben ließ. Ja, der Knöchel mußte sogar ganz ordentlich geblutet haben, und ein paar Tropfen flossen auch jetzt noch aus der Wunde. Aber das nicht allein, der Knöchel war stark angeschwollen, und daß der sehr weh getan haben mußte und auch jetzt noch schmerzte, sah selbst ein medizinischer Laie, wie Fritze Martini es war, auf den ersten Blick. „Na, gnädiges Fräulein,“ meinte er, nachdem er sich die etwas blutige Angelegenheit eine ganze Weile betrachtet hatte, „schön sieht das ja allerdings in Ihrem Interesse nicht aus, aber ‚der Patienten Leid ist der Doktoren Freud‘. Je schlechter es dem Patienten geht, desto mehr freut sich der Doktor schon auf die große Rechnung, die er den Erben des von ihm unter die Erde Gebrachten senden kann. Aber meine Arztrechnung brauchen Sie nicht zu befürchten, die Behandlung ist ebenso billig wie die Medikamente, die wir brauchen. Wir nehmen ganz einfach *aqua pura calida*, jawohl, gnädiges Fräulein,“ wiederholte er noch einmal,

„*aqua pura calida clara*, das hört sich zwar furchtbar gelehrt an, heißt aber auf deutsch weiter nichts als warmes Wasser. Damit wasche ich Ihnen zunächst die Wunde rein, binde dann ein reines Läppel darum, auf das wir Vaseline oder etwas ähnliches streichen, und wenn Sie sich auch weiterhin meiner Behandlung anvertrauen, garantiere ich Ihnen schon heute dafür, daß Sie spätestens, aber auch allerspätstens bis Weihnachten wieder gesund sind.“

„Das sind ja schöne Aussichten,“ meinte Dorette unwillkürlich lachend, „denn jetzt sind wir ja erst im Juli,“ bis sie nun plötzlich anscheinend ganz ernsthaft fragte: „Sagen Sie bitte, Herr Doktor, glauben Sie nicht, daß ich vielleicht doch etwas eher wieder gesund bin, wenn Sie sich endlich entschließen würden, den Fuß mit dem von Ihnen verordneten Wasser zu behandeln?“

Immer noch zu ihren Füßen sitzend, sah er zu ihr auf: „Muß das gleich sein, gnädiges Fräulein, hat das nicht noch etwas Zeit? Sehen Sie, gnädiges Fräulein, mir geht es mit Ihrem kranken Fuß wie jedem jungen Arzt mit dem kranken Körperteil, den sein erster Patient ihm anvertraut. Den möchte er am liebsten so wie er ist, in Spiritus setzen, damit der ewig krank bleibt, denn wer kann wissen, ob man seine Kunst bei einem neuen Leiden zeigen kann. Mir wird sobald gewiß kein neuer

Patient beschert, ganz gewiß aber nie wieder ein so hübscher Fuß, denn der ist so hübsch, daß ich ihn gern noch möglichst lange in meinen Händen halten möchte."

Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen, Herr Leutnant, das habe ich Ihnen schon lange angemerkt, hätte Dorette ihm am liebsten halb verlegen, halb erfreut zur Antwort gegeben, aber sie schwieg, er brauchte ja nichts davon zu wissen, daß sie es bemerkt hatte, wie er sich nicht entschließen konnte, ihren Fuß loszulassen. So meinte sie denn jetzt nur: „Sie haben vorhin zwar mit den Kenntnissen geprahlt, Herr Leutnant, die Sie sich bei dem Krankenträgerunterricht erwarben, aber allzu weit scheint es mit denen nicht her zu sein, sonst müßten Sie wissen, daß der Arzt erst in letzter Linie an sich selbst, in erster Linie aber an seinen Patienten denkt."

„Natürlich weiß ich das, gnädiges Fräulein," stimmte er ihr bei, „und nun passen Sie mal auf, jetzt werde ich Ihnen sofort beweisen, wie ich das weiß. Ich werde mich nun sofort mit unserer kaffeekochenden Wirtin in Verbindung setzen, der das ganze Kaffeewasser fortnehmen, in dem hoffentlich noch kein Kaffee herumschwimmt, dann lasse ich mir reine Leinwand und alles geben, was ich sonst noch brauche, und spätestens in fünf Minuten beginnt die Fußwaschung."

Gleich darauf eilte er hinaus, um schon in kürzester Zeit mit warmem Wasser, mit Verbandwatte, reinem Leinen und einem sauberen Handtuch wieder zurückzukommen und um erneut vor ihr niederzuknien: „So, gnädiges Fräulein, nun legen Sie mal vertrauensvoll Ihren Fuß in meine Hände und passen Sie auf, was ich für eine leichte Hand habe. Ob das wahr ist, weiß ich zwar nicht, aber etwas Ähnliches sagt bekanntlich jeder Chirurg, bevor er seinem Kranken so weh tut, daß der ihn winselnd in das bessere Jenseits verwünscht. Und nicht wahr, gnädiges Fräulein, das tat eben nicht weh? Und nicht wahr, gnädiges Fräulein,“ fragte er nun nochmals, „ich tue Ihnen doch wirklich nicht weh?“

Und das tat er ganz gewiß nicht. Das Wasser, mit dem er ihr die blutende Wunde abwusch, war so schön warm, die Watte so weich und seine Hand so leicht, daß sie nicht den allerleisesten Schmerz verspürte, daß vielmehr ein molliges und wohliges Gefühl ihren ganzen Körper durchströmte. Nein, das tat ihr nicht im geringsten weh, und ihretwegen hätte diese Fußwaschung lange, länger, am längsten dauern können, schon weil es ihr Freude machte, zu sehen, wie er noch immer vor ihr kniend, ängstlich um sie besorgt war. Und als sie jetzt wieder zu ihm hinuntersah, da, sie wußte selbst nicht, kam das

immer noch von dem Champagner oder von der Gewitterluft, oder von der dumpfen Schwüle hier im Zimmer, in dem sich die Wärme mit dem Geruch der Petroleumlampe paarte, nein, sie wußte wirklich nicht woran das lag, aber plötzlich wandelte sie unwiderstehlich abermals die Lust an, ihm, wenn auch nur ein einziges Mal, mit der Hand über seine kurzen Borstenhaare zu fahren, um festzustellen, ob auch er das goldig fände, oder wenigstens um zu erfahren, ob sie selbst dabei etwas empfände. Die Gelegenheit war heute so günstig wie noch nie, vielleicht bot sich die nie, nie wieder, aber so ohne weiteres durfte sie die natürlich trotzdem nicht benutzen, und vor allen Dingen durfte er nicht erraten, warum sie das tat. Auch durfte er unter gar keinen Umständen bei dem, was sie tun wollte, an eine Absicht ihrerseits glauben, sondern lediglich an einen Zufall. Und gerade weil sie jetzt keinen, aber auch nicht den allerleisesten Schmerz verspürte, stieß sie plötzlich einen leisen Schrei aus, und wie man einen Zahnarzt zuweilen mit der Hand vor den Bauch stößt, damit er mit seiner Bohrmaschine endlich mal eine Bohrpause mache, so fuhr sie ihm jetzt mit der Hand in die Haare, um dadurch zu zeigen, wie sehr sie leide. Aber noch mehr, sie tat, als wollten ihre Finger sich in seinen Haaren festballen, und erst als sie die Haare nicht fand,

lösten sich ihre Finger anscheinend ganz mechanisch und blieben einen Augenblick ruhig und regungslos auf seinem Kopfe liegen, bis sie jetzt ein paarmal langsam wie in nervösen Zuckungen leise und zärtlich über seine Haare hinwegfuhr.

Von dem, was du da tust, darfst du nichts wissen, das bist du dir schuldig, sagte sich Dorette, und damit sie wirklich nichts davon wisse, schloß sie die Augen und lehnte sich erschöpft in ihrem Stuhl zurück. Dann aber streichelte sie seine Haare weiter, bis sie nun fühlte, wie er für einen kurzen Augenblick damit aufhörte, ihren Fuß weiter zu behandeln, und bis sie noch eins fühlte: wie unter der Berührung ihrer Hände ein ganz leises Zittern durch seinen Körper ging. Und trotzdem sie die Augen ganz fest geschlossen hielt, merkte sie doch, wie er zu ihr aufsah, als wolle er sie fragen: Weißt du auch, was du mir da tust, und weißt du auch, wie schön das für mich ist?

Aber nein, sie wußte nichts davon, sie durfte nichts davon wissen, und deshalb sandte sie ein Eilgebet gen Himmel, die Götter möchten ihr gnädig sein und ihr eine Ohnmacht schicken. Echt brauchte die je gerade nicht zu sein, aber die mußte wenigstens echt aussehen. Und die Götter waren ihr gnädig, schon weil sie denen die Erfüllung ihres Gebetes erleichterte, sie stellte sich plötzlich derartig ohnmächtig, daß selbst ein besserer Arzt,

als Martini es war, nicht gleich gewußt hätte, ob diese Ohnmacht echt oder nur eine gute Imitation war, und sie blieb so lange ohnmächtig in ihrem Stuhl liegen, bis es Martini mit ihrer Hilfe endlich gelang, sie wieder in dieses Dasein zurückzurufen. Dann aber richtete sie sich langsam auf, und mit großen, erstaunten Augen um sich sehend, stellte sie die Frage, die alle stellen, die da so tun, als ob sie ohnmächtig waren, die aber niemand stellt, der es wirklich war, die Frage: „Wo bin ich?“

Und da Fritze Martini es bei dem Kranken-trägerunterricht wohl zur Not gelernt hatte, kranke Füße zu behandeln, da er aber auf dem Gebiet der sogenannten Ohnmachtsanfälle keine Erfahrungen besaß, glaubte er ihr, daß sie das wirklich nicht wisse.



Was Martini im Grunde seines Herzens selbst nicht glaubte, als er es Dorette zum Trost auf der Landstraße zurief, hatte sich trotzdem oder gerade deshalb erfüllt. Als der Bauer, unter dessen Dach er mit Dorette eine so freundliche Aufnahme fand, nach Hause gekommen war, war es mit dessen Hilfe gelungen, in der Nachbarschaft ein Fuhrwerk aufzutreiben, und wenn auch in

später Abendstunde, hatte er Dorette bei dem noch immer anhaltenden Gewitter unter Donner und Blitz im strömendsten Regen heil und unversehrt bis auf den verletzten Fuß, den er mit einer im Hause des Bauern aufgetriebenen neuen Leinwandbinde nach allen Regeln der Kunst bandagiert hatte, bei ihren Eltern abliefern können. Darüber herrschte im Hause des Herrn Oberpräsidialrates mit der weißen Krawatte, die er, wie Martini bei dieser Gelegenheit feststellte, selbst abends zu dem bequemen Hausrock trug, heller Jubel und lautes Entzücken, da man schon ernstlich für das Kind besorgt gewesen war und nicht nur mit der Möglichkeit, sondern mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet hatte, daß ihr ein schweres Unglück zugestoßen sei. Diese kleine Fußverletzung würde ja glücklicherweise nicht lange dauern. Jubel hatte geherrscht, als Dorette wieder zu Hause war, und ihre Eltern hatten nicht aufgehört, ihm für all das zu danken, was er ihrem Kinde heute Gutes getan zu haben schien, ja, obgleich er klitschenaß war, hatten sie ihn in die gute Stube genötigt und ihm ein paar Kognaks eingeflößt, bis er, im Begriff sich zu verabschieden, aus seiner inneren linken Brusttasche Dorettes Strumpf, den er bisher dort aufbewahrte, hervorzog und diesen nun den Eltern, da Dorette gleich in ihr Zimmer gehumpelt war, übergab. Den rechten Stiefel hatte Dorette,

als sie zu Hause ankamen, selbst in der Hand getragen, den Strumpf schien sie aber ganz vergessen zu haben, und auch Martini hätte um ein Haar nicht daran gedacht, bis er den schließlich doch noch ablieferte.

Er, Fritze Martini, ein unverheirateter Leutnant, hatte den Strumpf ihrer Tochter in seiner Brusttasche auf seinem Herzen getragen! Das schienen Dorettes Eltern, nach dem Gesicht zu urteilen, das sie bei der Empfangnahme dieses doch bis zu einem gewissen Grade intimen Bekleidungsstückes ihres Kindes aufsteckten, im höchsten Grade unsittlich und verwerflich zu finden, und der Herr Oberpräsidialrat hatte nervös an seiner weißen Krawatte herumgezerrt, als sei endlich der Augenblick gekommen, in dem er die weiße Krawatte gegen eine schwarze vertauschen müsse. Aber das nicht allein, es hatte den Anschein gehabt, als wolle er eine der Situation entsprechende kurze Ansprache halten, bis seine Frau ihm nur das eine Wort „Männe“ zurief, das aber in einer Art und Weise, die ihm glücklicherweise jedes weitere Wort abschnitt.

So war Martini denn ohne die von dem Herrn Oberpräsidialrat geplante Rede nach Hause gekommen, um gleich darauf in der stillen Hoffnung in sein Bett zu kriechen, daß der Unfall für Dorette keine weiteren Folgen haben werde. Und

das war, wie sich sehr bald herausstellte, auch nicht der Fall. Schon nach acht Tagen zeigte sie sich wieder auf der Straße und erklärte allen Bekannten, sie sei schon wieder vollständig strampelfähig, und ihretwegen könne der nächste Ausflug nach der Aumühle oder sonst wohin jeden Tag stattfinden. Dorette vergaß auch nie hinzuzusetzen, daß ihr Fuß so schnell wieder geheilt sei, verdanke sie nach der Aussage ihres Hausarztes in erster Linie der wirklich sehr geschickten Behandlung durch Leutnant Martini. Und für alle Fälle setzte sie vorsichtshalber hinzu, Martini habe sich zwar tatsächlich äußerst geschickt dabei angestellt, aber trotzdem habe er ihr einmal so weh getan, daß sie ihm am liebsten in die Haare gefahren wäre, wenn er nur welche gehabt hätte. Das aber sagte sie in der Hoffnung, daß man es an Martini widersagen möge und damit der sich vielleicht deshalb entschlösse, sich seine Haare wieder wachsen zu lassen, denn das stand bei ihr fest, er durfte diesen kurzen Haarschopf nicht behalten, weil sie sich endlich darüber klar werden wollte, ob sie für den Leutnant Martini als solchen eine Zuneigung empfinde, oder ob es nur seine kurzen Borsten wären, die einen Reiz auf sie ausübten. Über diesen Punkt hatte sie, als sie mit dem kranken Fuß das Zimmer hüten mußte, viel, viel nachgedacht, ohne zu einem endgültigen Re-

sultat zu kommen, wemgleich sie es vor sich selbst nicht leugnen wollte und konnte, daß es auch ihr ein außerordentlich angenehmes und sehr kitzelndes Gefühl verursachte, als sie ihm mit der Hand über den Kopf strich. Goldig war es nun ja gerade nicht gewesen, wohl aber bis zu einem gewissen Grade sehr süß, aber das war für ein erwachsenes, junges Mädchen wie sie doch kein ernstlicher Grund, sich in ihn zu verlieben.

Dorette hatte nachgedacht und gegrübelt und sich zugleich dabei ertappt, daß sie sich in Gedanken fast gar nicht mehr mit Leutnant von Hohendorf beschäftigte. Aber das war sicher ganz allein seine Schuld. Warum hatte er sich bei dem letzten Ausflug so wenig um sie gekümmert und sich gleich wieder fortgraulen lassen, als er endlich an ihrer Seite Platz nehmen wollte. Deshalb hatte sie auch ohne jede Spur von Eifersucht zugehört, wie Hannelore, als diese einmal zu ihr kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, ihr von Heini dem Sparsamen vorschwärmt und ihr erzählte, sie habe sich auf der Rückfahrt von der Aumühle mit ihm so gut unterhalten, daß sie darüber das Unwetter beinahe völlig vergessen hätte. Im Anschluß daran aber hatte auch Hannelore den Wunsch geäußert, daß man bald einmal wieder nach der Aumühle hinausfahren, und daß Mellenbach sie alle erneut zu einer Bowle ein-

laden möchte, denn es wäre doch einfach reizend gewesen.

Ja, reizend war der Ausflug gewesen, darin stimmte Dorette der Freundin bei, der Ansicht waren auch alle anderen, und die Kameraden legten es Mellenbach bei jeder Gelegenheit nahe, sie alle baldmöglichst einmal wieder auf einen toten Onkel einzuladen, aber Mellenbach stellte sich auf dem Einladungsohr taub, weil er als einziger sich an dem Nachmittag nicht vergnügt hatte. Gewiß, es war sehr ehrenvoll gewesen, den lebenswürdigen Wirt zu spielen, und es war auch sehr schmeichelhaft für ihn, daß es seinen Gästen so gut schmeckte, aber je länger die Bowle dauerte und je ausgelassener die Stimmung wurde, desto mehr hatte ihm plötzlich ein junges Mädchen gefehlt, mit dem auch er sich hätte amüsieren können, wie die Kameraden es mit den anwesenden Damen taten. Natürlich hatte er, als er an eine dachte, dabei an keine besondere gedacht, bis er sich plötzlich im stillen sagte: schade, daß Fräulein von Rettburg nicht hier ist, der würde es sicher besonders gut schmecken, und gerade mit der zu tanzen, würde dir ein großes Vergnügen sein. Aber die kleine Alice war nicht da, und der Himmel mochte wissen, wo die steckte, vielleicht wußte es Alices Tante, die Frau seines Hauptmanns, aber als er sich mit der in ein Gespräch einließ, erzählte die ihm

alles mögliche, nur nicht das, was er gern gewußt hätte, und unmöglich konnte er doch danach fragen. Nein, er war an dem Nachmittag wirklich nicht auf seine Unterhaltungskosten gekommen, und doch wäre das trotz alledem vielleicht noch geschehen, wenn er es nicht hätte mit ansehen müssen, wie sich ganz plötzlich und für ihn gänzlich überraschend zwischen Melitta und Muehler ein kleiner Flirt anzubandeln schien. Wie kam Muehler nur auf so etwas, und warum verfiel der gerade auf Fräulein Melitta, und warum sah er selbst die heute zum erstenmal mit ganz anderen Augen an als sonst? Das eine ärgerte ihn ebenso wie das andere, und deshalb hatte er sich als einziger darüber gefreut, als der Wirt das herankommende Gewitter meldete und dadurch alle zum Aufbruch ermahnte. Das freute ihn auch für Muehler, denn es lag ja in dessen Interesse, daß der heute nicht zu lange mit der kleinen Melitta zusammenblieb, damit der sich nicht etwa in die verliebe. Wenn die Stimmung des heutigen Tages erst verflossen war, würde der über die schon wieder so denken, wie sich das für einen der Kameraden gehörte, der da gelobt hatte, keinerlei Verlobungs- und Heiratsgedanken zu fassen. Aber zu seinem Erstaunen mußte er dem in den nächsten Tagen immer mehr anmerken, daß mit dem eine Veränderung vorging. Und wenn er für seine Per-

son sich nicht mehr darüber ärgerte, daß Muehler für die kleine Melitta ein wenn auch nur ungefährliches Feuer gefangen zu haben schien, so lag das wohl daran, daß das Interesse, das er selbst an jenem Nachmittag an Fräulein Melitta nahm, wirklich nur eine Eintagsfliege gewesen sein mußte. Nein, ihn persönlich ließ es ganz kalt, wie der Kamerad über die Melitta dachte, der arme Kerl tat ihm nur leid, weil er sich fragte: Was soll bei dem bestehenden Kasinokeuschheitsgelübde daraus werden? Und schon, damit eine neue Bowlenstimmung dem Kameraden den Kopf nicht noch mehr verdrehe, nahm er sich fest vor, lieber sonst was zu tun, als in absehbarer Zeit eine neue Bowle zu stiften. Und er wurde in diesem Vorsatz noch bestärkt, als er sich der Erkenntnis nicht länger verschließen zu können glaubte, daß auch mit Hohendorf und Martini etwas nicht mehr stimme. Auch die beiden machten so den Eindruck, als ob auf die das Wort passe: Den Mann hat's! Und in Wirklichkeit, ohne daß Mellenbach die Einzelheiten kannte und ahnte, hatte es die drei sogar mächtig.

Heini der Sparsame gestand es sich auch offen ein, wie es um ihn stand. Die Zuneigung zu Hannelore war ebenso plötzlich über ihn gekommen, wie seine Zuneigung zu Dorette verflüchtigt war, und daß es so kam, war nicht seine Schuld, sondern

die des Tages: was jeder Tag will, das wird er dir sagen, was jeder Tag will, mußst du ihn fragen. Und auch, ohne daß er danach fragte, hatte jener Tag, obgleich es nur ein Nachmittag war, es sicher gewollt, daß er sich in Hannelore verliebe. Das sollte wohl seine Strafe dafür sein, daß er kaum noch an die hübsche Marga dachte. Seine Liebe zu Marga schien endgültig vorbei zu sein, das merkte er auch daran, daß er seine Sparbüchse in wahrhaft sündhafter Weise vernachlässigte. Er tat gar nichts mehr in die hinein, sondern nahm nur noch aus der heraus, und er hätte aus der noch viel mehr herausgenommen, wenn in der nur mehr drinnen gewesen wäre. Aber das größte Zeichen seiner Verliebtheit war nach seiner ehrlichsten Ansicht, daß er gar nicht danach fragte, was daraus werden sollte, sondern daß er lediglich glücklich war, verliebt zu sein. Für wenige Stunden war er allerdings einmal an Hannelore irre geworden, und das war geschehen, als sie ihm den Goethespruch als eine auf Holz gebrannte Handarbeit zur freundlichen Erinnerung und zur dauernden Beherzigung übersandte. Da hatte er einen nicht unbedeutenden Enttäuschungsschlaganfall erlitten, denn wenn es etwas auf der Welt gab, was er als geschmacklos haßte, waren es solche gebrannte Wandbretter. Wie konnte ausgerechnet Hannelore ihm so etwas schicken und

etwas Derartiges für ihn arbeiten? Und er fand seine Ruhe erst wieder, als sie ihn darüber aufklärte. Sie hatte ihm seinen Wunsch, ihm den Spruch aufzuschreiben, nicht erfüllt, weil sie doch immerhin damit rechnen müsse, daß einige seiner Kameraden, wenn auch nur von den Gesellschaftstischkarten her, ihre Handschrift kannten, und daß die ihn fragen konnten: „Nanu, wie kommt Fräulein Hannelore dazu, dir diesen selbstgeschriebenen Vers unter Glas und Rahmen zu schicken?“ Und um den letzten Schatten von seiner heimlichen Liebe zu nehmen, hatte sie ihm halb lachend, halb schuldbewußt erklärt, sie habe den Spruch gar nicht selbst auf das Holz gebrannt, sondern sie habe das Wandbrett in einem hiesigen Geschäft anfertigen lassen, und als sie ihn zum Schluß fragte, ob er ihr deswegen böse sei, da hatte er sich derartig blödsinnig über ihre Worte gefreut, daß er ihr am liebsten um den Hals gefallen und sie blödsinnig abgeküßt hätte. Jawohl, abgeküßt und nicht nur geküßt, denn das Küssen war ganz gewiß auch sehr schön, aber noch viel, viel schöner war das Abküssen. Er aber kam leider nicht einmal zum Küssen, wenigstens nicht in Wirklichkeit, und davon, daß er Hannelore dafür in Gedanken um so mehr abküßte, hatte er auch nicht viel. Aber er tat es trotzdem, denn er war verliebt.

Und Fritze Martini litt an derselben Krank-

heit, und die äußerte sich bei dem darin, daß er die Kameraden, ohne daß die den wahren Grund ahnten, fortwährend fragte: „Soll ich mir nun meine Haare so kurz stehen lassen, wie sie stehen, oder soll ich sie mir doch wieder wachsen lassen?“ Für ihn selbst stand fest, die Haare blieben wie sie waren, denn diesen seinen Haarschopf, der nicht einmal einer war, hatte Dorette mit ihren schlanken, hübschen Händen gestreichelt. Gewiß, die wußte nicht, was sie tat, denn als sie es tat, war sie schon neunzehntel ohnmächtig, aber trotzdem, sie h a t t e seine Haare gestreichelt, und das war schön gewesen! Kalt und heiß war es ihm über den Rücken und durch alle Glieder gefahren! Ja, diese Liebkosung hatte ihm und seinem von den Vorgesetzten soviel gelästerten Haarwuchs gutgetan, er hatte die gewissermaßen als eine Ehrenrettung seiner viel geschmähten Haartülle betrachtet, und nun sollte er die Stätte, die ihre Hand berührte, dadurch gleichsam vernichten, daß er über die wilde, lange Haare wachsen ließ, die da emporwachsen und wucherten wie das Unkraut bei einem Gedenkstein, den man nicht hütet und nicht pflegt? Das sollte ihm gerade einfallen, aber was dann, wenn es ihm nicht einfiel? Die Fortsetzung sah er voraus, zunächst ein neues Donnerwetter seitens der Vorgesetzten und dann eine Strafversetzung Gott weiß wohin. Die Strafversetzung

winkte, aber er wollte sich nicht versetzen lassen, und doch lieber noch das als nachgeben. Aber wenn er nicht nachgab, hieß es nicht nur von den Kameraden, sondern auch von den kleinen Mädchen im Städtchen Abschied nehmen, dann sah er auch Dorette nicht wieder, und das paßte ihm absolut nicht in seinen Kram, denn die Dorette gefiel ihm von allen, die er bisher in seinem Leben kennen lernte, und das waren glücklicherweise nicht wenige, am allerbesten. Natürlich einen praktischen Sinn hatte dieses Verliebtsein in sie nicht, aber gerade das verlieh diesem Verliebtsein einen besonderen Reiz, obgleich natürlich auch eine Ehe mit Dorette sicher ihren sehr großen Reiz gehabt hätte. Schön, sehr schön mußte es sein, die hübsche Dorette so auf Händen durch das ganze Leben tragen zu dürfen, wie er sie letzthin in der Gewitternacht auf seinem Rücken durch den Wald trug. Wie fest hatte sie sich an ihn geklammert, und wie hatte sie sich ganz auf seine Stärke verlassen, welches Vertrauen hatte sie in ihn gesetzt, und wie dankbar war sie ihm hinterher gewesen, als sie an seiner Seite im Wagen saß und als sie sich da endgültig geborgen fühlte. Wie fröhlich hatte sie da schon wieder gelacht und gescherzt, und wie herzlich hatte sie ihm die Hand gedrückt, bevor er sie aus dem Wagen hob, um sie wie ein kleines Kind auf den Armen in das Haus zu

tragen, in dem die Eltern sie erwarteten. Na und dem Hohendorf hatte er am nächsten Tage keinen schlechten Radetzkymarsch geblasen, wenigstens in Gedanken nicht. In Wirklichkeit war er nicht dazu gekommen, weil er keine Gelegenheit fand, Heini den Sparsamen unter vier Augen zu sprechen, und eigentlich hatte er ja auch alle Ursache, dem dafür dankbar zu sein, daß er sich als ein so jammervoller Lehrer erwies, denn wer konnte wissen, ob sonst alles so gekommen wäre, wie es kam? Hurra! Jawohl, es war zum Hurrarufen, daß es so gekommen war, und er hätte erst recht hurra gerufen, wenn er nur gewußt hätte, wie die Sache weitergehen sollte. Das aber wußte er nicht, und deshalb fragte er fortwährend die Kameraden: „Was soll ich tun? Soll ich mir meine nicht vorhandenen Haare stehen oder die wieder wachsen lassen?“ Und die Kameraden, diese niederträchtigen Halunken, wie er sie nannte, gaben ihm natürlich die Antwort, die er nicht hören wollte. Die rieten ihm: „Laß sie nicht wachsen, Fritze, zeige Seiner Exzellenz mal, daß man auch als Untergebener an dem festhalten kann, was man zu tun beabsichtigt.“ Und je mehr er derartige Redensarten zu hören bekam, desto mehr ärgerte er sich, weil er gar nicht erriet, daß die Kameraden ihn mit ihren Ratschlägen nur uzen und necken wollten, damit er auch schon deshalb

das Gegenteil von dem tun würde, was er eigentlich tun sollte, und damit er weiter im Regiment blieb.

Fritze Martini fluchte und schimpfte inwendig, ein anderer aber tat das laut und auswendig, das war Achim von Muehler. In den mußte nach der Ansicht der Kameraden der böse Geist oder sonst jemand gefahren sein, denn den kannte man gar nicht wieder. Ganz gegen seine frühere Gewohnheit fluchte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Wenn seine Leute sonst nicht begriffen hatten, was eine Visierlinie im Gegensatz zu der Geschoßbahn war, hatte er im stillen laut aufgestöhnt, aber das war auch alles gewesen. Wenn die Leute sich aber jetzt dumm anstellten, dann verfluchte er die zwar nicht, weil das ja doch nichts geholfen hätte, wohl aber befluchte er die und schüttete über deren Schädel die Schale seines Zornes aus, in der ein Donnerwetter auf und neben dem anderen lag. Auch auf dem Kasernenhofe konnten seine Leute ihm nichts mehr recht machen, und sein Bursche ging ihm zu Hause mit einer Hochachtung aus dem Wege, die ein Bursche, der seinen Herrn so oft in Unterhosen und selbst oft genug ohne die gesehen hat, diesem für gewöhnlich nicht zu zollen pflegt, und auch im Verkehr mit Gleichgestellten war Muehler von einer Unliebens-

würdigkeit, die so leicht nicht ihresgleichen gefunden hätte, und dafür gab es nach der allgemeinen Ansicht nur eine Erklärung, dem guten Muehler mußte aus irgendeinem Grunde nicht nur eine Laus, sondern ein ganzes Läuseregiment über die Leber gekrochen sein. Hätte er sich irgendwie über den Grund seiner Mißstimmung ausgesprochen, wären alle gern bereit gewesen, ihm bei dem Einfangen seiner Leberläuse zu helfen, da er aber selbst auf die teilnehmendsten Fragen die Antwort schuldig blieb, mußte er schon allein sehen, wie er mit sich fertig wurde. Aber Muehler litt gar nicht an der Leber, wie die Kameraden glaubten, sondern er litt an einer Sache, die nach seiner Ansicht viel, viel schlimmer war, er litt in der letzten Zeit an Träumen. Und das war für ihn um so schlimmer, als er früher nie gewußt hatte, was Träume waren. Er hatte sich des Abends zu Bett gelegt, war sofort eingeschlafen und hatte selbst dann noch traumlos geschlafen, wenn sein Bursche ihn am nächsten Morgen weckte. Nun hätte er lügen müssen, wenn er hätte behaupten wollen, daß er nicht auch jetzt noch sofort einschlief, und daß es seinen Burschen nicht nach wie vor die größte Anstrengung kostete, ihn am nächsten Morgen wach zu bekommen. Schlafen tat er auch jetzt noch, aber der Schlaf war für ihn keine Erquickung und keine Erfrischung mehr. Wie

hatte er sich früher über die Menschen lustig gemacht, die da träumten, und nun ließen ihn die Träume selbst nicht mehr in Frieden. Er träumte Nacht für Nacht und immer dasselbe: Fräulein Melitta. Und er wußte auch seit wann, seit jenem Gewitternachmittag, an dem Mellenbach sie alle zu der Bowle eingeladen hatte. Ja, wenn er von der Melitta wenigstens noch besondere Einzelheiten geträumt hätte, aber er träumte gleichsam schemenhaft von ihr, seine Gedanken beschäftigten sich im Schläfe mit ihr ganz im allgemeinen. Die Melitta ging schemenhaft mit ihm zu Bett, sie stand schemenhaft wieder mit ihm auf, und wenn er des Morgens am Waschtisch stand, mußte sein Bursche die halbe Wasserleitung herbeischleppen, damit Melitta endlich wieder aus seinem Schädel entschwand.

Und als er einmal des Nachts, nur um nicht träumen zu müssen, überhaupt nicht zu Bett gegangen war, hatte er, während er sich, eine Zigarette nach der anderen rauchend, wach erhielt, erst recht von ihr geträumt, und zwar derartig, daß jeder Rauchring, den er kunstvoll in die Luft blies, schließlich vor seinen übermüdeten Augen die Gestalt eines Verlobungsringes annahm. Das war ja nun ein hirnerbrannter Unsinn, das Produkt einer überreizten Phantasie, aber trotzdem konnte er sich zu seinem Schrecken sehr bald der

Erkenntnis nicht verschließen, daß er aus ihm unbekanntem Gründen fürchterlich in die Melitta verliebt sein müsse. Dabei konnte er mit gutem Gewissen beschwören, daß er nichts, aber auch gar nichts getan hatte, um sich zu verlieben, dieser Zustand mußte ganz plötzlich gegen seinen Willen und gegen sein Wissen über ihn gekommen sein, aber nun war der da. Bis er mit einmal auch wußte, wem er das verdankte. Den Kameraden, die ihn vor Monaten im Kasino damit neckten, ob er, der Leutnant von Muehler, genannt Müller, nicht das Fräulein von Schultze heiraten wolle, vor allen Dingen aber war Tante Clärchen an allem schuld, die hatte es ihm so lange nicht geglaubt, daß er nicht verliebt sei, bis er sich nun tatsächlich verliebt hatte. Dann aber nahm er sich vor, bei dem nächsten Fischessen mit Tante Clärchen einmal ein sehr ernstes Wort zu sprechen. War die daran schuld, daß er sich verliebte, dann sollte sie auch gefälligst zusehen, wie er sich wieder entliebte, noch dazu, wo diese Liebe, selbst wenn Fräulein Melitta ihn wiederliebe, gänzlich zwecklos und aussichtslos war, wenn er nicht wortbrüchig werden wolle.

So ging er denn, als es wieder Freitag geworden war, zu Tante Clärchen, um der ins Gewissen zu reden, aber er fand die alte Dame in solcher Verzweiflung an, daß er es wenigstens

nicht gleich über das Herz brachte, ihr eine Strafrede zu halten, denn seiner guten Tante Clärchen war ein großes Unglück widerfahren, über das sie ihn sofort nach den ersten Worten der Begrüßung aufklärte: „Denke dir nur, mein guter Junge, mein Achim, ich bin ganz außer mir, es gibt heute keinen Fisch, obgleich es doch Freitag ist. Zum erstenmal seit Jahren hat meine alte Fischfrau, die Frau Nansen, mich im Stich gelassen. Aber ihre Schuld ist es nicht, die Fische sind total verdorben hier in der Stadt angekommen, das muß wohl an der Hitze liegen, oder vielleicht waren die Fische schon zu alt und nicht mehr ganz frisch, als sie gefangen wurden. Ob so etwas allerdings vorkommen kann, weiß ich nicht, denn vom Fischfang und davon, wie lange sich lebende Fische in frischem Seewasser halten, habe ich keine Ahnung. Auf jeden Fall wollte Frau Nansen mir heute keine verkaufen, sie hatte Angst, daß ich Fischvergiftung bekäme, und die soll noch schlimmer sein als eine andere Vergiftung. Nun sage mir nur eins, mein Achim, mein Junge, was machen wir heute am Freitag ohne Fisch? Offen gestanden bin ich ja so froh, daß ich den heute mal nicht zu essen brauche, und als Ersatz habe ich uns schöne Filetbeefsteaks bestellt, mir eins, dir zwei, und wenn du nicht satt werden solltest, mein Achim, mein Junge, kannst du auch noch ein drittes be-

kommen. Aber iß auch nicht zuviel, mein guter Junge, wenigstens heute am Freitag nicht, an dem dein Körper so an die Fischkost gewöhnt ist."

Hätte Muehler seiner Tante nicht schließlich Einhalt geboten, dann würde die sich noch stundenlang in Klagen darüber ergangen sein, daß ihre Frau Nansen sie heute im Stich ließ. Aber wie froh Tante Clärchen im Grunde ihres Herzens darüber war, das verriet sie erst, als die mit viel Liebe, mit viel Butter, mit schönen Champignons und Trüffeln und anderen Delikatessen bereiteten und angerichteten Beefsteaks auf dem Tisch standen und als sie ihren Neffen bat: „Achim, mein guter Junge, möchtest du heute nicht mit ganz besonderer Andacht beten: Komm, Herr Jesus, und sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast?"

Und als sie dann beide gebetet hatten und, wie Homer sagt: ihre Hände zu dem leckeren Mahl erhoben, da ließ es sich Tante Clärchen wundervoll schmecken, aber sie ermahnte dabei fortwährend ihren Neffen, dasselbe zu tun: „Immer iß, mein Jungchen, immer iß und freue dich mit mir über den heutigen fischlosen Tag, obgleich ja gerade der Fisch so gesund, so außerordentlich gesund ist."

Tante Clärchen freute sich wie ein kleines Kind, heute einmal etwas anderes essen zu können, sie wurde ganz fröhlich und ausgelassen, um so

mehr bekümmerte es sie, daß ihr Achim in gedrückter Stimmung blieb, bis er auf Befragen endlich erzählte, welchen Kummer er spazieren trage, und bis er erklärte: „Ja, Tante Clärchen, nun ist es so weit, wie du es mir in der letzten Zeit fortwährend prophezeitest, jetzt bin ich verliebt, und ich weiß sogar in wen, aber ehe ich dir den Namen der jungen Dame nenne, müßtest du mir nach Tisch erst einen heiligen Eid auf die Hausbibel schwören, daß dieser Name Dritten gegenüber niemals über deine Lippen kommt.“

Und als man endlich von Tisch aufgestanden war, da schwur Tante Clärchen; sie legte die linke Hand auf die alte Bibel, während sie die Finger der rechten feierlich zum Himmel emporhob, und dann schwur sie mit einer Andacht, als stände sie in der Kirche vor dem Altar. Dann aber ließ sie sich erschöpft in einen Stuhl fallen: „Ehe du mir nun alles erzählst, mein Achim, muß ich mich erst einen Augenblick verpusten. Das geht mir immer so, wenn ich geschworen habe, solcher Eid fährt mir durch Mark und Bein, der verschlägt mir auch regelmäßig den Atem, und dazu kommt heute wohl auch noch, daß ich etwas viel gegessen habe. Ich sehe es voraus, die Champignons und die Trüffel werden mir Verdauungsbeschwerden machen. Was meinst du, mein Achim, ob wir nicht lieber zur Vorsicht einen halben Kognak trinken?“

Das taten sie beide denn auch, aber als er bald darauf auf Befragen Melittas Namen genannt hatte, sah Tante Clärchen ihn mit ganz entsetzten Augen an, bis sie ihm schließlich zurief: „In die hast du dich verliebt? Nein, mein Achim, mein Junge, das erlaube ich nicht, und wenn ich dir auch erklärt habe, ich dächte nie ernstlich daran, dir meine Liebe und dein Erbe zu entziehen, so tue ich das nachträglich doch noch, wenn du dir zum Verliebten gerade Fräulein Melitta suchst.“

„Was hast du denn nur an der auszusetzen, Tantchen?“ fragte Muehler ganz verwundert, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Du kennst die junge Dame anscheinend viel zu wenig, Tante, sonst würdest du wissen, daß sie nicht nur sehr hübsch, sondern auch außerordentlich nett ist.“

„Das ist es ja gerade, mein Jungchen,“ pflichtete Tante Clärchen ihm bei, „und wenn du glaubst, ich kenne das Fräulein Melitta nicht näher, irrst du dich sehr. Ich habe sie doch ein paarmal auf Gesellschaften getroffen, außerdem sah ich sie oft auf der Straße, und da gefiel sie mir stets so gut, daß ich sie schon um ihres hübschen Äußeren willen in mein altes Herz schloß. Der Zufall aber fügte es, daß ich sie vor ein paar Tagen auch menschlich näher kennen lernte. Ich war in einem Geschäft, um eine kleine Besorgung

zu machen, und da kam ganz plötzlich ein dummer Schwächeanfall über mich. Ich habe dir das bisher verschwiegen, mein Achim, um dich nicht unnötig zu ängstigen, und ich hätte es dir auch heute nicht erzählt, aber nun, da du Fräulein Melitta erwähnst, da muß ich es wohl sagen, schon damit du es nicht eines Tages vielleicht doch von ihr erfährst, obgleich auch sie mir versprach, dir nichts zu sagen, damit du dir meinetwegen keine Sorgen machtest. Also kurz und gut, mein Achim, es kam ein Schwächeanfall über mich, gerade als ich den Laden verlassen wollte. Der Zufall fügte es, daß Fräulein Melitta in dem Augenblick eintrat und daß die mich noch auffangen konnte, sonst wäre ich wohl hingefallen. Da hättest du es nur mit ansehen sollen, wie die um mich bemüht war, wie die sich ein Glas Wasser für mich erbat, wie sie mir die Stirn rieb und wie sie schließlich unter keinen Umständen duldete, daß ich allein nach Hause ging. Sie brachte mich auf die Straße, und als wir einen Wagen fanden, setzte sie nicht nur mich in den hinein, sondern sie setzte sich zu mir, sie hielt unterwegs meine Hand, streichelte mir die fortwährend und redete mir gut zu, ich dürfe ganz einfach nicht ernstlich krank werden, das dürfe ich schon deinetwegen nicht, denn sie glaube zu wissen, mit welcher Liebe du an mir hingest. Als wir aber endlich vor meinem Hause hielten, brachte sie

mich in das Haus hinein und übergab mich den Händen der alten Luise, und am Abend schickte sie mir noch einen wundervollen Rosenstrauß mit den besten Wünschen für baldige und völlige Erholung."

„Das war doch aber alles sehr nett und aufmerksam von Fräulein Melitta,“ warf Achim aus ehrlichster Überzeugung ein, während er sich zugleich über Melittas Benehmen herzlich freute, einmal, weil ihre Güte seiner Tante gegolten hatte, dann aber auch, weil er zu glauben wagte, daß die bei dem, was sie seiner Tante erwies, ein ganz klein wenig an ihn gedacht habe. Daß Melitta seinen Wunsch, seiner Tante näherzutreten, wenn auch nur mit Hilfe eines Zufalls, so schnell erfüllte, das stimmte ihn so froh und glücklich, daß er im Augenblick ganz vergaß, wie sehr er darunter litt, in sie verliebt zu sein, und daß er nun fragte: „Aber, Tante Clärchen, wenn Fräulein Melitta sich so nett gegen dich benahm, und wenn du sie zum Überfluß auch noch so hübsch findest, dann sehe ich wirklich nicht ein, warum du etwas dagegen einzuwenden hast, daß ich mich in sie verliebte? Das muß du mir näher erklären.“

„Muß ich das wirklich erst?“ fragte Tante Clärchen ebenso verwundert wie vorwurfsvoll. „Hast du denn alles vergessen, was ich dir so oft erzählte, wie ich über die Ehe denke,“ und sich

förmlich in Zorn hineinredend, fuhr sie schnell fort, ohne ihm Zeit zu lassen, etwas zu entgegnen: „Daß du gerade die hübsche Melitta mit ihrem guten Herzen unglücklich machen willst, dulde ich ganz einfach nicht. Wenn die einen anderen Mann heiratet, wenn der sie hinterher belügt und betrügt, wenn der sich hinter ihrem Rücken mit anderen jungen Mädchen und mit anderen Frauen amüsiert, ist das eine Sache, die mich nichts angeht. Ab er daß ich meinen Segen und mein Geld dazu hergebe, daß die Melitta sich in der Ehe und, wenn nicht eher, dann nach deinem Tode die Augen aus dem Kopfe weint, weil sie vielleicht erst zu spät erfährt, wie du sie belogen und betrogen hast, nein, mein Junge, das schlage dir aus dem Sinn. Verliebe dich, in wen du willst, nur nicht in die, und wenn du in sie so verliebt bist, wie du sagst, dann mache mit dem Verliebtsein je schneller, desto besser ein Ende.“

„Das ist ja auch meine Absicht, Tante Clärchen, je schneller, desto besser, wenn ich nur wüßte, wie ich dem Verliebtsein ein Ende bereiten könnte,“ stimmte ihr Neffe ihr aus ehrlichstem Herzen bei. „Offen gestanden, Tante, ich bin heute in der Hoffnung zu dir herausgekommen, du möchtest mir in der Hinsicht ein paar empfehlenswerte Rezepte mit auf den Nachhauseweg geben, denn daran, Fräulein Melitta in dem von dir

befürchteten Sinne unglücklich zu machen, denke ich natürlich nicht, schon weil ich sie niemals heiraten werde."

Aber diese Worte waren erst recht nicht nach Tante Clärchens Sinn, und so schalt sie denn erneut darauflos: „Was du da eben sagtest, ist nach meiner Auffassung nicht nur ein Unsinn, sondern sogar ein Verbrechen, denn schließlich verliebt man sich doch nicht in ein junges Mädchen der Gesellschaft, um es hinterher nicht zu heiraten, schon weil es dadurch, wenn es sitzen bleibt, fast ebenso unglücklich wird, als wenn es einen Mann bekommt. Darum sage ich dir gleich eins, mein Junge, mein Achim, wenn du der Melitta vielleicht auch schon Heiratsgedanken in den Kopf gesetzt haben solltest und dich dann plötzlich nicht mehr um sie kümmerst, dann sind wir erst recht geschiedene Leute."

„Was soll ich denn nur machen?“ fragte ihr Neffe halb ärgerlich, halb wider seinen Willen belustigt. „Mir scheint, wie ich es auch mache, ich mache es falsch. Heirate ich die Melitta, ist es zwischen dir und mir aus, und denke ich nicht daran, die zu heiraten, ist es erst recht aus, und dabei darf ich aus gewissen Gründen, über die ich heute noch nicht sprechen kann, nicht daran denken, sie heiraten zu wollen. Also was tun? spricht Zeus."

„Das lasse bitte die Sorge des Zeus sein,“ riet Tante Clärchen, „im Augenblick interessiert es mich viel mehr, was das für Gründe sind, aus denen du vorläufig noch nicht an das Heiraten denken kannst. Also sprich, mein Achim, mein Jungchen, was sind das für Gründe?“

Aber über den Punkt ließ er sich trotz aller Bitten, doch endlich zu reden, nicht weiter aus, und so kam es, daß der Abschied einen sehr frostigen Charakter trug, als Achim sich endlich verabschiedete, um nach Hause zu gehen. Ja, Tante Clärchen war über sein Schweigen so ernstlich verstimmt, daß sie es beinahe absichtlich vergessen hätte, ihm die üblichen freitaglichen zwanzig Mark mit auf den Weg zu geben, bis sie sich dieser häßlichen Regung so schämte, daß sie das Wochengeld im letzten Augenblick sogar verdoppelte. Aber selbst das war nicht imstande, wie sonst einen herzlichen Abschiedskuß hervorzu- bringen. Tante Clärchen zog sich verstimmt in ihr Zimmer zurück, und Achim machte sich verstimmt auf den Nachhauseweg, um vergebens wieder darüber nachzudenken, warum er sich nur, ohne es zu wollen, in Melitta verliebt habe, und weil er auch heute nicht wußte, wie die Sache enden solle.

Bis er sich dann plötzlich damit tröstete, daß es ja nur noch reichlich vierzehn Tage wären, bis

das Regiment zum Manöver ausrückte. Dann würde er schon auf andere Gedanken kommen, und wenn er Melitta ein paar Wochen lang nicht sah, würde er die schon ebenso schnell wieder vergessen, wie die jetzt von ihm Besitz genommen hatte. Ja, es war wirklich sehr gut, daß es nun schon so bald in das Manöver ging, und ohne daß er etwas davon ahnte, waren Heini der Sparsame und Martini derselben Ansicht. Auch die litten unter ihrer Liebe, und auch die dachten: eine Trennung hat schon so manches wieder in das europäische Gleichgewicht gebracht, warum sollte diese Trennung es nicht auch tun. So sehnten auch die den Tag des Ausrückens mit Ungeduld herbei, aber die jungen Mädchen dachten darüber wesentlich anders. Wäre es nach denen gegangen, hätte der Kommandierende General in diesem Jahre das Manöver ausfallen lassen, denn Hannelore dachte soviel an Heini den Sparsamen, wie sie es selbst damals nicht für möglich gehalten hätte, als sie es sich eigentlich nur im Scherz vornahm, den für sich zu gewinnen. Und Dorette dachte fortwährend an Martini, und Melitta fand es gar nicht mehr so scheußlich, daß Leutnant von Muehler gerade Muehler hieß und Müller genannt wurde, obgleich sie nach wie vor auf den Namen von Schultze getauft war. Ja, die jungen Mädchen fanden das Manöver in diesem Jahre sehr dumm, schon weil

sie wußten, daß nach dem Manöver die meisten Offiziere ihren vier- bis sechswöchentlichen Erholungsurlaub antraten. Da vergingen bis zum Wiedersehen alles in allem unter Umständen zwölf Wochen, und das war eine lange Zeit. Ja, das Manöver war in diesem Jahre wirklich außerordentlich überflüssig, das fanden sie um so mehr, je öfter sie sich, um die kurze, ihnen jetzt noch verbleibende Zeit nach Kräften auszunutzen, zu einer Radpartie zusammenfanden, und bei denen der Zufall oder die Absicht es so fügten, daß immer die drei Paare sich zusammenfanden, die sich bei dem Ausflug nach der Aumühle gefunden hatten. Und wenn Mellenbach die Herrschaften auch nie wieder zu einer Bowle einlud, obgleich auch er stets an der Partie teilnahm, so ging es trotzdem lustig und fröhlich dabei zu, so daß schließlich alle gar nicht mehr an die bevorstehende Trennung denken mochten.

Aber dann kam ein Tag des Unheils, so daß selbst die jungen Damen sich sagten: ach, wenn der Tag doch erst da wäre, an dem das Regiment ausrückt, wir wissen ja gar nicht mehr, wie den Herren gegenüberzutreten, schon weil die armen Menschen nicht wissen, was sie für ein Gesicht machen sollen, wenn sie uns begegnen. Ach, wäre nur erst das Manöver da. Je später die Herren zurückkommen, um so besser, bis dahin werden

sich alle Gemüter hoffentlich wieder beruhigt haben, und dann werden wir alle wohl über das nur lachen, was uns heute in tödliche Verlegenheit setzt.

Und daran, daß die jungen Damen, die Hannelore, die Dorette und die Melitta, plötzlich so dachten, war ein Klatsch schuld, der wie ein Orkan durch die Straßen der Stadt tobte, und der selbst durch die festverschlossensten Türen in jedes Haus und in jedes Zimmer drang. Diesen Klatsch aber hatte die Minna, das hübsche Zimmermädchen im Hause von Hannelores Eltern, mit kaltblütiger Berechnung in die Welt gesetzt, und das nach ihrer Ansicht auch mit vollstem Recht. Als sie sich damals für ihre junge Herrin opferte, um von dem hübschen, ehemaligen Kasinogefreiten, der den Wein im Kasino hatte verdunsten lassen, das große Geheimnis zu erfahren, das dieser zu vergeben hatte, da hatte sie selbst, um die von ihrer Tante ererbte Neugierde befriedigen zu können, dem hübschen Gefreiten alles opfern müssen, was sie als Beweis ihrer Liebe nur immer zu opfern besaß. Aus diesem Opfer hatte sich sehr schnell ein Liebesverhältnis entwickelt, das mit der Zeit nicht ohne Folgen blieb. Die hübsche Minna fühlte, daß sie Mutter war, und wenn andere Leute das auch nicht mit ihr fühlten, so sahen sie es ihr an und so kam es, daß Hannelores Eltern sich, wenn

auch schweren Herzens, entschließen mußten, ihr den Dienst zu kündigen. Das aber nahm die Minna übel und persönlich, denn was sie in der Laube von Jasmin tat, hatte sie doch in erster Linie im Interesse ihrer jungen, hübschen Herrin getan, und als Dank nun dafür an die frische Luft befördert zu werden, das war mehr als schandbar, das war einfach gemein und bewies aufs neue, daß die Menschen alle nichts taugten, die sogenannten gnädigen Herrschaften am allerwenigsten. Die Minna ging, bevor sie aber ging, packte sie ihren Strohkorb, und während sie den packte, um wenige Stunden später mit dem in die Heimat zu fahren, da schwur sie sich, daß die Menschen erfahren sollten, was sie vor vielen Monaten erfahren habe. Und wenn Minnas Zeit, als sie mit dem Packen fertig war, auch nur sehr knapp bemessen war, wenn sie den Zug noch erreichen wollte, soviel Zeit hatte sie dennoch, um sich selbst vor den anderen Leuten rein zu waschen, um andere zu verdächtigen und um Klatsch und Geratsche in die Welt zu setzen. Und schon am nächsten Morgen heulte der Klatsch durch die Straßen der Stadt, riß beinahe die Dächer von den Häusern, und wo sich zwei Leute auf der Straße trafen, rissen sie sich bei dem Versuch, sich gegenseitig festzuhalten, damit keiner dem anderen entwische, beinahe die Arme aus dem Leibe und die

Knöpfe von den Kleidern, und noch brühwärmer, als es die schönsten frischen Berliner Pferdewürstchen waren, erzählte in jeder immer aufs neue dem andern, und erst recht eine jede der andern: „Wissen Sie es schon? Wissen Sie es schon?“ Ja, sie wußten es alle sehr genau, und nach der Angabe der hübschen Minna, die sich bei ihrer Herrschaft in jeder Hinsicht als treu, ehrlich, zuverlässig und wahrheitsliebend erwiesen, hing die Sache folgendermaßen zusammen: Gleich am ersten Tage der Ankunft der drei neuen, mit je einer heiratsfähigen Tochter gesegneten Familien in der Stadt hatten die Leutnants im Kasino sich geschworen, niemals eine dieser drei jungen Damen zu heiraten, weil sie es nicht für möglich gehalten hätten, daß junge Damen so häßlich und in jeder Beziehung so wenig begehrenswert sein könnten, wie es Fräulein Hannelore, Fräulein Dorette und Fräulein Melitta wären. Aber das nicht allein, auf Veranlassung und auf Zureden des Leutnants von Mellenbach hatten die Herren ein feierliches Keuschheitsgelübde abgelegt, fortan lieber gar kein weibliches Wesen mehr anzurühren, als jemals eines dieser drei jungen Mädchen unter dem Deckmantel des von dem Pastor gespendeten Segens. Durch ein großes Opfer, das sie ihrer jungen Herrin zuliebe gern und freudig, wenn auch natürlich mit schwerem Herzen brachte, war es der

Minna gelungen, hinter dieses Geheimnis zu kommen. Und wenn ihr auch das Herz dabei blutete, so hatte sie es doch für ihre Pflicht gehalten, das, was sie erfahren, sofort an Fräulein Hannelore weiterzuerzählen, schon damit die sich in bezug auf einen Freier hier in der Stadt nicht die leiseste Hoffnung mache, und damit sie keine Enttäuschung erlebe, wenn alle Versuche, sich einen Mann einzufangen, hier fehlschlagen würden. Aber als sie, die Minna, diese große Neuigkeit Fräulein Hannelore überbrachte, da sei diese gar nicht enttäuscht gewesen, sondern habe ihr zur Antwort gegeben, was sie da zu hören bekäme, wäre für sie außerordentlich angenehm, denn als sie und ihre Freundinnen zum erstenmal mit den hiesigen unverheirateten Leutnants zusammengekommen seien, da hätten sie sich gegenseitig mit Wort und Handschlag verpflichtet, lieber in ein Nonnenkloster zu gehen, als jemals einen dieser Leutnants zu heiraten, von denen einer immer noch dümmer, noch aufgeblasener, noch ärmer und noch häßlicher sei als der andere. Und sie, die Minna, wisse ganz genau, daß dieser Vorsatz der jungen Damen nicht etwa eine sogenannte Retourkutsche sei, sondern sie habe Beweise dafür, daß der deren ehrlichster Überzeugung entspräche, und daß diese den Entschluß gefaßt hätten, bevor noch die Leutnants sich zu dem Entschluß durchgerungen

hätten, lieber ewig ledig zu bleiben, als eine dieser drei jungen Damen zu heiraten. Und welches anständiges junges Mädchen sie selbst, die Minna, sei, ginge für alle wohl schon daraus hervor, daß sie alles, was sie in dieser Hinsicht wußte, bis zum letzten Augenblick ihrer Abreise verschwiegen hätte, einmal, weil sich das so gehöre, zweitens, weil sie auf den Gesellschaften und auch sonst von den Herren Leutnants manches gute Trinkgeld bekommen habe, hauptsächlich aber aus anderen Gründen, die mit ihrer vornehmen Gesinnung zusammenhängen, auf die sie ja aber glücklicherweise nun, nachdem sie entlassen sei, keinerlei Rücksichten mehr zu nehmen brauche.

Diese mancherlei Gründe, die Fräulein Minna bisher zum Schweigen gegen jeden dritten veranlaßten, bestanden aber hauptsächlich darin, daß ihr Geliebter, der Gefreite Schönherr, ihr angedroht habe, er werde ihr kaltblütig lächelnd das Genick umdrehen, und sie noch weniger, als es ohnehin seine Absicht sei, heiraten, wenn die Kasinogeschichte durch ihre Schuld in der ganzen Stadt bekannt werde, und wenn er dann als der eigentliche Schuldige ermittelt und mit Arrest bestraft werden sollte. Die hübsche Minna aber wollte geheiratet werden, das glaubte sie schon ihrem Kinde, das sie unter dem Herzen trug, schuldig zu sein, und sie glaubte dieses Ziel um

so eher zu erreichen, je verschwiegener sie sich stellte. Deshalb nannte sie auch, als es an die Abreise ging, nicht die Quelle ihrer Wissenschaft, sondern begnügte sich lediglich damit, es hoch und heilig zu beteuern, daß alles, was sie gesagt, die lautere Wahrheit sei. Und einen weiteren Wahrheitsbeweis verlangte auch kein Mensch von ihr, denn wenn man den immer verlangen wollte, würde es ja bald gar keinen Klatsch mehr geben, und was wäre die Welt ohne Klatschgeschichten? So ließ man die Minna abreisen, ohne weiter in sie zu dringen, und als die Minna der teuren Heimat entgegenfuhr, hatte sie das beseligende Gefühl, ihre Sache sehr gut gemacht zu haben. Namentlich das, was sie selbst hinzugedichtet hatte, fand ihren vollen Beifall, denn unmöglich konnten die drei jungen Damen den Offizieren erklären: die Minna hat, soweit ihre Geschichte uns betrifft, gelogen, wir haben niemals erklärt, keinen von euch heiraten zu wollen, im Gegenteil, wir sind dazu jederzeit gern bereit. Das konnten die jungen Damen nicht sagen, und die Leutnants konnten ein solches Geständnis nicht entgegennehmen, das hätten sie nur dann gekonnt, wenn sie auch ihrerseits mit gutem Gewissen erklären konnten: auch uns hat die Minna verdächtigt, auch wir haben niemals etwas Ähnliches erklärt, auch wir sind jeden Tag mit Freuden bereit, euch zu

heiraten. Das aber konnten die Leutnants nicht sagen, selbst dann nicht, wenn die jungen Mädchen versuchen sollten, sich von der gegen sie erhobenen Klatschanschuldigung reinzuwaschen. Und dadurch, daß die Leutnants nicht sprechen konnten, erschienen die nur um so schuldiger, und desto peinlicher mußte es für die sein, es mit anhören zu müssen, was nun in der Stadt über sie geredet wurde. Und vergnügt vor sich hinlachend, rieb Fräulein Minna sich in ihrem Kupee vierter Klasse, während sie auf ihrem Strohkorb saß, die Hände, bis sie schließlich doch bedauerte, so überstürzt abgereist zu sein. Sie hätte doch noch lieber ein paar Tage bei irgendeiner Bekannten in der Stadt bleiben und sich das Gerede, das nun von Haus zu Haus ging, von einem Menschen zum anderen ging, mit anhören sollen.

Aber es war nur gut, daß sie das nicht getan hatte, denn sonst hätte ihr der Vater ihres Kindes, der Herr Gefreite, wirklich kaltblütig lächelnd das Genick umgedreht. Auch der hörte natürlich sehr bald, was sich die Leute in der Stadt erzählten, und er erfuhr selbstverständlich, daß die Minna die Klatschbase gewesen war. Nun lebte er in der Furcht des Herrn, er könne doch noch als der Schuldige ermittelt und dafür noch nachträglich mit Arrest bestraft werden, denn die Offiziere mußten sich doch schließlich fragen, durch wen die

Kasinogeschichte schon vor Monaten der Minna bekannt geworden sein könne. Und da mußten die schließlich dahinter kommen, daß er derjenige sei, welcher.

Aber zum Glück kamen die Herren im Kasino nicht hinter seinen Streich, denn die gaben sich schon deshalb keine sonderliche Mühe, es zu ergründen, wer ihnen den gespielt habe, weil sie alle herumrannten, als hätten sie eins mit dem Mühlstein auf den Kopf bekommen. Soviel stand für sie alle fest, sie waren blamierter als blamiert, aber nicht etwa, weil die jungen Damen erklärt haben sollten, sie, die Herren im bunten Rock, wären zu dumm, zu arm und zu häßlich, um jemals geheiratet zu werden. Daß die jungen Mädchen auch nur Ähnliches geäußert hätten, glaubte keiner, dafür waren Fräulein Hannelore, Fräulein Dorette und Fräulein Melitta nicht nur im längst vergangenen Winter, sondern auch im Frühling und jetzt im Sommer gegen sie viel zu nett und liebenswürdig gewesen. Aber wie standen sie, die Herren der Schöpfung, nun da, gerade weil die so gewesen waren? Was sollten die jungen Mädchen und was sollten deren Eltern von ihnen denken, denn wenn es schließlich auch nur Pflichtgesellschaften gewesen waren, zu denen diese sie einluden, in irgendeiner Falte ihres Herzens mochten die doch gehofft haben, daß die Unkosten

für diese kleinen Festlichkeiten sich irgendwie bezahlt machten, und so oder so ein Schwiegersohn an einer Saucenschüssel oder an einem als Nach-tisch herumgereichten Honigkuchen hängen bliebe. Und die Stimmung der beteiligten Herren wurde dadurch nicht besser, sondern nur noch miserabler, als sie hörten, die Hannelore hätte es schon kurz nach ihrem Eintreffen durch die Minna erfahren, daß sie selbst und ihre Freundinnen von den Leutnant nicht geheiratet werden sollten, und daß die sogenannte große Neuigkeit, die jetzt die Straßen durcheilte, für die Hauptpersonen gar keine mehr war. Nun wurde es allen erst recht ganz klar, was sie sich am Tage der Ankunft der jungen Damen im Kasino für eine dreiviertel betrunkene Geschichte geleistet hatten. Sie schlichen umher wie schuldbeladene Sünder, und als ein unglücklicher Zufall es fügte, daß ihnen eines Tages die drei Freundinnen Arm in Arm auf der Straße begegneten, als das Regiment mit klingendem Spiel von einer Übung zurückkam, da wurden die Herren, als sie grüßend den Degen senkten, verlegen wie kleine Schulknaben, und sie mußten es auch mit ansehen, wie die jungen Damen bei dem Gegengruß vor Verlegenheit nicht recht wußten, wohin sie sehen sollten. Nur ein Glück, ein wahres Glück, daß es schon in der nächsten Woche in das Manöver ging, bis dahin aber mußte

man sich nach Möglichkeit zu sehen vermeiden. Und deshalb war auch gar nicht mehr die Rede davon, daß man vor dem Ausrücken noch einen allerletzten gemeinsamen Radausflug unternahm. Und zu alledem, was sie bedrückte, kam noch eins. Man wartete mit Ungeduld auf das, was der Herr Oberst zu der Klatschgeschichte, die auch ihm längst zu Ohren gekommen war, sagen würde. Aber der schwieg sich darüber vorläufig aus, und wenn man den Regimentsadjutanten fragte: „Na, will der Oberst uns denn immer noch nicht sprechen?“ erhielt man stets die Antwort: „Wartet es nur ab, die Stunde wird schon noch kommen, vorläufig überlegt sich der Kommandeur noch, was er euch sagen will.“

Wenn ein Kommandeur sich so etwas auch noch überlegt! Für gewöhnlich pflegen die Vorgesetzten sich eine Standpauke mit einer fast unheimlichen Geschicklichkeit aus dem Handgelenk zu schütteln, und namentlich ihr Oberst „Donnerwetter“ war dafür bekannt, daß er auch ohne jeden zwingenden Grund darauflos wettern konnte. Wie würde da das Ungewitter, das sich demnächst über ihren Köpfen entlud, erst aussehen, wenn er zu dem seine Vorbereitungen traf, wie ein Pyrotechniker zu seinem Feuerwerk, das er abends abbrennen will? Was mochte dabei herauskommen, wenn der Herr Oberst zu Hause seine Blitze ölte

und seine Donnerwolken künstlich mit Elektrizität lud? Man sah dem kommenden Ereignis mit um so größer werdendem Schrecken entgegen, je länger sich das hinauszog, und ihnen allen war so ungefähr zumute, wie einem Raubmörder, dessen Tag der Hinrichtung aus irgendwelchen Gründen immer wieder verschoben wird, und der das Ende herbeisehnt, damit er endlich das verfluchte Gekribbel und Gekrabbel in der Halsgegend los wird.

Es ging den Herren Leutnants gar nicht gut, sie hatten vor dem Kommandeur, vor den Eltern der jungen Mädchen, vor diesen und erst recht vor sich selbst ein mehr als schlechtes Gewissen, und da sie einen Sündenbock haben mußten, über den sie herfallen konnten, ernannten sie zu diesem Carl Ludwig von Mellenbach. Jawohl, der allein hatte die ganzen Brennesseln wachsen lassen, in denen sie nun drinnen saßen, der war an allem schuld, seine Pflicht wäre es gewesen, ihnen damals zuzurufen: „Herrschaften, ich bin der einzig Nüchterne von euch, überlegt euch den Unsinn, den ihr da vorhabt, sehr reiflich. Denkt nicht nur an die Kameradschaft, sondern denkt auch an die jungen Damen und laßt ab von solchem frevelhaften Gelöbnis.“ Jawohl, so oder so ähnlich hätte er zu ihnen sprechen müssen, und statt dessen hatte er durch seine flammende Rede selbst die Wider-

strebendsten mit fortgerissen. Je mehr die Kameraden es sich künstlich einredeten, daß Mellenbach der Hauptschuldige sei, desto mehr glaubten sie es natürlich, alle warfen die schuld und die Vorwürfe auf ihn. Nur drei taten das nicht, Heini der Sparsame, Fritze Martini und Achim von Muehler. Die drei beteiligten sich grundsätzlich nicht an der Debatte, denn wenn die auch noch mit zu schelten angefangen hätten, würden die damit gar nicht aufgehört haben. Aber auch, ohne daß sie schalten, waren die doppelt und dreifach der Ansicht, Mellenbach hätte weiß Gott etwas Besseres tun können, als sie die Verpflichtung eingehen lassen, in den nächsten Jahren nicht daran zu denken, eins der drei jungen Mädchen zu heiraten, und wenn die drei dieser Ansicht doppelt und dreifach waren, so war Mellenbach selbst dieser Ansicht mindestens fünf- und sechsfach. Was half es, daß er sich gegen die Vorwürfe der Kameraden verteidigte, daß er sie daran erinnerte, wie er sich damals gesträubt habe, zu reden? Was half es, daß er sich zuerst halb lachend, dann ganz ernsthaft und zuletzt saugrob werdend, solchen Unsinn verbat? Es half alles nichts, und selbst wenn die anderen ihn schließlich ganz freigesprochen hätten, sein eigenes Gewissen wäre dadurch doch nicht entlastet worden. Er fühlte sich schuldig, nicht vor den Kameraden, denn die hatten es ja

nicht anders gewollt, wohl aber vor den jungen Mädchen, die auch ihrerseits in ihm den Hauptschuldigen sehen mußten, daß sie noch heute unverlobt waren. Und am meisten bedrückte es ihn, daß die drei Freundinnen, wenn er die einzeln, oder wie letzthin einmal zusammen sah, ihn so höflich und freundlich grüßten, wie kaum zuvor, gleichsam, als wollten sie ihm dadurch zu verstehen geben: „Mache dir nur keine unnützen Gedanken, wir glauben von dem, was die Minna erzählt hat, nicht die Hälfte und trauen dir eine solche Schlechtigkeit, wie die Minna sie dir andichtete, nicht eine Sekunde zu.“ Am liebsten hätte er sich irgendwo ein Paar der berühmten Flügel der Morgenröte gekauft und wäre mit denen bis zum äußersten Meere geflogen, aber wenn es in dem kleinen Warenhaus des Städtchens auch angeblich alles gab, Flügel der Morgenröte hatte man dort sicher nicht auf Lager. So mußte er schon bleiben, wo er war, er tat es aber auch schon deshalb, weil jede Flucht ihm als Feigheit ausgelegt worden wäre, und wenn er es sich auch nicht recht eingestehen wollte, noch eins hielt ihn hier fest, die leise Hoffnung, der kleinen Alice wieder zu begegnen. War die schon zweimal bei ihren Verwandten zum Besuch gewesen, warum sollte die da nicht auch noch zum drittenmal kommen. Er verspürte zuweilen wirkliche Sehnsucht, der

kleinen Alice wieder einmal zu begegnen, das um so mehr, als die andere, die süße, kleine Alice, ganz verstummt war. Die mochte im Grunde ihres Herzens vielleicht gar nicht die wilde Hummel gewesen sein, für die sie sich ausgab und hatte sich nun anscheinend in eine brave, tugendhafte, deutsche Hausfrau verwandelt, die ihrem Mann die Strümpfe stopfte und für ihre zukünftigen kleinen Kinder wollene Jäckchen und Zipfelmützen häkelte. Na, ihm sollte das nur lieb sein. Noch lieber wäre es ihm allerdings gewesen, wenn die kleine Alice nicht ebenso verstummt wäre, wie die süße, kleine Alice es war. Als die kleine Alice hier war, hatte sie ihm doch einen so netten Brief geschrieben, warum schickte sie ihm da jetzt nicht wenigstens einmal eine Ansichtskarte? Na, eines Tages würde die vielleicht doch noch kommen, und schon damit die ihn nicht erst Gott weiß wo in der Welt suchen mußte, blieb er im Städtchen, aber oft fragte er sich, ob er nicht wirklich besser täte, sich versetzen zu lassen, oder gar seinen Abschied zu nehmen. Was sollte er hier mit seinem vielen Geld, von dem er keinen Gebrauch machen durfte? Gewiß, die Kameraden hatten sein Anerbieten angenommen und ihn nach Maßgabe ihrer geistigen Fähigkeiten nicht zu knapp angepumpt, aber das war auch alles, wenn er von den täglichen Bettelbriefen absah, die er, so klein die

Stadt auch war, in solchen Mengen erhielt, daß es es längst aufgegeben hatte, die auch nur zu lesen, geschweige denn zu beantworten. Und es ärgerte und empörte ihn auch immer wieder aufs neue, wie die Leute hier vor ihm Kotau machten, wie sie ihn grüßten und anstarrten, als sei er ein höheres Wesen. Alle Menschen sind Zahlkellner, dachte er immer wieder, nur seinen Vorgesetzten konnte er glücklicherweise nach wie vor nicht dieses Zeugnis ausstellen, die behandelten ihn noch strenger und unfreundlicher als sonst, wenigstens verschafften die ihm nicht die leiseste dienstliche Bevorzugung, ja, obgleich er das für seine Person als selbstverständlich annahm, hatte der Oberst ihn für das bevorstehende Manöver nicht einmal zu seinem Ordonnanzoffizier gemacht, sondern diesen berittenen Ehrenposten wieder demselben Kameraden übertragen, der den bereits im vorigen Jahr auf einem keineswegs einwandfreien Gaul schlecht und recht ausfüllte, während er sich doch, wenn die Wahl auf ihn gefallen wäre, einen tadellosen Vollblüter angeschafft haben würde. Na, mit dem war es nun nichts, er durfte sich auch jetzt wieder seine Schusterrappen satteln, und das verstimmte ihn ganz außerordentlich, bis der Zufall, der in diesem Falle ein wirklicher Fall war, ihn im letzten Augenblick doch noch beritten machte. Sein Hauptmann war auf der Straße über einen

Obstkern, den ein ruchloser, sittlich und moralisch verdorbener Knabenmund, wie der Garnisonsgeistliche den gesprächsweise nannte, auf das Trottoir anstatt in einen Rinnstein ausgespuckt hatte, so unglücklich zu Fall gekommen, daß er den Fuß brach. In wenigen Wochen würde die Sache wieder vollständig geheilt sein, aber daran, daß der Hauptmann mit in das Manöver zog, war natürlich nicht zu denken. Der lag vorläufig fest in seinem Bett und noch fester in seinem Gipsverband.

Der Hauptmann lag im Bett in Gips und jammerte und stöhnte, und Mellenbach mußte, soweit seine Zeit es ihm erlaubte, neben dem Bett des Kranken sitzen und dessen Ermahnungen und Belehrungen mit anhören, die ihm für die Führung der Kompagnie und für die Behandlung des ihm zur Verfügung gestellten Hauptmannpferdes mit auf den Weg gegeben wurden. Bis dann endlich die Morgenstunde schlug, in der das Regiment mit klingendem Spiel zum Bahnhof marschierte, um dort für die Fahrt in das Manövergelände verladen zu werden. Und wenn die Musketiere auch sehr traurig waren, daß sie ihre Wurst und Schinkenbraut nicht mit sich in das Manöver nehmen konnten, so freuten sie sich im stillen doch schon auf die neue Manöverbraut, die sie sich in jedem Quartier anschaffen würden. Die

Herren Leutnants aber waren sehr froh, daß Fräulein Hannelore, Fräulein Dorette und Fräulein Melitta nicht mit in das Manöver ausrückten. Bis sie die wiedersahen, würde hoffentlich ein großer Grasbüschel über die verfluchte Klatschgeschichte gewachsen sein. Vorläufig brauchte man sich nicht weiter darum zu kümmern, es war genug, daß sie eins bekümmerte, nämlich, daß der Herr Oberst ihnen immer noch nicht die längst erwartete und beinahe herbeigesehnte Donnerwetterstrafrede gehalten hatte. Darunter, daß der das noch nicht tat, litten alle, das verdarb ihnen die fröhliche Manöverstimmung. Am meisten aber litt Mellenbach unter diesem Schweigen, weil er jetzt zu den dienstlich berittenen Offizieren gehörte, deren gesellschaftliche und dienstliche Pflicht es war, sich stets in nächster Nähe des Kommandeurs aufzuhalten. Und da kam es Mellenbach oft so vor, als habe der Oberst eine ganz eigentümliche Art, ihn anzusehen, so als wolle er ihm sagen: „Sie haben da in der Garnison eine schöne Menkenke angerichtet, und ich möchte Ihnen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit nur eins anvertrauen, danken Sie Ihrem Herrgott auf den Knien, daß ich keine heiratsfähige Tochter habe, denn wenn Ihre Kameraden auf Ihre Veranlassung hin beschlossen hätten, auch die sitzen zu lassen, dann, na dann, und ich glaube, Herr von

Mellenbach, über dieses ‚und dann‘ brauche ich mich nicht weiter zu äußern, Sie verstehen mich hoffentlich auch so.“ Es hätte nicht viel gefehlt, daß Mellenbach dem Vorgesetzten, wenn er diese kurze, inhaltsreiche Rede in dessen Augen zu lesen glaubte, ein lautes „Zu Befehl, Herr Oberst“ als Antwort zugerufen hätte. Und wenn der Herr Oberst ihn schon manchmal so sonderbar ansah, dann war das nach seiner Ansicht bei dem Herrn Major von Mielitz, dem Vater von Fräulein Hannelore, erst recht der Fall, und es bedrückte seine Seele, daß seine Kompagnie gerade dem Bataillon dieses Herrn Majors unterstellt war. Auch der Major hatte einen so eigentümlichen Blick, wenn er mit ihm sprach, ungefähr einen Blick, wie ein schielender Bock ihn macht, der seinen Mitmenschen beweisen will, daß er vollständig normale Augen besitzt und zur Feier dieser Beweisführung die Augen verdreht, daß alle, die das mit ansehen müssen, ganz entsetzt nach der Polizei oder nach der Feuerwehr rufen. Ja, Mellenbach fühlte sich in der Nähe dieser beiden Vorgesetzten gar nicht wohl, besonders nicht, wenn er das Pech hatte, mit diesen beiden hohen Herren auch noch in dasselbe Quartier zu kommen, und das war durch eine unglückliche Anordnung so oft der Fall, daß er es tatsächlich als eine wahre Wohltat empfand, als er an einem der letzten Manöver-

tage mit seiner Kompagnie auf dem Rittergut Blankenfelde allein Quartier beziehen sollte. Und er segnete und pries den Himmel, daß er dort sogar drei Tage, von denen einer noch dazu ein Ruhetag war, allein mit sich und seinen Untergebenen verbringen solle und dürfe.

So zog er denn, als der Freudentag da war, am Mittag, nachdem das Gefecht seinen vorübergehenden Abschluß gefunden hatte, mit seinen Leuten und den beiden jungen Leutnants, die auf seiner Kompagnie standen, dem Quartier entgegen, und als der Quartiermacher ihm an der Grenze des Gutsbezirks entgegenkam und ihm Bericht erstattete, da hätte er am liebsten seine Untertanen aufgefordert, mit ihm in den schönen Choral einzustimmen: Nun danket alle Gott! denn so verlockend klang die Schilderung, die der Unteroffizier ihm machte. Sehr liebenswürdige Wirte erwarteten ihn, zwei große, schöne Zimmer nebst einem Badezimmer standen für seine Person bereit, und außerdem die denkbar beste Verpflegung lockte. Auch seine Leutnants und seine Mannschaften waren auf das beste untergebracht, und die Kompagnie lag dort tatsächlich ganz allein. Das Gut war auch nicht mit einem anderen Truppenteil belegt, aber einen ganz kleinen Haken hatte das Quartier nach der Ansicht des Unteroffiziers für die Herren Offiziere doch. Es waren

drei junge Damen auf dem Gut, aber nicht nur das, es war auch ein Klavier da. Er, der Unteroffizier, habe zwar versucht, das Klavier heimlich zu verschließen und den Schlüssel bis zum Abmarsch an sich zu nehmen, aber das sei ihm leider nicht geglückt, und so sei er für seine Person unschuldig daran, wenn die Herren Offiziere gleich heute abend, müde wie sie wären, tanzen müßten. Das war nun allerdings keine ganz angenehme Zugabe, denn namentlich Mellenbach wußte auf Grund langjähriger Erfahrungen, daß die jungen Mädchen, die sich oft schon wochenlang auf einen solchen Manövertag freuen, an dem Tanzen selbst dann nicht genug haben, wenn die Offiziere sich ihre Beine um zehn Zentimeter kürzer getanzt haben. Aber das sollte ihm trotzdem die Freude nicht verderben, und seine beiden jungen Leutnants nahmen die Sache erst recht nicht tragisch, sondern meinten, an den Unteroffizier gewandt: „Na, wenn es weiter nichts ist, mit den Lämmlein auf der Weide werden wir schon fertig werden, vorausgesetzt, daß sie hübsch sind, und wir nehmen zu Ihrer Ehre an, Unteroffizier, daß Sie uns in kein Quartier verschleppt haben, in dem etwa häßliche junge Lämmlein auf uns warten.“

„Nein, über den Punkt können die Herren Offiziere ganz beruhigt sein, die jungen Damen sind sogar sehr hübsch, besonders die eine, aber

auch die beiden anderen können sich sehen lassen," beeilte der Unteroffizier sich, die Herren zu beruhigen, und mit so lauter Stimme, daß die ganze Kompagnie es hören mußte, setzte er hinzu: „Es gibt auf dem ganzen großen Gut nur hübsche Mädchen, und glücklicherweise sind die auch in großer Anzahl vorhanden.“

Da ging ein schmieriges, vergnügtes Grinsen über die erhitzten, verstaubten und verdreckten Gesichter der Mannschaften, und aus diesem Grinsen wurde plötzlich ein so lautes, vergnügtes Lachen, daß Mellenbach es für seine Pflicht hielt, seinen Leuten halb im Scherz, halb ernsthaft zuzurufen: „Ich setze es als selbstverständlich bei euch voraus, daß keiner von euch den hübschen Mädels auf dem Gute zu nahe tritt und daß ihr euch denen gegenüber so benehmt, wie es sich gehört.“

Ein lautes, freudiges „Zu Befehl“ war die Antwort, denn wie sie sich einem hübschen Mädels gegenüber zu benehmen hatten, das wußten sie glücklicherweise allein, das brauchte ihnen der Herr Oberleutnant nicht erst zu sagen. Erst knuffte man das Mädels in den Rücken, dann kniff man es in den Arm, dann erkundigte man sich, ob es schon einen Schatz hätte und wie der blödsinnige Trottel hieße. Dann machte man dessen persönliche Bekanntschaft, verhaute ihn, daß er sich nicht rühren

konnte, und wenn man dem Mädcl auf diese Art Beweise seiner Kraft und seiner Liebe gegeben hatte, fand sich des Abends im Dunkeln, wenn die Sterne funkeln, alles andere von selbst.

„Na also dann los,“ befahl Mellenbach, nachdem die Leute ihren Anzug für den Einmarsch auf das Gut in Ordnung gebracht hatten, und unter Vorantritt der Spielleute rückte die Kompagnie bald darauf auf den Gutshof. Die Offiziere wurden dort von dem Schloßherrn, die Mannschaften von dem Gutsinspektor empfangen und begrüßt, und nachdem Mellenbach sich davon überzeugt hatte, wie und wie gut seine Leute untergebracht waren, betrat er an der Seite des Gutsherrn und begleitet von seinen Leutnants das große Gutshaus, auf dessen Schwelle ihnen die liebenswürdige Hausfrau entgegentrat, die die Herren bat, sich nicht erst irgendwie umzukleiden, sondern gleich das Frühstück einzunehmen. Und als diese dann, nachdem sie sich bisher vergebens nach den drei jungen Damen umgesehen hatten, das Eßzimmer betraten, in dem sie die jungen Damen damit beschäftigt fanden, die letzten Vorbereitungen für das Frühstück zu treffen, da war es Mellenbach plötzlich so, als wisse er nicht, ob er mit einmal verrückt geworden sei, denn daß das eine der jungen Mädchen in Wirklichkeit die kleine Alice sein sollte, an die er in den letzten

Monaten so viel gedacht hatte, das war doch wohl ganz ausgeschlossen. Aber doch mußte sie es sein, denn daß ein anderes junges Mädchen der kleinen Alice nun wieder so ähnlich sah, wie die kleine Alice der süßen, kleinen Alice, nein, das gab es denn doch nicht. Fassungslos starrte er zu ihr hinüber. War sie es oder war sie es nicht? Da sah er, wie sie ihm ganz leise und verstohlen mit ihren hübschen Augen, aber zugleich mit einem ganz leisen Schütteln des Kopfes das Zeichen gab: Ja, ich bin es, aber sage es nicht den anderen, daß wir uns schon kennen.

Also sie war es doch. Durch einen Zufall hatte er die kleine Alice wiedergefunden, das stimmte ihn so froh und so namenlos glücklich, daß er sich mit Gewalt beherrschen mußte, um sich nicht zu verraten, und daß er sich erst wieder auf sich selbst besann, als der Schloßherr seine Gäste nun seinen beiden Töchtern und Fräulein von Rettburg vorstellte, die, wie er erklärte, seit einiger Zeit als liebe Verwandte bei ihnen zu Besuch weile. Da durfte er die kleine Alice endlich nicht nur heimlich, sondern auch offen und frei ansehen, und als er das tat, fand er sie nicht nur viel, viel hübscher als die Töchter des Hauses, er fand sie sogar noch viel, viel hübscher, als er sie in seiner Erinnerung hatte. Er fand sie so reizend, daß er an sich halten mußte, um sie nicht als erste zu be-

grüßen. Aber das ging nicht, das durfte nicht sein. Er mußte als der älteste der anwesenden Offiziere ein paar gleichgültige Worte mit den Töchtern des Hauses wechseln, aber die ließen ihn so schnell nicht wieder los. Die erzählten ihm, wie rasend gern sie heute morgen in das nahe Manövergelände hinausgefahren wären, aber ihre Kusine Alice habe plötzlich so starke Kopfschmerzen bekommen, daß sie es nicht über das Herz gebracht hätten, die allein zu lassen. Na, nun ginge es Alice ja glücklicherweise wieder vollständig gut, und was sie heute hätten versäumen müssen, das wollten sie alle drei übermorgen nachholen, da hielte sie kein Gott zurück, und selbst Alice habe erklärt, sie führe mit in das Manövergelände und wenn sie alle Kopfschmerzen hätte, die es auf der ganzen Welt gäbe.

Immer Alice und immer wieder Alice. Je mehr die Töchter des Hauses von der sprachen, desto mehr sehnte er sich danach, die selbst begrüßen zu können, bis sich ihm nun endlich auch dazu Gelegenheit bot. Aber als er ihr nun in nächster Nähe gegenüberstand, war er über die völlig unerwartete Begegnung mit ihr aufs neue derartig freudig überrascht, daß es in seinen Augen hell aufblitzte, daß er ihr am liebsten beide Hände entgegengestreckt und ihr zugerufen hätte: „Gnädiges Fräulein, Sie glauben gar nicht, wie froh ich bin,

gerade Sie hier anzutreffen. Auf alles war ich vorbereitet, nur darauf nicht." Und nicht allein, daß er sich freute, er glaubte es auch der kleinen Alice nun plötzlich anzusehen, daß auch sie sich über das Wiedersehen mit ihm freute, obgleich er vorhin vergebens in ihrem Gesicht zu lesen versucht hatte, wie sie im stillen wohl darüber dächte, daß er ihr völlig unerwartet gegenübertrat. Bis ihm jetzt erst einfiel, daß für sie die Überraschung keine allzu große gewesen sein konnte. Selbstverständlich hatte der Quartiermacher die Namen der Offiziere, die hier für drei Tage einquartiert wurden, genannt, da hatte sie Zeit genug gehabt, sich auf das Wiedersehen mit ihm vorzubereiten, wenn es da für sie überhaupt einer Vorbereitung bedurfte. Aber so ganz gleichgültig schien auch ihr das nicht zu sein, das merkte er an der leisen Befangenheit, die sie schwer verbergen konnte, an dem Blick ihrer Augen, an dem ganz leisen Lächeln, das ihren hübschen, kleinen Mund umspielte, bis sie ihm nun plötzlich abermals ein Zeichen gab, er möge nicht verraten, daß sie sich bereits früher schon einmal begegneten. Daß sie das tat, war gut, denn nun fielen ihm plötzlich die Verhaltensmaßregeln wieder ein, die sie ihm in der Garnison für den Fall erteilt hatte, daß sie sich beide in Gegenwart ihrer Verwandten vor ihrer Abreise doch noch einmal sehen sollten.

Jetzt galt es, ihr zu beweisen, daß er ihren Brief mit Erfolg gelesen hatte, und so meinte er denn nun: „Sind gnädiges Fräulein schon lange hier in der Stadt? Darf ich fragen, wie es dem gnädigen Fräulein hier gefällt? Haben sich das gnädige Fräulein hier schon alle Sehenswürdigkeiten angesehen?“ Und alles, was sie ihm sonst noch schrieb, schnurrte er herunter, bis sie ihm halb lachend, halb verlegen leise zurief: „Aber, Herr von Mellenbach, reden Sie keinen Unsinn, ich bin doch gar nicht in der Stadt, sondern hier auf dem Lande.“

„Ach ja, richtig,“ verbesserte er sich schnell, „aber darauf war ich nicht vorbereitet gewesen, also da gestatten gnädiges Fräulein wohl die höfliche Frage: Sind gnädiges Fräulein schon lange auf dem Lande? Werden gnädiges Fräulein noch lange hier auf dem Lande bleiben? Nicht wahr, solcher Aufenthalt auf dem Lande ist mal etwas ganz anderes, als das Leben in der Stadt, allerdings weiß ich nicht, ob das gnädige Fräulein das Stadtleben überhaupt näher kennen, denn da ich das gnädige Fräulein heute zum erstenmal sehe, habe ich keine Ahnung, ob das gnädige Fräulein für gewöhnlich in der Stadt oder auf dem Lande wohnen.“

In diesem Sinne redete Mellenbach noch eine ganze Weile, nur um etwas zu sagen, auf Fräu-

lein Alice ein, er tat es mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, um ihr zu beweisen, daß er als wohlerzogener junger Mann sich in allen Lebenslagen richtig und korrekt zu benehmen wisse, aber trotzdem kam er sich dabei nicht nur ziemlich, sondern sogar vollständig dumm und blödsinnig vor, und das tat er erst recht, als er nun sah, wie die kleine Alice sich tapfer auf die Lippen biß, um nicht hell aufzulachen, bevor sie nun fragte: „Wie geht es eigentlich meinem Onkel, Herr von Mellenbach? Haben Sie in der letzten Zeit etwas von ihm gehört?“

Einen Augenblick starrte er sie ganz fassungslos an, dann schüttelte er seinerseits ganz leise den Kopf, um ihr dadurch ein Zeichen zu geben, wie sie es ihm vorhin gab, dann meinte er: „Es tut mir sehr leid, gnädiges Fräulein, Ihnen nicht die gewünschte Auskunft geben zu können, aber woher sollte ich wohl Ihren Herrn Onkel kennen? Es ist mir sogar, offen gestanden, ganz neu, daß auch Sie einen Onkel haben. Ich will damit natürlich nicht behaupten, daß ein Onkel an und für sich eine merkwürdige Naturerscheinung ist, gerade diese Spezies der Verwandten ist ja sogar allgemein verbreitet, aber trotzdem, gerade Ihr Herr Onkel —“

„Aber den kennen Sie sicher,“ fiel Alice ihm nun belustigt in das Wort, da Mellenbach nach

ihrer Ansicht die Vorsicht denn etwas gar zu weit trieb, denn daß sie hier von ihrem Onkel gesprochen haben mußten, konnte er sich doch denken, und deshalb setzte sie jetzt hinzu: „Sie werden sicher meinen Onkel kennen, Herr von Mellenbach, der ist ja in Ihrer Garnison Ihr Hauptmann,“ aber um sich nun ihrerseits nicht wieder zu verraten, meinte sie: „Der Quartiermeister hat uns erzählt, daß Sie für meinen erkrankten Onkel die Kompagnie führen.“

„Ach so, gnädiges Fräulein, mein Herr Hauptmann ist Ihr Herr Onkel, da sind wir beide ja ganz nahe Blutsverwandte, oder wenigstens sehr nahe Verwandte, nein, das doch nicht,“ lenkte er ab, als er den belustigten, abweisenden Blick bemerkte, mit dem sie ihn daran verhindern wollte, ihr abermals diese Verwandtschaft auseinanderzusetzen, so daß er nun noch einmal wiederholte: „Also mein Hauptmann ist Ihr Herr Onkel, gnädiges Fräulein, das konnte ich selbstverständlich nicht wissen. Aber ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung mitteilen, daß es dem sehr gut zu gehen scheint, wenigstens schließe ich das aus seinen vielen Briefen, die er mir schon in das Manöver geschickt hat und in denen er sich in wahrhaft rührender Weise um mich und um meine Leute sorgt. Wäre er ernstlich krank, würde er in erster Linie wohl an sich selbst denken.“

Es klang ein leiser Spott und eine leise Ironie aus seinen Worten heraus, die sie fröhlich auflachen ließ, dann aber wollte sie noch Näheres über ihren Verwandten wissen, aber das Gespräch wurde dadurch beendet, daß das Frühstück aufgetragen wurde und daß man sich zu Tisch setzte. Wie es Mellenbach vorausgesehen hatte, mußte er der Herrin des Hauses seinen Arm bieten, und da zu seinem Bedauern nicht an einem runden Tisch gedeckt war, machte es ihm die Anordnung der Plätze leider unmöglich, sich während des Frühstücks auch etwas mit der kleinen Alice zu unterhalten, ja, die saß sogar so weit von ihm entfernt, daß er sich im stillen fragte, ob das wirklich nur ein Zufall oder ob das Absicht sei. Warum saß die kleine Alice nicht dichter bei ihm? Sie beide hatten sich doch lange nicht gesehen, da konnte sie sich doch denken, daß er ihr viel zu erzählen hatte, sogar sehr Wichtiges hatte er ihr zu erzählen, wenn er im Augenblick auch nicht wußte was. Bis es ihm wieder einfiel. Er mußte sie fragen, ob sie damals noch lange in der Garnison geblieben war oder ob sie bald hierher zu ihren Verwandten abgereist sei. Hauptsächlich aber mußte er ihr sagen, daß sie tatsächlich noch hübscher geworden sei, seitdem er sie nicht sah, und daß die andere Alice, die süße, kleine Alice, den Vergleich mit ihr nicht aushielt. Nein, die süße, kleine Alice wollte er ihr gegen-

über lieber doch nicht erwähnen, die war ja nun auch schon lange verheiratet und sicher auch sehr glücklich, denn sie hatte nie wieder etwas von sich hören lassen. Nein, die süße, kleine Alice gehörte für ihn vollständig der Vergangenheit an, das war ihm noch nie so klar geworden wie jetzt, da er, so oft er es nur in unauffälliger Weise tun konnte, einen Blick zu der anderen kleinen Alice hinüberwarf, und wenn immer wieder der Wunsch in ihm wach wurde, zu erfahren, ob Fräulein von Rettburg sich über das plötzliche Wiedersehen mit ihm ebenso gefreut hatte wie er, oder wenn auch nicht ebenso, dann wenigstens halb so. Aber so sehr er auch die Antwort auf diese stumme Frage in ihren Augen oder in ihren Mienen suchte, er fand sie nicht, ohne etwas davon zu ahnen, daß die kleine Alice sich die größte Mühe geben mußte, um ihre Freude nicht zu verraten, schon weil sie die nach ihrer Ansicht nicht verraten durfte, wenn er nicht auch von ihr schlecht denken sollte, denn er war ja plötzlich sehr, sehr reich geworden, und sie war genau so arm geblieben, wie sie es damals war, als sie beide sich kennen lernten. Und wenn sie sich inzwischen auch nicht sahen, so hatte sie von ihrer Tante in seiner Garnison alles erfahren, was irgendwie mit ihm zusammenhing, von dem Kasinoschwur angefangen, an dem er die Schuld tragen sollte, bis zu seinen pessimistischen An-

schauungen, die er im Kameradenkreise zum besten gab, als die ihn fragten, warum er das Geld so verachte. Dabei hatte sie glücklicherweise nach alledem nicht zu fragen brauchen, sondern die Tante, die es liebte, lange und ausführliche Briefe zu schreiben, hatte ihr alles, was es in der kleinen Stadt und im Regiment an Neuigkeiten gab, unaufgefordert erzählt, ohne ihrerseits zu wissen, wie sehr sie das alles interessierte, wie sehr ihr das aber auch Mellenbachs wegen und schließlich auch um ihrer selbst willen leid tat. Allerdings, die Nachricht, daß Mellenbach in erster Linie gelobt habe, weder die Hannelore, noch die Dorette, noch die Melitta zu heiraten, hatte sie so froh und glücklich gestimmt, daß sie gar nicht wußte, was plötzlich in sie gefahren sei, bis sie sich dann eingestand, was sie sich bisher noch nicht hatte eingestehen wollen, daß sie ihr Herz an den hübschen Offizier gleich damals verloren hatte, als sie sich auf der Straße mit ihm unterhielt. Daß sie ihn liebte, und wie sehr sie ihn liebte, war ihr immer klarer geworden, als sie erfuhr, daß er trotz seines Reichtums so unglücklich sei. Da war der Wunsch über sie gekommen, ihn glücklich zu machen, ihm auch zu helfen, daß er die andere Alice ganz vergäße, von der sie ja durch ihn wußte, daß die verheiratet und ohnehin für ihn verloren war. Und sie hatte bittere Tränen ge-

weint, als sie erfuhr, wie er alle Menschen für Zahlkellner hielt, weil er glaubte, alle Menschen wären käuflich und demühten sich vor dem Reichtum. Würde er ihr jemals glauben, sie habe ihn schon geliebt, als sie von ihm weiter noch nichts wußte als nur seinen Namen? Würde er ihr jemals glauben, wenn der Zufall sie beide einmal wieder zusammenführen und wenn er dann durch einen weiteren Zufall erfahren sollte, wie es um ihr kleines Herz bestellt sei? Aber nein, der Zufall durfte ihm das nicht zeigen, und sie würden sich auch nicht wiedersehen, sie brauchte einfach ihre Verwandten in seiner Garnison nicht wieder zu besuchen. Aber als sie dann hierher auf das Gut ihrer Verwandten kam, und als sie hier hörte, daß diese Einquartierung erwarteten, noch dazu eine Kompagnie des Regiments, in dem ihr Onkel stand, da hatte sie trotz alledem gehofft, diese Kompagnie möchte seine, Carl Ludwigs, Kompagnie sein, und als sie erfuhr, daß die tatsächlich käme, da hatte sie heute morgen die wahnsinnigsten Kopfschmerzen vorgeschützt, um nicht in das Manövergelände hinausfahren zu müssen, um ihm dort nicht vielleicht schon zu begegnen und um dadurch die Überraschung des Wiedersehens hier im Hause nicht zu zerstören. Und sie hatte ihm ja mehr als deutlich angesehen, wie groß seine Überraschung und wie groß seine Freude war, so groß,

daß ihr kleines Herz nun so laut und so unruhig schlug, daß sie kaum auf die allgemeine Unterhaltung hinhörte und gar nichts davon merkte, daß einer der beiden jungen Leutnants sich die denkbar größte Mühe gab, den denkbar vorteilhaftesten Eindruck auf sie zu machen. Im stillen dachte sie, schon weil sie erriet, daß Mellenbach dasselbe dachte, fortwährend: „Ach, wenn wir doch nur erst von Tisch aufstehen möchten,“ aber als es so weit war, hatte sie, schon weil sie erriet, daß Mellenbach sich dasselbe wünschte, nur den einen Wunsch: „Ach, wenn wir beide uns doch nur einmal ein paar Minuten allein unterhalten könnten.“ Aber so sehr sie beide auch diese Gelegenheit herbeisehnten, die bot sich ihnen am ersten Tage nicht, sie trafen sich erst, als Mellenbach am nächsten Tage nach dem zweiten Frühstück in den Park hinunterging, obgleich der liebenswürdige Herr des Hauses ihm und seinen Kameraden einen ruhigen und gesunden Nachmittagsschlummer gewünscht hatte. Aber er sah es voraus, daß er nicht würde schlafen können, ebensowenig wie in der letzten Nacht von einem ruhigen Schlaf nicht die Rede gewesen war. Er hatte lange, lange wach gelegen und immer noch die kleine Alice, mit der er soviel getanzt hatte, im Arm gehalten, und mit ihr im Arm war er plötzlich in einen ganz blödsinnigen, wilden Traum hineingetanz,

auf dessen Einzelheiten er sich bei dem Erwachen nicht mehr besinnen konnte, von dem er nur noch wußte, daß er mit einem langen, heißen Kuß endete. Zu einem wirklichen Kuß sollte, würde und durfte es natürlich auch nicht kommen, wenn ihn ein Zufall nun im Park mit der kleinen Alice zusammenführen sollte, aber er wollte und mußte sie einmal allein sprechen, und die kleine Alice wollte und mußte ihn auch sprechen, denn die hatte in der letzten Nacht erst recht kaum geschlafen. Die hatte lange wach gelegen und an ihn gedacht, bis endlich der Schlummer über sie kam. Aber gerade, als der sie in sein Reich entführen wollte, hatte sie ganz deutlich gefühlt, wie Mellenbach sich über sie beugte und sie mitten auf den Mund küßte. Da war sie, anstatt einzuschlafen, erst recht wach geworden und war auch wach geblieben. Nun fühlte sie sich heute müde und angespannt, und sie war fest entschlossen, heute nacht desto besser zu schlafen. Damit sie das aber täte, durfte er sie selbst in ihren halben Träume nicht wieder küssen, und damit er das nicht täte, mußte sie ihm, wenn sich irgendwie Gelegenheit dazu bot, zu verstehen geben, daß sie ihn nicht liebe und daß sie ihn nie erhören würde, denn daß er sie liebte, hatte ihr der gestrige Abend zur Genüge bewiesen. Aber ehe sie ihm eingestand, daß sie seine Neigung erwidere, ehe sie seine Frau wurde und damit den

Anschein auf sich lud, ihn seines Reichtums wegen erhört zu haben, nein, eher verzichtete sie auf ihn, so grenzenlos schwer das auch für sie war.

Das bedrückte und bekümmerte sie auch jetzt, als sie, ebenso wie er, bald nach dem Frühstück in den Park hinunterging, in der felsenfesten Hoffnung und Überzeugung, ihn dort zu treffen. Und als sie sich dann getroffen, und als beide zuerst mit gutgespieltem Erstaunen ihrer Freude und ihrer Verwunderung über diesen Zufall Ausdruck gegeben hatten, und als sie bald darauf in einer abseits gelegenen Laube nebeneinander saßen, dort angeblich nur, weil sie da vor den lästigen Sonnenstrahlen sicher waren, da bedrückte sie das alles um so mehr, je länger sie nun neben ihm saß und je länger Mellenbach sie in fröhlicher Weise unterhielt, nachdem er sich vorher von ihr ausführlich hatte erzählen lassen, wie lange sie damals noch in dem Städtchen geblieben und wie ihre reise zu den Verwandten verlaufen sei.

Gewiß, für alles, was sie ihm berichtete, schien er Interesse zu haben, und das freute sie natürlich, aber mehr als ein höfliches Interesse, das vielleicht auch ein ganz klein wenig ihrer Person galt, war es doch wohl nicht, denn sonst hätte er unmöglich so unbefangen mit ihr plaudern können, so heiter und so lustig, daß sie sich zwar darüber freute, daß, ihre Gegenwart ihn so

fröhlich und so übermütig stimmte, aber daß es ihr doch lieber gewesen wäre, wenn sie seiner Unterhaltung etwas angemerkt hätte, daß die einer gewissen nervösen inneren Unruhe entsprang, weil, weil, nun ja, weil er auch in sie verliebt war und weil er darüber im unklaren sei, ob sie ihn wohl wiederliebe. Aber solche und ähnliche Gedanken schienen ihm ganz fern zu liegen, das glaubte sie ihm um so deutlicher anzusehen, je öfter sie ihm von Zeit zu Zeit einen heimlichen Blick zuwarf. Und als sie dann immer aufs neue sah, wie hübsch er war, wenigstens für sie so hübsch, daß sie sich plötzlich wünschte, er möchte sie, wenn auch nur einmal, küssen, wie er sie heute nacht im halben Traum küßte, und als sie sich gleichzeitig eingestehen mußte, daß es zwischen ihnen beiden sicher nie zu einem Kuß kommen würde, da wurde sie immer stiller und stiller, und je mehr Mühe sie sich gab, ihm nichts davon zu verraten, daß ihr kleines Herz einen ganz großen Kummer habe, desto deutlicher zeigte sie es, so daß er ihr nun ganz erschrocken, aber zugleich voll ehrlichster Teilnahme, zurief: „Aber, gnädiges Fräulein, was haben Sie denn nur mit einmal? Davon, daß Sie sich nicht wohlfühlen, kann glücklicherweise nicht die Rede sein, denn trotz der traurigen Augen, die Sie augenblicklich machen, sehen Sie Gott sei Dank aus, als wüßten Sie gar nicht, was Krank-

sein heißt. Da muß Sie also schon etwas anderes bekümmern, und das tut mir so leid, daß ich Ihnen gern helfen oder wenigstens raten möchte, wenn ich es könnte und dürfte. Wollen Sie mir nicht sagen, was es ist?" Und um ihr Mut zu machen, sich ihm anzuvertrauen, fuhr er fort: „Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich Ihr Vertrauen erbitte, gnädiges Fräulein, obgleich ich Ihnen wohl eigentlich ein ganz Fremder bin. Wir haben uns erst einmal gesehen und gesprochen, aber trotzdem sind Sie mir längst keine Fremde mehr. Sie sahen es mir wohl an, wie ich mich freute, als ich Sie hier gestern endlich wiedertraf, und im Zusammenhang damit kann ich Ihnen gestehen, daß ich in der Zwischenzeit viel und oft an Sie dachte,“ und mit dem Versuch zu scherzen, schloß er: „Ich habe es Ihnen doch schon einmal erklärt, gnädiges Fräulein, daß wir Blutsverwandte oder wenigstens beinahe Verwandte sind, können Sie da nicht mir als einem solchen sagen, was Sie bedrückt?“

Aber statt jeder Antwort schüttelt die kleine Alice nur den Kopf, schon weil ihr bei dem, was sie da zu hören bekam, das Herz so voll geworden war, daß sie gar nicht hätte sprechen können. Mehr noch als das, was er ihr sagte, verriet ihr der Klang seiner Stimme und der warme, herzliche Blick seiner Augen, daß es ihm ernst war mit

seinen Worten, daß sie keine konventionellen Lügen enthielten, daß er sich wirklich oft nach ihr sehnte, und daß er sie oft entbehrte. Ach, sie war ja plötzlich so namenlos glücklich, bis ihr wieder einfiel, wie reich er war, und wie er alle Menschen verachtete, von denen er glaubte, daß sie an dem Gelde hingen, und sie wollte ganz gewiß nicht vor ihm in den Verdacht geraten, ein, wenn auch nur weiblicher Zahlkellner zu sein. So schüttelte sie denn jetzt nur noch einmal den Kopf, während sie zugleich die Lippen fest aufeinander preßte, damit ihr nicht etwa gegen ihren Willen ein Wort entschlüpfe, bis er ihr nun nach einer ganzen Weile zurief: „Natürlich liegt mir nichts ferner, gnädiges Fräulein, als indiskret sein zu wollen, aber darf ich Ihnen sagen, was ich einmal irgendwo las? Da hieß es: ‚Wenn man einem jungen Mädchen aus warmem Herzen gut zuredet, vertraut sie einem jeden Kummer an, den sie hat, nur nicht den einer unglücklichen Liebe.‘ Ist das wahr, gnädiges Fräulein? Und wenn es wahr ist, haben auch Sie eine unglückliche Liebe?“

„Und wenn ich die nun hätte?“ kam es ganz gegen ihren Willen fast tonlos über ihre Lippen.

Aber er blieb ihr auf diese Frage vorläufig die Antwort schuldig und sah sie mit ganz entsetzten und erschrockenen Augen an, nicht nur, weil ihm die kleine Alice über alles leid tat, sondern

weil er in seinem Herzen einen Schmerz verspürte, wie er ihn nie zuvor, selbst damals nicht empfand, als er einsehen mußte, daß er die süße, kleine Alice nicht heiraten könne.

Die kleine Alice war verliebt, noch dazu unglücklich, aber das letztere war natürlich ein Unsinn, denn wenn der andere erst etwas davon wußte, daß dem ihre Liebe gehörte, dann mußte der sie doch ganz einfach wiederlieben, denn man konnte weiß Gott lange suchen, bis man ein in jeder Hinsicht so reizendes, hübsches und begehrenswertes junges Mädchen, wie die kleine Alice, wiederfand. Das hätte er ihr, schon um sie zu trösten, am liebsten auch sofort zugerufen, aber irgend etwas in ihm lehnte sich dagegen auf. Bis er auch wußte was, er gönnte dem anderen die kleine Alice nicht. Und war es nicht auch besser, sie heiratete gar nicht, als daß sie sich bis zu einem gewissen Grade einem Mann aufdrängte, der sie und ihre Vorzüge nicht zu würdigen wußte? In diesem Sinne mit ihr zu sprechen, nahm er sich jetzt fest vor, und deshalb meinte er nun: „Ich muß Ihnen offen gestehen, gnädiges Fräulein, gerade auf dieses Geständnis aus Ihrem Munde war ich nicht vorbereitet, aber trotzdem kann ich Ihnen vielleicht raten, wenn Sie mir über den Betreffenden ein paar nähere Andeutungen machen wollten, schon damit ich daraus ersehen

kann, ob der Mann auch Ihre Liebe verdient. Würden Sie mir da vielleicht sagen, wer oder was der Betreffende ist?"

Wie vorhin Mellenbach, so schwieg jetzt die kleine Alice eine ganze Weile, gleichsam, als müsse sie sich erst überlegen, ob sie ihm die erbetene Auskunft geben könne, in Wahrheit aber schwieg sie nur, weil sie ihm deutlich anmerkte, wie die Eifersucht in ihm wach geworden war. Der Schrecken, der ihn bei dem Geständnis ihrer unglücklichen Liebe durchfuhr, war ihr ebensowenig entgangen, wie der beinahe entsetzte und erstarrte Blick, mit dem er sie ansah, und sie hatte ihm ja auch angesehen, wie leid sie ihm tat. Aber wenn er ihr nun zum mindesten ebenso leid tat, es reizte sie doch, seine Eifersucht zu erhöhen, so daß sie nun wiederum ein paarmal, als könne sie nicht sprechen, den Kopf schüttelte, bis sie endlich sagte: „Also schön, Herr von Mellenbach, ich will mich Ihnen anvertrauen. Helfen werden Sie mir natürlich nicht können, das verlange ich auch nicht, aber vielleicht erleichtert es mich schon, wenn ich mich nur einmal offen aussprechen kann. Den Namen des Herrn muß ich selbstverständlich verschweigen, der tut auch nichts zur Sache, es genügt wohl, wenn ich Ihnen sage, daß es sich um einen Blutsverwandten, nein, das doch nicht," verbesserte sie sich schnell, „nein, es handelt sich um

keinen Blutsverwandten, aber immerhin um einen nahen oder wenigstens beinahe nahen Verwandten.“

So, nun bin ich begierig, ob und wann du Mäuse merkst, dachte die kleine Alice trotz ihres Kummers im stillen belustigt. Aber Mellenbach war weit entfernt, etwas davon zu merken, daß die Worte, die sie eben brauchte, dieselben waren, die er ihr gegenüber angewandt hatte. Nein, er merkte wirklich nichts, und deshalb atmete er nun so erleichtert auf, als sei eine ganz schwere Last von ihm gewichen, um ihr gleich darauf zuzurufen: „Gott sei Dank, gnädiges Fräulein, daß es sich bei Ihnen nur um einen mehr oder weniger nahen Verwandten handelt. Glauben Sie mir, so etwas geht ebenso schnell vorüber, wie es kommt, das haben wir alle einmal durchgemacht, wie in unserer Kinderzeit die Masern oder den Keuchhusten. Und da möchte ich Ihnen noch einmal sagen, Sie glauben gar nicht, wie froh mich das Ihretwegen stimmt, daß es sich nur um eine Verwandtenliebe handelt.“

Sollte dich das wirklich nur meinetwegen so froh stimmen? dachte die kleine Alice beglückt, die selbst nicht recht begriff, daß sie alles, was sie vorher bedrückte, in seiner Nähe und in seiner Gegenwart nun so schnell vergaß, dann aber meinte sie, und diesmal war es ihr bitter Ernst mit ihren

Worten: „Bis zu einem gewissen Grade haben Sie sicher recht, Herr von Mellenbach, aber in diesem Falle liegt die Sache etwas anders, da die Verwandtschaft, wenn sie auch nahe, trotz alledem eine so weitläufige und gekünstelte ist, daß die von dem Gesetz, und ich glaube bestimmt, auch in den Augen der Kirche nicht anerkannt würde. Dazu kommt noch eins, und das ist das schlimmste von allem, er, er weiß gar nicht, daß ich ihn liebe, und ich glaube, er weiß nicht einmal, ob er mich liebt, wenigstens hat er mir das noch nicht gesagt, obgleich er mir, namentlich bei unserem letzten Beisammensein, als wir uns nach längerer Zeit wiedersahen, allerlei Andeutungen darüber machte, daß ich ihm nicht ganz gleichgültig wäre. Und da, ich will es Ihnen ganz offen gestehen, Herr von Mellenbach, da hätte ich ihm am liebsten zu verstehen gegeben, wie ich über ihn denke, aber ich wußte und ich weiß nicht, ob ich das darf, denn während er früher arm war, ist er inzwischen durch einen Glückszufall sehr reich oder wenigstens sehr wohlhabend geworden, und da weiß ich wirklich nicht, ob ich da nicht doppelt und dreifach zurückhaltend sein muß, damit er nicht etwa auf den Gedanken kommt, ich liebe ihn in erster Linie seines Geldes wegen.“

„Ausgeschlossen, gnädiges Fräulein, vollständig ausgeschlossen,“ rief er ihr so schnell zu,

daß sie ihr kleines Herz vor Glückseligkeit laut schlagen hörte, bis er nun schnell fortfuhr: „Sie müssen mich bitte richtig verstehen, gnädiges Fräulein, wenn ich eben sagte, ‚vollständig ausgeschlossen‘, so wollte ich damit betonen, daß es nach meiner Ansicht vollständig ausgeschlossen ist, daß Sie unter diesen Umständen dem in Frage kommenden Herrn irgendwie zeigen oder verraten, wie Sie über ihn denken. Das dürfen Sie nicht, gnädiges Fräulein, das dürfen Sie um Ihrer selbst willen unter gar keinen Umständen, noch dazu, wo Sie nicht einmal wissen, ob er Sie wiederliebt, denn in den leidigen Geldsachen kann man nicht vorsichtig und zartfühlend genug sein.“

In diesem Sinne sprach er noch eine ganze Weile auf sie ein, und wenn im ersten Augenblick auch ein tödlicher Schrecken, alles zu verlieren, die kleine Alice befiel, so hörte sie trotzdem sehr schnell aus seinen Worten heraus, daß er ihr nur deshalb des Geldes wegen abriet, den anderen weiterzulieben, weil er sie auch jetzt dem anderen nicht gönnte, so daß der Schalk und der Übermut plötzlich in ihr wach wurden, und daß sie sich nun, wo sie ihr gefährliches Spiel halb gewonnen zu haben glaubte, um ein Haar verraten haben würde, wenn er ihr jetzt nicht zugerufen hätte: „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, ich befinde mich ja selbst in einer ähnlichen unglücklichen Lage wie

der mir unbekannte Herr, dem Ihr Herz zu gehören scheint. Arm war ich allerdings früher nicht, ich habe immer eine sehr hohe Zulage von meinem Verwandten erhalten, bis der letztthin starb und mich zu seinem Erben einsetzte, und bis ich nun reich geworden bin. Aber wenn ich mir nun vorstellen sollte, ein junges Mädchen, von dessen Liebe ich bisher nichts ahnte, würde mir nun plötzlich zu verstehen geben, sie liebe mich und erwarte von mir, daß ich sie standesamtlich und kirchlich heirate, dann —“

Aber weiter kam er nicht, denn plötzlich schlug die kleine Alice an seiner Seite die Hände vor das Gesicht und fing an, so bitterlich zu weinen und zu schluchzen, daß es ihm wie mit scharfen Messern in das Herz schnitt, und daß er sie völlig fassungslos anstarrte, bis er nun endlich stotterte: „Aber gnädiges Fräulein, ich bitte Sie, was habe ich denn nur gesagt, daß meine Worte Sie so erregen können? Ob der andere in Wahrheit so denken würde, wie ich vermute, bliebe doch erst abzuwarten, ich sprach in der Hauptsache doch nur von mir.“

„Das ist es ja gerade,“ schluchzte die kleine Alice von neuem auf, bis sie nun, ihre Hände von dem Gesicht nehmend, rief: „Wissen Sie wohl, Herr von Mellenbach, daß Sie ein ganz schlechter

Mensch sind? Jawohl, das sind Sie," wiederholte sie, als er sie verständnislos unterbrechen wollte, „ja, Sie müssen sich sogar in Grund und Boden schämen, daß Sie so schlecht von uns jungen Mädchen denken können. Aber dafür, daß Sie das tun, können Sie vielleicht nichts," ließ die Liebe zu ihm ihn nun gleich wieder in Schutz nehmen, „es ist vielleicht nicht Ihre Schuld, wenn Sie uns so beurteilen, Sie haben mir ja einmal über eine andere Alice Andeutungen gemacht, wer weiß, was die Ihnen antat, denn allzu gern scheinen Sie sich derer nicht zu erinnern, und deshalb habe ich die auch vom ersten Augenblick an gehaßt. Nein, gehaßt habe ich die nicht," unterbrach sie sich schnell, „denn was geht das mich an, wie Sie sich mit der standen, aber wenn Sie glauben, daß eine Alice so ist wie die andere, irren Sie sich sehr. Ob die andere Alice sich aus dem Reichtum eines Mannes etwas machte, weiß ich nicht, das ist mir auch vollständig gleichgültig, aber soviel weiß ich, ich frage bei einem Manne nicht danach, wieviel Geld er hat, sondern ich frage nur, ob ich ihn liebe. Deshalb können Sie froh sein, Herr von Mellenbach, daß ich Sie nicht liebe, und Sie mich nicht, denn Sie würde ich nie heiraten, und wenn Sie auf den Knien vor mir lägen und noch zehnmal soviel Geld hätten, als Sie es ohnehin besitzen sollen," und hochaufatmend schloß sie mit

den Worten: „So, nun wissen Sie hoffentlich, wie ich denke?“

Ja, nun wußte er, wie sie dachte und namentlich, wie sie über ihn dachte. Er begriff sich selbst nicht mehr, war er denn blind gewesen, daß er es nicht gleich sah, wie es um sie stand; war er denn mehr als begriffsstutzig gewesen, daß er nicht sofort erriet, wer der angebliche Verwandte war, von dem sie ihm erzählte? Ja, nun wußte er Bescheid, die kleine Alice liebte ihn, und er, liebte er sie nicht schon lange, nicht schon seit dem Tage, da er sie zum erstenmal sah und seitdem er ihren doch eigentlich ganz gleichgültigen Brief mit auf Reisen nahm, als er an das Sterbelager seines Onkels gerufen wurde? Ja, er liebte sie, aber ganz anders, als er damals die süße, kleine Alice geliebt hatte, nicht in erster Linie mit den Sinnen, sondern mit dem Herzen. Ja, nun wußte er Bescheid, nicht nur, wie es um sie stand, und zum Zeichen dessen, daß er die kleine Alice verstanden habe, nahm er sie nun plötzlich blitzschnell in die Arme, noch bevor sie ihm hätte entweichen können, und küßte sie auf den Mund, und die kleine Alice küßte ihn wieder, ganz anders, als die süße, kleine Alice es tat, aber deren Küsse hatten ihm nicht annähernd so gut geschmeckt wie diese, bis er sie nun endlich fragte: „Alice, liebe, kleine Alice, hast du mich denn wirklich lieb?“

Mit glückstrahlenden Augen sah sie ihn an: „Merkst du Dummkopf das denn immer noch nicht? Noch deutlicher kann ich es dir weiß Gott nicht zeigen, obgleich ich das vorhin nach meiner Ansicht schon mehr als deutlich genug getan habe, so daß ich mich fast vor dir schämte,“ bis sie mit einem leisen, verlegenen Lächeln hinzusetzte: „Du darfst mir deswegen nicht böse sein, Carl Ludwig, denn ich habe dich doch über alles lieb, und ich mußte mir zu helfen versuchen, denn wenn du übermorgen fortgegangen wärest, ohne daß wir einander gefunden hätten, dann hätten wir uns nie, nie wiedergesehen, dafür hätte ich gesorgt,“ und noch einmal fragte sie: „Bist du mir böse, Carl Ludwig, weil ich dir verriet, daß ich dich liebe?“

„Ob ich dir böse bin?“ gab er zurück, und als weitere Antwort auf ihre Frage küßte er sie heiß auf den Mund, und sie küßte ihn wieder, bis er sie mit einmal aus seinen Armen freigab und sie mit einem so entsetzten Gesicht anstarrte, daß sie ihm auf den Tod erschrocken zurief: „Um Gottes willen, Carl Ludwig, was ist dir denn nur?“

Der stöhnte schwer auf, um endlich mit ganz verzweifelter Stimme zur Antwort zu geben: „Was mir ist? Die Frage wäre leichter zu beantworten, wenn sie gelautet hätte, wie mir ist?“

Da könnte und müßte ich der Wahrheit gemäß bekennen: mir war noch nie so gräßlich wie heute, richtiger gesagt, wie jetzt in diesem Augenblick. Aber es wird schon wieder anders werden, und darum, gnädiges Fräulein, jawohl, gnädiges Fräulein, bitte, sehen Sie mich nur ruhig so an, als hätte ich hier im Schatten der kühlen Laube einen wenn auch nur abgekühlten Sonnenstich bekommen. Dem ist zwar keineswegs so, und ich weiß vollständig, was ich sage, aber gerade deshalb muß es zwischen uns wieder vorbei sein mit dem ‚Carl Ludwig‘ und der ‚lieben, kleinen Alice‘, und mit dem Geküsse natürlich erst recht, obgleich mir das in meinem eigenen Interesse wahn-sinnig leid tut, wobei mich nur eins freut, daß ich mich glücklicherweise noch nicht mit Ihnen verlobte, gnädiges Fräulein, wenigstens nicht offiziell, ja sogar eigentlich noch nicht einmal heimlich, denn ich habe Sie noch nicht gefragt, ob Sie meine Frau werden wollen, und soviel ich weiß, ist das die Frage, die jeder Verlobung vorangehen muß, wenn die ihre Gültigkeit haben soll. Das aber habe ich Gott sei Dank nicht gefragt, und das tue ich auch jetzt nicht, weil ich das nicht darf, wenn ich nicht ehrlos und nicht wortbrüchig werden will, was ich aber nicht will, vorausgesetzt, daß ich es Ihnen gegenüber nicht schon geworden bin.“ Bis er sich nun plötzlich unterbrach: „Ver-

zeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich so viele Worte gebrauche, um Ihnen die einfachste Sache von der Welt plausibel zu machen, nämlich die, daß wir uns wieder entloben müssen, soweit zwischen uns schon von einer Verlobung die Rede sein kann." Bis er jetzt, sich abermals unterbrechend, ganz kleinlaut fragte: „Gnädiges Fräulein, würden Sie jetzt nicht so liebenswürdig sein, auch mal einen Ton zu sagen?“

Die kleine Alice hatte ihm zuerst mehr als erschrocken, dann ganz erstaunt, schließlich aber, als sie ihn verstand, auf das äußerste belustigt zugehört, so daß sie ihm jetzt fröhlich auflachend zurief: „Aber Carl Ludwig, ach so, entschuldigen Sie bitte, ich soll ja nun wieder ‚Sie‘ zu Ihnen sagen, aber das tue ich nicht lange, darauf können Sie sich verlassen, denn wenn ich auch keine englische Miß bin, die jeden Mann, der sie einmal küßte, vor den Richter ziehen kann, damit er sie heiratet, ach nein, Carl Ludwig, so gemein bin ich nicht, obgleich ich mich nach allen Regeln der Kunst als mit dir verlobt betrachte und ich mich in diesem Zustande so wohl und so glücklich fühle wie bisher in meinem ganzen Leben noch nicht, denke ich selbstverständlich gar nicht daran, mein Herr, Sie wieder freizugeben.“

„Wenn Sie mich nur halb so lieb hätten wie ich Sie, gnädiges Fräulein, täte ich das an Ihrer

Stelle auch nicht," stöhnte Mellenbach von neuem auf, um jetzt zu bitten: „Würden Sie vielleicht so freundlich sein, gnädiges Fräulein, mir einmal Ihr Taschentuch zu leihen, natürlich nicht für meine Nase, sondern für meine Stirn? Auf der müssen mir Wasserbäche stehen, und ich habe mein eigenes Taschentuch oben in meinem Zimmer vergessen.“ Und als sie dann gleich darauf seine heiße Stirn mit ihrem dünnen Batisttuch trocknete, fuhr er fort: „Ach, das tut gut, gnädiges Fräulein, denn Sie haben keine Ahnung, wie mir ist. Wenn ich Ihnen wenigstens alles erzählen könnte, was vorliegt, damit auch Sie einsehen, daß ich mich nicht verloben darf, wenn ich nicht wortbrüchig — aber halt, gnädiges Fräulein," rief er ihr jetzt zu, „halten Sie einmal einen Augenblick ganz still, aber trocknen Sie dabei meine Stirn bitte ruhig weiter, damit ich hinter der klar denken kann. Nein, wortbrüchig werde ich nicht," sprach er weiter vor sich hin, „denn ich habe es für meine Person ja auch nur gelobt, mich weder in die Hannelore, noch in die Dorette, noch in die Melitta zu verlieben.“

„Glaubst du vielleicht, daß ich das nicht schon längst wüßte, Carl Ludwig?“ erklang es da übermütig an seiner Seite. „Ich bin, da es Gott sei Dank Briefe gibt, über alles, was in deiner Garnison vorgefallen ist, ganz genau unterrichtet,“

und nun wieder ernst werdend, fragte die kleine Alice: „Sage mal, Carl Ludwig, glaubst du wirklich, ich hätte dir gezeigt und gesagt, daß ich dich liebe, wenn ich nicht genau gewußt hätte, daß du mir auch deine Liebe gestehen dürftest, ohne dadurch deinen Kasinoschwur zu brechen?“

„Gott sei Dank, ich breche nicht,“ jubelte Mellenbach auf, „und weil ich nicht breche, darum, kleine Alice, verlobe ich mich jetzt zum zweitenmal mit dir, wenn du willst, und damit es diesmal damit seine Richtigkeit hat, frage ich dich kraft meines Amtes als dein späterer Mann: „Willst du wirklich meine kleine Frau werden und mich immer lieb behalten, wenigstens so lange, bis du dich in einen anderen verliebst? Aber das sage ich dir gleich, kleine Alice, wenn ich eines Tages dahinterkommen sollte, daß du mich nicht mehr liebst, dann liebe ich dich auch nicht mehr, nein doch,“ verbesserte er sich schnell, „ich glaube, ich würde dich trotzdem ewig weiterlieben.“

„Und ich. Ich werde nie aufhören, nur dich zu lieben, Carl Ludwig,“ rief sie ihm so ehrlich zu, daß er sie von neuem an sich zog und sie küßte. Aber so glücklich er auch war, eins bedrückte ihn im stillen doch. Wie würden die Kameraden es aufnehmen, wenn die erfuhren, daß er sich verlobte? Gewiß, das Verbot, nicht zu heiraten, erstreckte sich nicht auf die kleine Alice, aber würde

man ihm seinen Schritt nicht trotzdem verargen? Und was würden die Hannelore, die Dorette und die Melitta von ihm denken, wenn die hörten, daß er sich eine Braut aus der Fremde holte? Würden die nicht glauben, es sei vielleicht doch ein kleines Körnchen Wahrheit an der von der Minna verbreiteten Lüge, er habe die Kameraden nur deshalb überredet, keine von ihnen dreien zu heiraten, weil sie alle drei häßlich und dumm seien? Würden die drei sich dadurch nicht zurückgesetzt fühlen, daß er sich mit einer Fremden verlobte, ohne auch nur den Versuch zu machen, eine von ihnen in der Garnison für sich zu gewinnen und die dann trotz des Kasinoschwurs heimzuführen?

Das alles bedrückte und bekümmerte ihn, und was er kaum zu hoffen wagte, geschah dennoch. Die kleine Alice fühlt ihm das, was ihn beschäftigte, vollständig nach, ja, sie bestand sogar nicht darauf, daß er ihre Verlobung nun gleich den Verwandten, bei denen sie zum Besuch weilte und ihren Eltern bekannt gäbe, sondern sie überließ diesen Zeitpunkt ganz ihm, und bis dahin wollten sie beide keinem Menschen etwas davon sagen, daß und wie lieb sie sich hätten. Mit diesem Gelöbnis trennten sie sich, als es endlich für sie Zeit wurde, die schattige und so verschwiegene Laube zu verlassen und sich in das Haus zurückzubeben, damit namentlich die kleine Alice dort von ihren

Verwandten nicht vermißt würde. Aber als Mellenbach sein Zimmer wieder aufgesucht hatte, wurde er auch dort die Frage nicht los: was werden die Kameraden sagen, wenn sie etwas erfahren, und einmal muß ich es ihnen doch mitteilen, denn ich kann mit Rücksicht auf die meine Liebe und die kleine Alice die nächsten fünf Jahre unmöglich verbergen und verheimlichen. Bis ihm schließlich wieder einfiel, daß ja auch zwischen Heini dem Sparsamen und der Hannelore, zwischen Martini und der Dorette, zwischen Muehler und der kleinen Melitta allerlei nicht zu stimmen schien. Das ließ ihn nun mit anderen Augen in die Zukunft sehen, denn wenn die sich sogar in die gewissermaßen verbotenen jungen Mädchen verliebten, konnte man ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er sich in eine verliebte, die von diesem Verbot nicht betroffen wurde. Dann aber gestand er sich ein, daß die Erkenntnis, die da eben über ihn gekommen war, seine Lage nicht verbesserte, sondern nur verschlechterte. Mochten die anderen noch so verliebt sein, sie würden sich niemals verloben, wenigstens nicht, bevor beide Teile darüber bis zu einem gewissen Grade alt und grau geworden waren, und desto größer würde der Neid und vielleicht auch die Feindschaft gegen ihn werden, wenn er die Herzensausgewählte gleich heimführte. Wieder dachte er nun daran, sich in

ein anderes Regiment versetzen zu lassen oder vielleicht ganz den Abschied als Offizier zu erbitten, aber auch diese Gedanken gab er bald wieder auf, weil er die abermals feige fand.

So sah er denn mit einem lachenden und einem bekümmerten Auge in die Zukunft, und sein lachendes Auge wurde dadurch nicht größer, aber sein bekümmertes wurde dadurch erst recht nicht kleiner, daß der Herr Oberst ihm am nächsten Tage durch den Adjutanten sagen ließ, er, der Kommandeur, habe sich die Klatschgeschichte aus der Garnison nun genügend durch den Kopf gehen lassen und sei zu der Erkenntnis gekommen, so zu tun, als ob er offiziell von alledem nichts wisse, denn er wolle sich und seinen Leutnants durch ein fürchterliches Donnerwetter die Laune nicht verderben. Er erwarte aber von ihm, Mellenbach, mit aller Bestimmtheit, daß er, gewissermaßen als Zeichen seines Dankes für das vorgesetzte Wohlwollen, das Kasinoabkommen mit allem, was drum und dran hänge, so oder so wieder aus der Welt und aus der Garnison schaffe. Für welches „so oder so“ Mellenbach sich entschlösse, sei dem Kommandeur ganz einerlei, wenn es nur ein „so“ wäre. „So oder so“ war leicht gesagt, „so oder so“ war auch leicht gefragt, aber wie sollte er, Mellenbach, darauf eine Antwort finden? Er zermarterte sich darüber sein Gehirn, und ohne daß er etwas

davon ahnte, zermarterten drei andere mit, wenn auch allerdings nicht sein Gehirn, so dafür desto energischer ihr eigenes. Die drei waren Heini der Sparsame, Martini und Muehler, und immer wieder sagten sie sich: Das Manöver geht mit Riesenschritten seinem Ende entgegen, schon morgen gibt es das mit Recht so beliebte letzte große Freudenbiwak, am nächsten Tag geht es mit der Bahn in die Kaserne zurück, dann gibt es ein Wiedersehen mit den kleinen Mädchen im Städtchen, und was dann? Darauf gab es für jeden der drei nur eine Antwort: Das Kasinoabkommen mußte ganz einfach so oder so wieder aufgehoben werden, das war man sich selbst, aber man war es erst recht den drei jungen Damen schuldig, daß man die nicht jahrelang unter einem Beschluß leiden ließ, den man gefaßt hatte, als man bis zur Nasenspitze unter Sekt stand. Aber wie sollte man den Beschluß wieder rückgängig machen, ohne zu verraten, daß und wie sehr man verliebt war, und daß man nicht nur im Interesse der jungen Damen handelte, sondern zum sehr großen Teil aus schnödem Egoismus, wenn man verlangte, alle sollten zugeben, sich an jenem Kasino-nachmittag an den jungen Mädchen versündigt zu haben?

Daß sie selbst verliebt waren, durften sie nicht verraten, und dabei waren sie es bis über beide

Ohren. Heini der Sparsame dachte nur noch an Hannelore und hatte es als ein Geschenk des Himmels betrachtet, als die hübsche Marga, seine einstige Liebe, ihm vor ein paar Wochen schrieb, da er gar nicht mehr auf ihre Ansichtskarten antwortete, glaube sie ihm einen Gefallen damit zu tun, wenn auch sie ihm keine Karten mehr schicke. Martini aber war so verliebt in die Dorette, daß er sich seit dem Ausrücken in das Manöver seine Haare wieder wachsen ließ, er tat es, obgleich er dadurch in den schmähhlichen Verdacht geriet, sich dadurch bei seinen Vorgesetzten wieder lieb Kind zu machen und um einer Strafversetzung zu entgehen, während er sich in Wirklichkeit die Haare doch nur, aber auch nur deshalb wachsen ließ, damit nicht durch einen unglücklichen Zufall vielleicht einmal einer der Kameraden oder sonst jemand ihm die Hand auf den Kopf lege und damit die Stelle entweihe, die Dorettes Hände berührt hatten. Und wenn Heine der Sparsame und Martini den ganzen Tag an die Hannelore und an die Dorette dachten, so dachte Muehler nicht nur bei Tage, sondern erst recht des Nachts fortwährend an die graziöse Melitta. Mit der beschäftigte er sich soviel, daß er fortwährend von ihr träumte, und zwar nicht nur schemenhaft wie am Anfang, sondern in sehr persönlicher Weise. Das war aber sicher auch mit Tante Clärchens

Schuld, die ihm in ihren Briefen nicht genug Liebes und Gutes von der Melitta zu erzählen wußte, besonders seitdem die bei einem freitäglichen Fischessen seine Gaststelle vertreten hatte und ihr noch mehr zugeredet hatte, als er das sonst zu tun pflege, ordentlich zuzulangen, weil der Fisch doch gesund sei. Selbstverständlich hatte auch Tante Clärchen inzwischen von dem bekannt gewordenen Kasinoabkommen erfahren und wußte nun, warum er nicht daran denken dürfe, Melitta zu heiraten. Aber anstatt einzusehen, daß es für ihn einfach keinen Ausweg gab, bedrohte sie ihn in jedem ihrer Briefe erneut mit Entziehung ihrer Liebe und ihres kleinen Erbes, wenn er nicht gleich nach seiner Rückkehr um Melittas Hand anhielte, denn sie wisse schon längst, daß die ihn wiederliebe, obgleich er das gewiß nicht verdiene, denn er werde seine Melitta sicher ebenso todunglücklich machen wie jeder andere Mann seine Frau. Das habe sie der Melitta auch beizeiten sagen wollen, aber sie hätte es doch nicht über das Herz gebracht.

Ja, Heini der Sparsame, Martini und Muehler waren wirklich sehr ernsthaft verliebt, und wenn sie das vor den Kameraden auch nach Möglichkeit geheim zu halten versuchten und sich zu diesem Zweck von den anderen absonderten, soweit es ging, so kamen sie gerade dadurch einander näher, und als sie eines Tages während

einer Gefechtspause zusammen an einem Grabenrand saßen und wie auf Kommando alle gleichzeitig, von ihrer aussichtslosen Liebe bedrückt, himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt, laut aufstöhnten und aufseufzten, und als sie sich gegenseitig fragten: „Aber Kindchen, was hast du denn nur?“ da gaben die drei wenigstens untereinander das Versteckspielen auf und gestanden sich, wie es um sie bestellt war. Und da sie gerade durch einen Zufall in brütender Stellung saßen, benutzten sie die Gelegenheit, um Rache zu brüten, Rache an dem, der zum größten Teil an alledem schuld sei, Rache an Mellenbach. Der sollte ihnen die Suppe büßen, die er ihnen eingebrockt hatte, und da die Gefechtspause glücklicherweise sehr lange dauerte, und da niemand sie bei dem Brüten störte, brüteten sie auch endlich ein Küken aus: Sie wollten sich am letzten Manövertag Mellenbach des Abends bei der großen Biwaksbowle vornehmen, und zwar feste. Den wollten sie einseifen, daß er so voll Alkohol wurde, wie sie es an jenem Nachmittag im Kasino waren, und dann wollten sie ihm klar machen, daß es schon mit Rücksicht auf sein großes Vermögen seine Pflicht sei, baldigst an das Heiraten zu denken, damit er bei seinem etwaigen frühzeitigen Tode sein Geld seinen eigenen Kindern hinterlassen könne, damit das nicht wieder an einen entfernten Verwandten

fiel, dem vor dieser Erbschaft ebenso graute, wie ihm davor gegraut hatte. Er mußte ihnen sein Wort darauf geben, sich in der allernächsten Zeit zu verloben, und wenn er sich in der Fremde eine Braut geholt hatte, weil die Hannelore, die Dorette und die Melitta ihm todsicher einen Korb geben würden, falls er um eine von diesen anhalten sollte, dann war er es einfach den Kameraden schuldig, daß er vor die hintrat und denen erklärte: „Herrschaften, steckt euren Beschluß von damals in den Ofen und verbrennt ihn ruhig, daß auch nicht die leiseste Spur von Asche von dem übrig bleibt. Ich habe mich verlobt, und wenn meine Braut auch weder Hannelore, noch Dorette, noch Melitta heißt, ist das ganz gewiß nicht mein Verdienst, und gerade weil es das nicht ist, haben die drei jungen Damen es verdient, dafür belohnt zu werden, daß ich durch sie nicht wortbrüchig geworden bin. Und deshalb schlage ich vor, daß wir endlich die Heiratssperre über die drei jungen Mädchen wieder aufheben. Wer mit mir derselben Ansicht ist, gehe schleunigst hin und halte um eine von ihnen an.“ So mußte Mellenbach zu den Kameraden sprechen, und so würde er auch zu denen reden, besonders wenn man ihm den Text seiner Rede bei der Biwaksbowle so lange vorsprach, bis er sich auf den selbst noch am nächsten Tage besinnen konnte. Es kam

nur darauf an, daß man bei der Bowle für die eigene Person ganz oder wenigstens so gut wie ganz nüchtern blieb. Und mit diesem festen Vorsatz setzten sich die drei Verschworenen, als am Abend des Freudenbiwaks die Bowlenstunde geschlagen hatte, mit Mellenbach etwas abseits an den langen Kneiptisch, nachdem sie ihm vorgebet hatten, er gehörte heute nicht zu den berittenen Offizieren, sondern nur zu ihnen, seinen Kameraden.

Da stimmt etwas nicht, sagte sich Mellenbach im stillen, und wie jeder Mensch, der kein ganz stubenreines Gewissen hat, war seine erste Befürchtung: Carl Ludwig, du bist erkannt! So vorsichtig die kleine Alice und du auch warst, einer deiner beiden jungen Kompagnieleutnants hat doch etwas gemerkt, die Sache im Interesse der Allgemeinheit weiterberichtet, und nun wollen diese drei dich, bevor sie dich erneut zur Ehelosigkeit verurteilen, erst mal genau aushorchen, wie weit du in Wahrheit schuldbeladen bist. Also, Carl Ludwig, sei auf der Hut und vor allen Dingen mäßig im Trinken.

Das war er denn auch, aber um so mehr tranken die drei anderen, schon um das, was sie selbst auf dem Gewissen hatten, zu verschweigen und um lediglich das zu verraten, was sie auf der Zunge spazieren trugen. Aber so gut die drei ihm

auch zuredeten, sich bald zu verloben, Mellenbach setzte sich absichtlich immer energischer auf die Hinterbeine, schon um dadurch nicht zu verraten, wie es in Wirklichkeit um ihn bestellt war, bis er endlich, endlich erklärte: „Also schön, Herrschaften, lange genug hat es ja gedauert, aber was ich selbst nicht für möglich hielt, ist euch dennoch gelungen. Ihr habt mich überzeugt, daß gerade ich nicht länger daran denken darf, ledig zu bleiben, und deshalb werde ich mich auch baldmöglichst zu verloben suchen, aber,“ setzte er jetzt, einem plötzlichen Einfall folgend, hinzu, „nur unter einer Bedingung.“

Die drei anderen sahen sich einen Augenblick etwas unsicher an, dann fragte Heini der Sparsame: „Du verlangst doch nicht etwa von uns, daß wir dir da in der Hinsicht mit dem sogenannten guten Beispiel vorangehen, oder daß wir dir da bald folgen? Das ist so, wie die Sachen liegen, für uns ganz ausgeschlossen, ganz abgesehen davon, daß ich nicht die Spur in irgendeine junge Dame verliebt bin.“

„Und wir beide sind das noch viel weniger,“ log Martini zugleich im Namen von Muehler darauflos.

„Das ist doch auch ganz selbstverständlich,“ pflichtete Mellenbach den Kameraden anscheinend ganz ernsthaft bei, „wenigstens kämen für euch die

drei jungen Damen in der Garnison ebensowenig in Frage wie für mich, falls ihr wirklich jemals an das Heiraten denken solltet, wie ich das jetzt für mich auf euer Zureden hin tun soll und auch tun will. Aber da meine ich, bevor ich Gott weiß wo auf Brautschau gehe, muß ich wenigsten anstandshalber so tun, als wünsche ich in erster Linie die Hannelore, die Dorette oder die Melitta zu heiraten, denn die jungen Damen würden es mit Recht als eine Zurücksetzung auffassen, wenn ich mir nicht erst bei ihnen einen Korb holte, bevor eine andere mir vielleicht das Jawort gibt. Daß ich einen, nein, drei Körbe bekäme, brauche ich euch wohl nicht erst zu sagen, denn das ist klar, schon weil die drei Mädels mich noch weniger lieben als ich sie, und dazu kommt, daß die genau wissen, daß ich keine von ihnen heiraten darf."

Und drittens ist jede von den dreien in einen von uns dreien verliebt, hätten die Kameraden ihm am liebsten triumphierend zugerufen, als Mellenbach nun im Sprechen eine kleine Pause machte, und sicher hätten sie ihm das auch wirklich zugerufen, wenn nicht jeder von den dreien den beiden anderen unter dem Tisch einen energischen Warnungsfußtritt gegeben und ihnen dabei halblaut zugerufen hätte: „Halt's Maul."

Das taten die denn auch, bis sie plötzlich bei dem Gedanken und bei dem Bewußtsein, verliebt

und hoffentlich auch wiedergeliebt zu sein, glücklich vor sich hinlachten, so daß Mellenbach, der sich stellte, als verstehe er ihre Freude nicht, jetzt meinte: „Na, allzu geistreich ist euer Lachen ja gerade nicht, ich möchte nur wissen, was es da überhaupt zu lachen gibt.“

Das glauben wir dir gern, pflichteten die drei ihm im stillen bei, dann aber übernahm Heini der Sparsame es, den Vorwurf, nicht geistreich zu lachen, von sich und den Kameraden abzuwälzen und gab zur Antwort: „Wenn du denn wissen willst, Mellenbach, worüber wir lachten, wollen wir es dir eingestehen. Wir dachten an dein Korbgesicht, mit dem du vielleicht sogar in einem Korbwagen wieder nach Hause fährst, wenn du bei allen drei Mädels in der Garnison abgeblitzt bist.“ Und als hätten auch die beiden anderen wirklich nur darüber gelacht, lachten sie nun erneut hell auf, bis Mellenbach gelassen meinte: „Wenn e i n s der drei Mädels mich n i c h t abwies, würde ich vielleicht ein noch viel dümmeres Gesicht machen, aber trotzdem ist mir der Gedanke, mir diese drei Körbe persönlich zu holen, selbstverständlich äußerst unangenehm. Ich möchte es auch den jungen Damen ersparen, mir diesen Korb direkt erteilen zu müssen. Indirekt durch einen Dritten macht sich so etwas viel besser, und damit komme ich auf die Bedingung zurück, unter der ich einzig

und allein bereit bin, mich im Interesse meiner zukünftigen Kinder für diese baldmöglichst nach einer zukünftigen Mutter umzusehen."

„Und was wäre das für eine Bedingung?“ fragten die anderen wie aus einem Munde.

„Eine sehr einfache,“ gab Mellenbach zurück. „Ihr drei macht für mich die Freierwerber, ein jeder von euch hält für mich bei einer der jungen Damen in aller Form um deren Hand an. Wie ihr euch das einteilt, ist mir ganz gleich. Du, Heini, sprichst vielleicht mit Fräulein Melitta, du, Martini, vielleicht mit Fräulein Hannelore, und du, Muehler, schließlich mit der Dorette.“

„Aber so genau kenne ich Fräulein Melitta doch nicht, um eine so heikle Sache mit ihr be-
reden zu können,“ widersprach Heini der Spar-
same, sehr erregt, „ich stehe mich höchstens mit
Fräulein Hannelore so gut, daß ich dir bei der
einen Korb verschaffen könnte.“ Und in ähnlicher
Weise widersprachen auch Martini und Muehler
dem Vorschlag, ihrerseits mit Fräulein Hannelore
und mit Fräulein Dorette reden zu sollen, so daß
Mellenbach erneut erklärte: „Bei wem ein jeder
von euch mir einen Korb holen will, ist mir tat-
sächlich ganz einerlei, nur holt ihn mir und erspart
das mir persönlich und namentlich den jungen
Mädchen.“

Na ja, denen mußte man es wohl wirklich ersparen, einen Freier abzuweisen, das sahen die drei um so deutlicher ein, je verworrener sonst im Laufe des Abends bei der Bowle ihre Gedanken wurden. Aber immerhin hatte die Bedingung, die Mellenbach stellte, auch ihre großen Bedenken. Heini der Sparsame versuchte sich klar zu machen, was die Hannelore wohl sagen würde, wenn er im Frack und weißer Binde, nein, im Waffenrock und mit Helm, vor sie hintrat und nicht für sich selbst, sondern für Mellenbach um sie warb. Und dasselbe versuchten Martini und Muehler sich von der Dorette und Melitta klar zu machen, aber das gelang ihnen absolut nicht mehr, und mit einmal hatten sie das auch gar nicht mehr nötig, nicht, als ob es ihnen inzwischen klar geworden wäre, sondern lediglich, weil sie sich Mellenbach gegenüber plötzlich mit Wort und Handschlag verpflichtet hatten, auf seine Bedingungen einzugehen, um vierundzwanzig Stunden später nach ihrer Rückkehr in die Garnison für ihn als Freierwerber aufzutreten. Da hatte alles weitere Nachdenken gar keinen Zweck mehr, denn was man verspricht, muß man auch halten, dafür überlegt man sich die Sache eben, bevor man sie verspricht.

Mit dieser alten Weisheit krochen sie endlich spät abends in das Biwakstroh, und mit der krochen sie nach ein paar Stunden wieder aus dem

Stroh heraus, und wie sie das Stroh aus den Haaren, von der Uniform und von den Stiefeln abschüttelten, so hätten sie am liebsten auch die Erkenntnis von sich abgeschüttelt, daß sie gestern abend ganz sicher viel mehr versprochen, als ihnen zu halten leicht fallen würde. Aber ein Zurück gab es nun nicht mehr für sie, und um den Auftrag, der ihnen verdammt scheußlich und niederträchtig in den Gliedern lag, wieder los zu werden, machten die drei sich, wie sie es miteinander verabredet hatten, vierundzwanzig Stunden nach ihrer Rückkehr in die Garnison des Mittags mit dem Glockenschlage zwölf Uhr auf den Weg. Jeder ging für sich seinen Leidensweg, denn wenn es schon ein Leid war, nicht für seine eigene Person um die anhalten zu dürfen, die man liebte, so war es erst recht ein Leid, deren Hand für einen Kameraden erbitten zu sollen. Allerdings, die Gewißheit, daß keins der jungen Mädchen Mellenbach erhören würde, hatten sie ja, aber trotzdem, schön war dieser Gang für keinen von ihnen. Na, wie alles in der Welt, würde auch der vorübergehen, und wenn sie sich nachher wiedersahen, würden sie frei nach Wilhelm Busch einander bei einem Glase Wein zurufen: „Na, Prosit, sagte Fritzchen Köhler, nach der Geschichte ist mir wöhler.“

Aber als sie sich dann wiedersahen, da starrten

sie sich schreckens- und totenbleich in das Gesicht, denn es war geschehen, was keiner von ihnen für möglich gehalten hätte. Die Hannelore hatte Mellenbachs Antrag angenommen, die Dorette hatte Mellenbachs Antrag angenommen, und die Melitta hatte Mellenbachs Antrag erst recht angenommen, und alle drei erwarteten ihn baldmöglichst, um es ihm auch noch persönlich sagen zu können, daß sie schon lange auf diesen seinen Antrag gewartet hätten. Mellenbach hatte, wie einst der selige Bräsig, plötzlich drei Bräute, und als sie mit schlotternden Gebeinen zu dem in die Wohnung kamen, um ihm den Verlauf ihrer Besuche zu schildern, soweit sie sich auf die Einzelheiten dieses Besuches überhaupt noch entsinnen konnten, da hatte er sogar anscheinend auch noch eine vierte Braut, wenigstens stand die im Bilde und in einem sehr hübschen Rahmen vor ihm auf dem Tisch und trug die Unterschrift: „Für alle Zeiten Deine kleine Alice!“ Und wie lange würde es noch dauern, dann standen drei weitere Photographien vor ihm mit den Aufschriften: Für immer Deine Hannelore, für immer Deine Dorette, für immer Deine Melitta.

Donnerwetter noch mal, das war eine schöne Geschichte. Das sah Mellenbach schließlich noch mehr ein, als die drei Kameraden, die überhaupt keinen klaren Gedanken zu fassen vermochten, die

es auch nicht fertig brachten still auf den ihnen angebotenen Stühlen zu sitzen, sondern die wie brüllende Löwen, die bei Hagenbeck noch keinen Tanz- und Anstandsunterricht durchmachten, in dem Zimmer auf und ab rannten und sich gegenseitig um- und anrannten, bis sie schließlich mit einem Gebrüll, das drei wirklichen Löwen alle Ehre gemacht hätte, auf Mellenbach zustürzten und dem erklärten: „Wir dulden es ganz einfach nicht, daß du die Hannelore, die Dorette, die Melitta heiratest, wir geben es nicht einmal zu, daß du auch nur eine von denen bekommst, denn wir drei lieben die drei, und wir drei glaubten, die drei liebten uns.“ Bis Heini der Sparsame plötzlich ganz geknickt auf einen Stuhl sank und vor sich hin stöhnte: „Kellner, zahlen, Kellner, zahlen. Aber nein,“ verbesserte er sich jetzt, als die anderen ihn verständnislos anstarrten: „Ich meine natürlich nicht, Kellner, zahlen, sondern ich wollte sagen: Zahlkellner. Erinnerst du dich noch deiner kurzen Rede, Mellenbach, die du uns einmal über das Thema hieltest, alle Menschen wären Zahlkellner? Alle sehen in jedem, der mehr hat als sie selbst, ein höheres Wesen, vor dem sie sich beugen und demütigen, ja, daß sie den sogar heirateten, wenn er reicher sei als sie selbst, den sie auch dann heirateten, wenn sie ihn nicht lieben. O Weiber, Weiber, Weiber!“

Aber während Heini der Sparsame, wenn auch eigentlich sehr gegen seine Überzeugung, die Weiber verwünschte, saßen Hannelore, Dorette und Melitta, von denen die beiden letzteren sich der Verabredung gemäß sofort zu Hannelore begeben hatten, nachdem sie alle drei Mellenbachs Antrag annahmen, zusammen und wollten sich nun im jugendlichen Übermut vor Lachen ausschütten. So, nun hatte Mellenbach seine Strafe dafür weg, daß er damals im Kasino die Kameraden ermahnte, ihrem Gelöbniß treu zu bleiben und keine von ihnen zu heiraten. Und nur ein Glück, daß sie ihm diese Strafe hatten diktieren können. Daß sie das aber gekonnt hatten, verdankten sie, wie sie es sich auch jetzt wieder eingestanden, wirklich nur einem mehr als glücklichen Zufall, denn wenn Hannelores Vater, der Major von Mielitz, es bei der letzten Biwaksbowle im Interesse seines Kindes, dessen stillen Herzenskummer er schon lange als zärtlicher Vater kannte, nicht mit angesehen und es nicht halb freiwillig, halb unfreiwillig mit belauscht hätte, was Muehler, Hohendorf und Martini so lange und ausführlich mit Mellenbach besprachen, dann hätten sie ja gar nicht gewußt, daß die zu ihnen kommen würden und was es bedeuten sollte, daß die bei ihnen für Mellenbach würben. Wie der sich den Verlauf dieser Besuche dachte, wußten sie natürlich von

Anfang an sehr genau. Der erwartete, daß eine jede von ihnen dem Freier, der für Mellenbach vor ihr stand, mit tränenerstickter Stimme erklären sollte: „Pfui, wie können Sie bei mir auch nur ein Wort für einen anderen einlegen, wissen Sie denn nicht, daß ich nur Sie liebe, und haben Sie selbst mich nicht glauben gemacht, daß auch Sie mich lieben?“ Und in dieses Geständnis hinein sollte die Mutter mit dem Segen stürzen, den sie schon gestern abend gewunden hatte und mit dem die erwartungsvoll im Zimmer nebenan hinter der Tür bereit stand. Jawohl, so hatte Mellenbach sich das gedacht, damit er als der Anstifter der ganzen Verschwörung nicht als erster gewissermaßen an dieser zum Verräter wurde. Aber trotzdem, leicht war es ihnen nicht geworden, seinen Scheinantrag, wenn auch nur im Scherz, anzunehmen, denn so erstarrt und so versteinert hatte ein jeder von den dreien dagestanden, daß eine jede von ihnen mit jedem der drei Unglücklichen das aufrichtigste Mitleid empfand, obgleich, nein, weil ihnen da erst klar wurde, wie sehr sie geliebt wurden.

Aber trotz alledem, eine Strafe hatten die auch dafür verdient, daß die so ohne weiteres an der Kasinoverschwörung teilnahmen. Na, die Strafe hatten sie nun weg, und lange würden sie glücklicherweise nicht unter der leiden, denn die drei

mußten ja sehr bald zu der Erkenntnis kommen, daß es keiner von ihnen mit dem Jawort an Mellenbach auch nur einen Augenblick ernst gewesen sei. Wie aber würde der selbst die drei Jaworte aufnehmen, und vor allen Dingen, wie ging die Sache nun weiter und wie kam die zu dem Schluß, den sie sich für sich selbst, aber auch für die wünschten, die sie in Wirklichkeit liebten und die sie wiederliebten? Wie sollte sie, die Hannelore, zu ihrem Hohendorf, die Dorette zu ihrem Fritzchen, der jetzt wieder ein Zöpfchen hatte und den sie trotzdem immer noch liebte, und wie sollte sie, die Melitta, zu ihrem Muehler mit der reizenden Tante Clärchen kommen, ohne daß die Herren deswegen wortbrüchig zu werden brauchten? Darüber zerbrachen sie sich den Kopf und darüber ergingen sie sich in Vermutungen, daß sie gar nicht merkten, wie die Zeit verstrich, und daß sie alle drei kaum danach hinhörten, als das Zimmermädchen die Tür öffnete und irgend etwas vor sich hin murmelte, bis plötzlich alle drei mit einem lauten Schreckensschrei in die Höhe fuhren, als jetzt Mellenbach vor ihnen stand. Und was das schlimmste war, er war, wie sie ihm sofort ansahen, der Situation und dem Augenblick gewachsen. Stolz und aufrecht stand er ihnen gegenüber, während ein leises, übermütiges Lächeln seinen Mund umspielte, weil er sich sichtbar über

ihre tödliche Verlegenheit amüsierte, bis er ihnen nun zurief: „Aha, meine drei Bräute! Offen gestanden, meine Damen, auf das Glück, Sie alle drei hier anzutreffen, war ich nicht vorbereitet, als ich mich auf den Weg machte, um mich bei jeder von Ihnen einzeln zu bedanken, daß Sie meinen Antrag annahmen. Daß ich das Glück haben würde, nun alle drei Verlobungsküsse auf einmal zu bekommen —“

„Nicht einen einzigen bekommen Sie,“ unterbrachen Hannelore, Dorette und Melitta ihn erschrocken und empört zugleich, bis Hannelore, die sich, schon weil sie hier zu Hause war, als erste faßte und ihm nun ihrerseits zurief: „Herr von Mellenbach, müssen wir Ihnen erst eingestehen, daß es sich bei dem Jawort, das wir Ihnen sandten, um einen, wenn auch vielleicht sehr unüberlegten Scherz handelte, oder um eine Strafe für Sie, oder um eine Strafe für die drei anderen? Müssen wir Ihnen das erst eingestehen und näher erklären?“

„Nein, meine Damen, beides haben Sie nicht nötig,“ beeilte Mellenbach sich, Fräulein Hannelore und damit zugleich Fräulein Dorette und Fräulein Melitta zu beruhigen, „was Sie mir da eben andeuteten, habe ich mir sofort selbst gesagt, nachdem ich mich von dem ersten Schrecken, ich

meine natürlich von der ersten freudigen Überraschung erholt hatte, allein hier im Städtchen drei Bräute auf einmal gefunden zu haben. Das habe ich Hohendorf, Martini und Muehler auch klar zu machen versucht, aber mir glauben sie das nicht, das werden die drei nur Ihnen glauben, und auch nur dann, wenn Sie ihnen das nicht schriftlich, sondern mündlich erklären," und bei dem Wort „mündlich“ machte er mit seinen Lippen eine so deutliche Kußbewegung, daß die drei jungen Damen über und über erröteten. Und abermals war es Hannelore, die sich zuerst wieder faßte, so daß sie jetzt meinte: „Was Sie uns da eben andeuten, Herr von Mellenbach, haben wir uns natürlich selbst gleich gesagt, nachdem wir uns von dem ersten freudigen Schrecken, ich wollte natürlich sagen, von der ersten schrecklichen Überraschung, wenn auch nur zum Schein, mit Ihnen verlobt zu sein, erholt hatten. Aber wie soll es nur zu dieser mündlichen Aussprache kommen? Wir wissen nicht, wie die herbeigeführt werden kann, und wenn Sie nicht wollen, Herr von Mellenbach," setzte sie nun mit erhobener Stimme hinzu, „daß wir drei auf unserer Verlobung mit Ihnen bestehen und an der festhalten, dann müssen Sie schon so oder so einen rettenden Ausweg finden.“

Mellenbach stöhnt unwillkürlich schwer auf, dann meinte er: „Das Rezept ‚so oder so‘ ist mir

schon einmal, wenn auch von anderer Seite, verordnet worden, aber ich habe die dazu passende Medizin immer noch nicht bekommen können, und auch wie ich sie jetzt finden soll, wissen wohl nur die Götter." Bis er nun mit einmal ein mehr als vergnügtes Gesicht machte, und sich an Hannelore wendend, diese mit frohlockender Stimme fragte: „Sagen Sie bitte, gnädiges Fräulein, haben Sie vielleicht ein Klavier im Hause?“

„Das schon,“ gab Hannelore verständnislos zur Antwort, „aber was wollen Sie denn nur mit dem?“

„Ich? Nichts, gnädiges Fräulein,“ gab er übermütig zurück, „aber vielleicht setzen Sie, meine Damen, sich dreisitzig an das Instrument und spielen mir sechshändig den schönen Choral vor: ‚Warum in die Ferne schweifen? Sieh‘, das Gute liegt so nah!“ und ohne die Antwort der jungen Damen abzuwarten, fuhr er schnell fort: „Daß das kein Choral ist, weiß ich natürlich, aber es ist der einzige richtige Text, der zu diesem großen Augenblick paßt, denn die beste Lösung ist bekanntlich immer die einfachste, und die habe ich eben gefunden. Ich werde mir die Kameraden heute nachmittag im Kasino vornehmen und ihnen erzählen, der Zufall hätte mich heute morgen mit Ihnen, meine Damen, zusammengebracht, und bei der Gelegenheit wäre durch einen unglücklichen

Zufall das Gespräch auf das Ihnen durch die Klatschereien der entlassenen Minna bekannt gewordene Kasinogeheimnis gekommen. Selbstverständlich hätte ich es Ihnen gegenüber, um Sie durch die Wahrheit nicht zu verletzen, für meine ritterliche Pflicht gehalten, Ihnen zu versichern, daß an dem ganzen Gerede kein wahres Wort sei, ja, noch mehr, als ich trotz dieser meiner Versicherung in Ihren Gesichtern leise Zweifel an der Wahrheit meiner Behauptung gelesen hätte, da hätte ich mich verpflichtet, Ihnen irgendeinen Beweis dafür zu erbringen, daß das Gerede tatsächlich weiter nichts ist, als eben nur ein Gerede. Und im Zusammenhang damit, schon damit wir alle Ihnen dreien wieder offen und frei in die Augen sehen können, werde ich fordern, daß drei von uns sich opfern, um Ihre drei Hände zu erhalten, und ich werde es durchzusetzen wissen, daß Hohendorf, Martini uns Muehler als die Opferlämmer auserwählt werden, schon weil die damals an dem Kasinonachmittag, wenn auch nur im Scherz, davon sprachen, eine von Ihnen heiraten zu wollen.“

Mit leuchtenden Augen hatten Hannelore, Dorette und Melitta ihm zugehört, um ihn jetzt mit den Worten zu unterbrechen: „Ach, ja bitte, Herr von Mellenbach, bitte, tun Sie das, und wenn Sie das fertig bringen, dann, dann —“

„Nicht wahr,“ unterbrach Mellenbach sie nun belustigt und übermütig, „dann bekomme ich hinterher von Ihnen vielleicht doch noch die drei Küsse, die Sie mir als meine drei Bräute schuldig geblieben sind? Nun aber gestatten Sie mir, mich zu verabschieden, damit ich die drei Unglücklichen tröste, die in meiner Wohnung auf meine Rückkehr warten. Ich glaube zwar nicht, daß ich denen erst viel zureden muß, damit sie keinen Widerspruch erheben, wenn sie heute nachmittag als Opferlämmer aus erkoren werden, aber auf der anderen Seite muß ich ihnen doch wohl noch einige Instruktion erteilen, damit sie heute nachmittag in der Freude ihres Herzens als Opferlämmer ein nicht zu lautes Freudengeblöke anstimmen, und damit sie der Allgemeinheit nicht verraten, wie in Wirklichkeit alles zusammenhängt. Damit empfehle ich mich Ihnen, meine Damen, ich bitte nur um Erlaubnis, Ihnen bei dem Abschied sagen zu dürfen, daß es zwar nur ein kurzes, aber dennoch ein aufrichtiges Vergnügen für mich war, mit Ihnen zwar nur einseitig und trotzdem dreiseitig verlobt gewesen zu sein. Möchte dieser falschen Verlobung hoffentlich schon morgen die richtige folgen.“

„Ach ja, möchte sie das,“ stimmten ihm Hannelore, Dorette und Melitta bei, als Mellenbach gleich darauf gegangen war, und ihre Hoffnung

ging in Erfüllung. Nicht ohne den gewünschten Erfolg lud Mellenbach am Nachmittag die Kameraden im Kasino zu einer großen Bowle ein, und als es dann soweit war, daß er wiederum der einzige ganz Nüchterne war, da hielt er eine flammende Rede, an deren Schluß es jeder einsah: als man damals den Entschluß faßte, ahnte man nicht, daß die jungen Damen jemals etwas von dem erfahren würden. Nun aber, da die etwas erfuhren, blieb ihnen tatsächlich nichts anderes übrig, als daß drei von ihnen sich opferten, und gerade weil Heini der Sparsame, Martini und Muehler sich mit Händen und Füßen dagegen sträubten, geopfert zu werden, fiel die allgemeine Wahl auf sie, und lediglich im Interesse der Kameraden und mit Rücksicht auf die jungen Damen erklärten die sich endlich, endlich bereit, die Wahl übernehmen zu wollen.

Vierundzwanzig Stunden später gab es im Städtchen und im Regiment drei glücklich Verlobte, nein vier, wenn der vierte auch noch heimlich verlobt war. Aber der vierte, Mellenbach, war trotzdem der Glücklichste von allen, wenigstens bildete er sich das, wie ein jeder das tut, ein, denn zum erstenmal freute er sich jetzt seines Reichtums, erstens, weil seine kleine Alice ihm bewiesen hatte, daß sie in bezug auf ihre Gesinnung mit keinem Zahlkellner irgendwie ver-

wandt oder verschwägert war, dann aber hauptsächlich, weil auch er sich in den letzten Tagen zu der alten Erkenntnis durchgerungen hatte: unser Reichtum macht uns nur dann glücklich, wenn wir den dazu benutzen, andere durch ihn glücklich zu machen. Und er, er wollte seine kleine Alice verziehen, beschenken und verwöhnen, wie man nur immer einen Menschen, den man über alles lieb hat, verziehen und verwöhnen kann.



Anmerkung zu Seite 164:

In Zahna (heute: 06895 Zahna-Elster, Kreis Wittenberg, Sachsen-Anhalt) gab es am Anfang des 20. Jahrhunderts eine weitbekannte Rassehunde-Züchterei und -Handlung mit dem Namen
Caesar und Minka

Anmerkung zu Seite 355:

Der Landinspektor Zacharias Bräsig ist die Hauptperson in: Fritz Reuter, Ut mine Stromtid.
